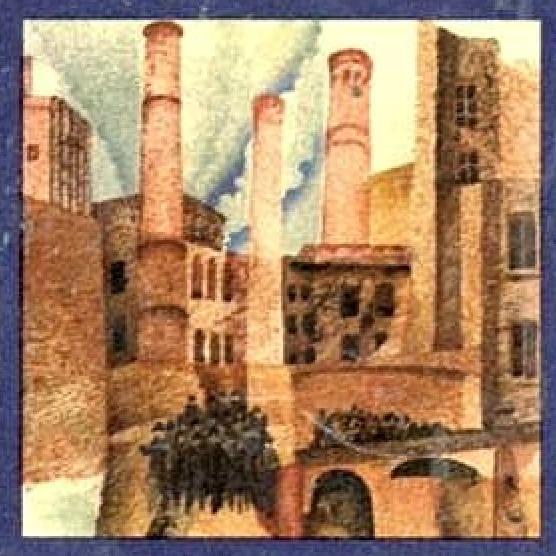
Arsenal

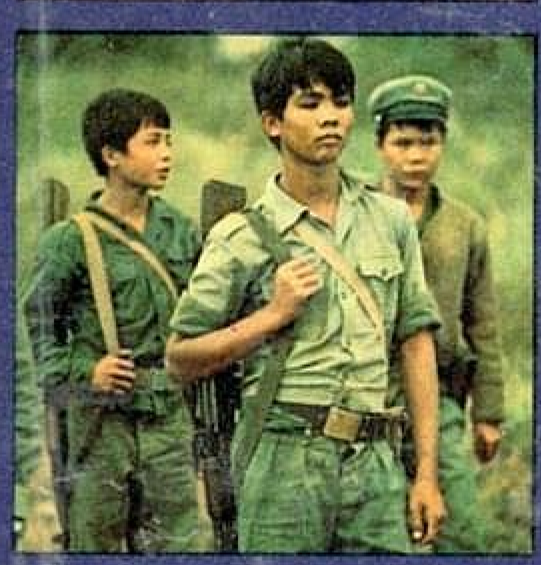












Bewährungsprobe
als Zugführer.
Ein Arbeitergeneral
erzählt von
wichtigen Fronten des
Klassenkampfs.
Ausbildung und
Bewaffnung
der Sowjetarmee.

Schießen — ohne
das Ziel zu sehen?
Die Rote Garde
im Kampf
gegen
die Konterrevolution.
Peters Weg zur
Offiziershochschule.
Mein Bruder
will Jagdflieger
werden.
Grenzdienst.

Im Hubschrauber
von Vientiane in die
Ebene der Krüge.
Nachrichten-
verbindungen
im modernen Gefecht.
Luftaufklärung
mit einer alten
„Voisin".

Für die sozialistische Revolution,

Januar 1919

für die Diktatur des Proletariats.

Die gesamte gesetzgebende, vollziehende, richterliche Gewalt muß daher ungekürzt und ausschließlich in den Händen der städtischen und ländlichen Arbeiter einschließlich des nur scheinbar selbständigen kleinen Mittelstandes und der proletarischen Soldaten liegen,

die allein in direkter Aktion, Macht gegen Macht die Zwingburg des Kapitals brechen können.

Die Bedrohung ist um so ernster, je mehr sich auch außerhalb des Militärs die reaktionären Kräfte neu konsolidieren und in Bürgerwehren und Weißen Garden bewaffnen;

je mehr das revolutionäre Proletariat entwaffnet wird; je mehr in den Massen das Feuer der Begeisterung für die bisherige Revolution abzufla

K

BORSIG BANK

Vorwärts

… beginnt!

…l Liebknecht

Bildung einer proletarischen Roten Garde zum ständigen Schutze der Revolution und Heranbildung der Arbeitermiliz ....

Rosa Luxemburg

Arsenal

2

Ein Sammelband
über Militärwesen und
sozialistische Landesverteidigung
für junge Leute



Militärverlag
der
Deutschen
Demokratischen
Republik

Illustrationen von Gerhard Preuss

© Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik (VEB) — Berlin 1978

Inhalt

Der Einstand

Oberstleutnant Ernst Gebauer



„Noch Fragen?“ Leutnant Reimund Rust schaut in die Gesichter seiner Soldaten. Keiner meldet sich. Also nicht, denkt er. Aber die Antwort, die er sich selber gibt, behagt ihm nicht.

Sein Blick schweift über die noch immer sommerlich trockene Heide. Lang war der Sommer und heiß, und er ist scheinbar noch nicht zu Ende. Ihm ist's, als habe er diese Zeit in Meilenstiefeln durcheilt. Da waren die letzten Monate des Studiums an der Offiziershochschule, die Sorgen mit der Abschlußarbeit, die Prüfungen und die Hauptprüfung, das Truppenpraktikum. Aber dann war das Ziel des Studiums erreicht: die Ernennung zum Leutnant. Das „Sehr gut“ im Hochschulzeugnis, es ist schon ein Pfund. Urlaub gab es. Die Ostsee, er genoß sie wie ein Durstender. Herrliche Tage, die für ihn mit dem forschen Satz „Leutnant Rust meldet sich zum Dienstantritt!“ endeten. Das erste Mal, daß er bewußt den Dienstgrad Leutnant vor seinen Namen setzte.

Genau zwölf Tage ist das her.

Gleich werden sie einen Angriff fahren. „Der Zug greift an ...!“ Leutnant Rust sieht sich für den Moment wieder im Taktiksaal der Offiziershochschule, vor dem Sandkasten. Wie oft haben sie dort

Leutnant Reimund Rust, mot. Schützenzugführer, 23 Jahre alt. Liebt seinen Beruf, weil er ihn stets vor neue Entscheidungen stellt. Bereits während seiner Oberschulzeit arbeitete er aktiv in einem FDJ-Bewerberkollektiv für militärische Berufe und in der GST. Nach seinem Abitur studierte er an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann“.

Mot. Schützen verfolgen, unterstützt durch ihre Schützenpanzer, in der Tiefe seiner Verteidigung den zurückweichenden „Gegner"

mit diesem Satz begonnen, Gefechtsbefehle zu formulieren. Nach seinen Entschlüssen und denen der anderen Genossen sind sie dann auch gefahren, im Sandkasten. Ob mit Erfolg oder nicht, immer stellten sie danach die Modelle der Schützenpanzer wieder in den Schrank zurück. Wenn sie etwas verpatzt hatten, nahmen sie sich vor, in der nächsten Unterrichtsstunde besser zu sein.
Daß sie aber gar keine Fragen haben? Leutnant Rust schaut wieder auf seine Soldaten. Am liebsten möchte er's ihnen noch mal erklären. Wenn nun dieser Angriff schief geht? Seine 21 Soldaten und sieben Unteroffiziere, die kann er nicht in den Schrank stellen. Er muß es dann an Ort und Stelle verantworten, so oder so.
In Kompaniekolonnen folgt das mot. Schützenbataillon den angreifenden Panzern, die die „Feuernester der gegnerischen Gefechtsvorposten" bekämpfen. Die Panzer durchbrechen diese Sicherung und erhöhen das Tempo. Die Schützenpanzer mit den mot. Schützen folgen. Da schlägt den Angreifern aus der vorderen Linie der „gegnerischen Verteidigung' Artilleriefeuer entgegen.
„Kompanie, in Zugkolonne vorwärts!" Leutnant Rust führt den zweiten Zug. Der muß nun nach rechts. Das fünfte und das sechste Fahrzeug fahren auch so. Nur Nummer vier, auf dem Rust als Zugführer sitzt, fährt geradeaus weiter. „Nach rechts, Schröder, nach rechts!" Das muß dem doch in den Ohren dröhnen. Rust kann nicht lauter schreien. Verzweifelt schüttelt Rust den Unteroffizier. Der dreht sich erschreckt um. Und bevor Rust sich im klaren ist, ob Schröder den Befehl begriffen hat oder nicht, sitzen sie fest. Unteroffizier Schröder hat den Schützenpanzer so in den Graben gefahren, daß er ohne fremde Hilfe nicht mehr herauskommt.
Und keiner hatte eine Frage.
Leutnant Rust zwingt sich zur Ruhe. Er ruft über Funk den Kompaniechef, doch er bekommt ihn nicht, ruft die Bataillonsbergegruppe, die kann nicht kommen. So steigt er um. Sein zweites Fahrzeug läßt er ebenfalls zurück. Es soll Schröder helfen, den Schützenpanzer aus dem Graben zu ziehen. Mit einem einzigen Schützenpanzer greift Leutnant Rust weiter an. Und er fühlt sich hundsmiserabel dabei.
Kühl nimmt Oberleutnant Pingel, sein Kompaniechef, die Meldung entgegen. Mehr als nötig wird dabei nicht gesprochen. In des Oberleutnants Augen sitzt die Frage: Soll das Ihr Einstand sein, Genosse Leutnant?
Rust wußte es ja, er wird es zu verantworten haben, aber wie?
Zum Nachdenken bleibt ihm keine Zeit. Das Bataillon hat einen neuen Sammelraum bezogen. Technische Wartung an den Schützenpanzern ist durchzuführen, Essen wird verteilt, Übungsmunition ausgegeben. Vom Bataillon verlangt die Übungslage, daß es sich zeitweilig verteidigt, am Rande der „schwarzen Berge", einer flachen Hügelkette.
Noch wirft die untergehende Sonne gleißend ihr Licht in den Hochwald, doch sie wärmt nicht mehr. Die Schatten sind tief und dunkel. Die Nacht, man ahnt es, wird ebenso werden. Für all das hat Leutnant Rust keinen Blick. Bei Einbruch der Dunkelheit soll er die Kompanie in den Verteidigungsraum führen. Ihm, dem Neuen, hat es der Kompaniechef befohlen. Ihm, der nur weiß, daß dort hinten, nach zwei oder drei Jagen, der „Acker" beginnt, eine beträchtlich lange und ebenso breite Sandfläche mit wenig Bewuchs. Auf der es wohl Wege gibt, die aber jeder so kreuzt, wie es seine Lage erfordert. Dieser Notwendigkeit kann kein Topograph nachkommen. Das weiß Rust. Trotzdem studiert er die Karte, sucht die Berge, die keine sind, und den günstigsten Weg dorthin.



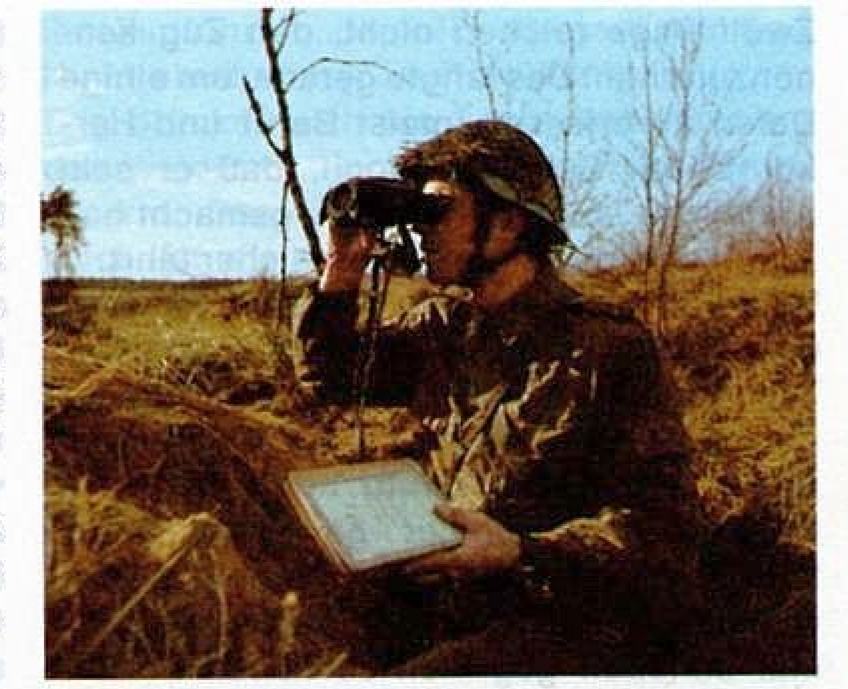
Da tritt ihm aus dem fahlen Dämmerlicht eine Gestalt entgegen.
Unteroffizier Schröder kommt zögernd näher. Schwer kommen die Worte über seine Lippen: „Genosse Leutnant, ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen. Sollten Sie bestraft werden, Genosse Leutnant, dann will ich zum Bataillonskommandeur gehen!"
Rust und Schröder stehen sich einen Moment lang gegenüber, bis Rust abwehrend die Hand hebt: „Genosse Schröder, für mich ist alles schon vergessen, auch der Tadel des Kompaniechefs!"
Und dann, im Weggehen: „... los, zum

Nach dem Angriff.
Ein Schützenpanzer auf der Fahrt in den Sammelraum.

Dort werden Vorbereitungen für die nächste Übungsetappe getroffen

In der Verteidigung.
Während die Gruppen die befohlenen Stellungen besetzen, weist Leutnant Rust die beiden vorn eingesetzten Gruppenführer in die taktische Lage ein

Schützenpanzer, es ist Zeit, Schröder!"
Weit reckt sich der Leutnant aus der Kommandantenluke hinaus. Kaum ist die Hand vor Augen zu sehen. Hat man die „schwarzen Berge" deshalb so benannt, weil sie nicht zu sehen sind? Er schaut nach hinten. Die Kompanie folgt ihm. Zwei, drei Fahrzeuge kann er noch sehen, die anderen hört er nur. Es ist nicht Schröder, mit dem er jetzt fährt, es ist der Fahrer des Kompaniechefs.
Warum nur hat er auf seiner Maschine einen Schröder, der jetzt wahrscheinlich ängstlich an den Lenkknüppeln zerrt, das Beste will, aber nicht kann?



Leutnant Rust auf seiner B-Stelle. Der Zugführer hat in einem Schema seinen Entschluß zur Verteidigung des ihm zugewiesenen Abschnitts festzuhalten. Darin sind u. a. enthalten: die Stellungen der Gruppen und deren Waffen, wie IMGs, Panzerbüchsen, und auch die Stellungen der Schützenpanzer.
Dazu kommen die Schußsektoren für die einzelnen Waffen und Schützenpanzer und erste Angaben über die Feuerleitung

Der Zug des Leutnants Rust als Gefechtsaufklärungstrupp. Sich gegenseitig deckend, fahren die drei Schützenpanzer des Zuges in den befohlenen Raum

Zwölf Tage reichen nicht, den Zug kennenzulernen. Das langte gerade, um einige Daten zu erfassen, meist Beruf und Herkunft. Bei Schröder noch, daß er sein Abitur mit einer glatten Eins gemacht hat. Aber auch, daß er äußerst unsicher fährt.

Rust hat sich mit den anderen Fahrern unterhalten; denn er sah in den wenigen Tagen, daß sie sich über Schröder lustig machten. Der hatte für sie zwei linke Hände. Aber Rust erfuhr noch mehr. Da wäre sein Vorgänger gewesen. Oberfeldwebel Goldenbow, ein unruhiger Typ, wie sie sagten. Da brauchte Schröder nur mal daneben gegriffen zu haben in den Gängen, gleich hätte Goldenbow losgepoltert: „Weg vom Lenkrad!" und wäre dann selber gefahren.

Rust wollte kein Goldenbow sein, deshalb sagte er zu Schröder: „Bei mir werden Sie fahren, mit meiner Unterstützung werden Sie es schaffen!"

Ob er da nicht zu voreilig war? Wäre eine Umsetzung Schröders auf das dritte oder zweite Fahrzeug des Zuges nicht gar besser gewesen? Dort könnte er ihm auch helfen. Als Zugführer nicht vorwärts zu kommen, ist doch recht blamabel.

Je besser der Fahrer des Kompaniechefs auf Rusts Weisungen reagiert, um so nagender werden die Zweifel bei Rust.

Behäbig liegen die „schwarzen Berge" in der Nacht. Die Hügel, die keine Berge sind. Leutnant Rust hat den Auftrag erfüllt. Die Züge beziehen die ihnen zugewiesenen Verteidigungsabschnitte. Der zweite Zug wieder nach rechts. Fast 500 Meter hat er zu besetzen, aber die Geländebedingungen lassen es zu. Vorderhangstellung, Schußfeld bis — ja, wenn die Nacht nicht wäre.

Sie haben noch keine Berührung mit dem „Gegner". Sie graben die ganze Nacht Stellungen für die Schützenpanzer, Gruppenstellungen für die mot. Schützen. Leutnant Rust hockt mit seinen drei Gruppenführern neben einem Ginsterbusch. Er stellt ihnen die Aufgaben, weist ihnen die Schußsektoren und Stellungen zu. Vor allem sollen sie tarnen. Tarnung, nachts? Den Unteroffizieren liegt die Frage auf der Zunge. Aber Rust mahnt, es gäbe keine absolute Dunkelheit.

Immer könne man mit geübtem Auge, mit guten Gläsern Umrisse erkennen, von Infrarot ganz zu schweigen. Man solle, so verlangt er, alle Umrisse tuschieren. Äste an den Schützenpanzern anbringen, daß ihre markanten Silhouetten verschwimmen. Ausgegrabenen hellen Sand sofort abdecken, Grasbüschel an die Stahlhelme binden und die Gesichter schwärzen. Der zweiten Gruppe habe er mit Absicht einen kleineren Abschnitt gegeben, weil sie an der äußersten rechten Flanke des Bataillons stehe. Einen Nachbarn gäbe es nicht. Die Flanke sei also offen.

Als wenn der Tag und die Nacht verhext gewesen wären! Wenig später meldet ihm ein Soldat der zweiten Gruppe, Unteroffizier Behrendt habe sich den Fuß verstaucht und könne nicht laufen. Was tun? Rust überlegt alles Mögliche. Im realen Gefecht wird auch nicht vorher bestimmt, wen es treffen soll. Ein vertretener Fuß ist keine Verwundung. Aber laufen kann der Mann auch nicht. Eilig folgt Rust dem Soldaten. Sie sehen, wie sich Behrendt mühsam auf einem Bein fortbewegt. Wenn er jetzt stolpert, bei der Finsternis, wird's schlimmer.

Leutnant Rusts Befehl ist kurz: „Genosse Behrendt, ihr Richt-Lenk-Schütze, Gefreiter Ziar, übernimmt die Gruppe. Sie besetzen die Funktion des Gefreiten auf dem Schützenpanzer!" Rust ist sich seiner Entscheidung sicher. Auch im Gefecht wäre ein vertretener Fuß kein Grund, aus dem Kampf auszuscheiden. Auf dem Fahrzeug ist Behrendt erst mal in Ruhe, was den Fuß betrifft. Gefreiter Ziar enttäuscht seinen Leutnant nicht. Nur wenig später

als die anderen Gruppenführer liefert er seine vorbildlich ausgearbeitete Verteidigungsskizze ab. Rust hat daran nichts auszusetzen. Der Junge muß förmlich jedes Loch selbst inspiziert haben. Die Flanke ist gesichert. Mit gutem Gewissen fertigt Rust für den Kompaniechef das Verteidigungsschema an. Es wird ihm bestätigt. Da gibt er die letzten Befehle und weitere Signale bekannt. Munition wird verteilt. Als der Morgen graut, greift der „Gegner" an.

Die Arbeit in der Nacht hat sich gelohnt. Die den „Gegner" darstellenden Genossen einer anderen Einheit, das sieht Rust, haben sie hier nicht erwartet. Sie brauchen viel Zeit, um zu reagieren und in Gefechtsordnung zu kommen. Wertvolle Zeit, die auch deren Lage immer kritischer werden läßt. Die Verteidiger nutzen ihren Vorteil. Rust kommt es vor, als schössen Kanonen, so geschlossen wirkt das zusammengefaßte Feuer der mit Platzpatronen schießenden MPi-Schützen seines Zuges. Dann treten sie selbst zum Angriff an.

Rust läuft jetzt knapp hinter der zweiten Gruppe. Er will in der Nähe des Gefreiten bleiben. Er hört, wie die Soldaten keuchen, auch er hat zu tun. Aber sie reagieren phantastisch. Das ist ein Angriff! So etwas hat er in seiner ganzen Armeezeit noch nicht gesehen! Das haben sie auch an der Schule nicht so hinbekommen. Er schaut nach hinten. Die Schützenpanzer folgen, einer deckt den anderen. Er sieht, wie sich die Türme drehen. Sie richten die erkannten Ziele an. Auch Unteroffizier Schröder hält sich in der Ordnung, und dies nach dem gestern verpatzten Angriff! Nach einer Nacht schwerer Arbeit. Keiner kann Gedanken lesen. So bleibt Rust das „Meinungsbild" seines Zuges trotz angestrengter Überlegung verborgen. Daß er sie durch seinen eigenen Einsatz begeistert, darauf kommt er nicht. Alle sehen, ihr Zugführer „dampft" ebenso wie sie. Nicht einen Meter läuft er weniger.

Eng drücken sich die Schützenpanzer an den Waldrand, flüchtig gegen Fliegersicht getarnt. Das Bataillon ist marschbereit. Noch ist die Übung nicht zu Ende. Ein Marsch per Kette in den kilometerweit entfernten Standort, ihre letzte Etappe. Zweimal ist es Tag geworden, seit sie der Alarm aus den Betten holte. Ruhe hat es, heut wie gestern, kaum gegeben. Nach dem Angriff war Sammeln, technische Wartung, kurzes Waffenreinigen. Dann wurde Essen verteilt. Manch einer kaut noch jetzt an seinem Frühstück. Fehlender Schlaf ist kein besonderer Appetitanreger. Leutnant Rust ist ebenso müde wie seine Soldaten. Er will es nicht zeigen. Nun muß er wieder mit Schröder fahren, mitten in der Kolonne. Soll er, oder soll er nicht?

Doch dann geht Rust zu Schröder. Der Unteroffizier kommt ihm schon entgegen, so, als erwarte er etwas Unangenehmes. Rust nimmt ihn etwas zur Seite. „Genosse Schröder, während des ganzen Marsches bleiben Sie mit mir über Bordsprechanlage verbunden. Sie fahren so, wie ich es Ihnen sage. Wenn ich nichts sage, dann fahren Sie so, wie Sie es selbst einschätzen können. Nur wenn Sie mal einen Fehler machen, schalte ich mich dann ein!" Huscht da Freude über das Gesicht des Jungen? Dachte er etwa, er soll seinen Platz am Lenkknüppel freimachen, wie es Oberfeldwebel Goldenbow verlangte? Nagen sogar an Schröder Zweifel, als er sagt: „Bitte, Genosse Leutnant, sagen Sie es mir so, daß ich dran bleiben kann, damit die anderen mich nicht wieder auslachen können!"

Den beiden bleibt keine Zeit mehr, Worte zu tauschen und Gedanken zu erraten. „Aufsitzen! Motoren anlassen!" Mal mit gelben, mal mit roten Fähnchen werden die Befehle der Kolonne übermittelt.



Aus der Kommandantenluke heraus beobachtet Leutnant Rust den Marschweg. Weit vor dem Fahrzeug sucht er nach Hindernissen, die richtig anzufahren er Schröder helfen will. Mit ruhiger Stimme gibt er seine Weisungen: „Gas weg! Untersetzung 'rein! ... 'rausnehmen! Gas, wieder Gas geben!" Anfangs reagiert Schröder zu langsam. Doch mit jedem Meter gewinnt er an Sicherheit. Zwar reißt noch manchmal der Abstand zum Vordermann etwas auf, aber sie bleiben in der Norm, holen auf.

Nach etwa zehn Kilometern sagt Rust: „Schröder, ich sage jetzt nichts mehr, nun fahren Sie allein!" Mit einem extra lauten Knacken schaltet er sich aus der Bordsprechanlage aus.

Ein Fahrzeug nach dem anderen fährt auf den Hof des Fahrzeugparks des Truppenteils „Hans Kahle". Die Fahrer springen ab, vertreten sich die Beine. Einer der Unteroffiziere spricht Rust an: „Genosse Leutnant, Sie sind aber gut gefahren!" „Wieso", fragt Rust zurück, „wie kommen Sie darauf?" Er sei immer hinter ihm gefahren, meint der Unteroffizier, und Schröder bringe das nicht. Rust zeigt aufs Fahrzeug, wo Schröder eben aus der Fahrerluke steigt. „Das war Schröder!" Kopfschüttelnd geht der Unteroffizier weg. Rust sieht, daß Schröder an der Hand blutet. Da ahnt er, wie oft sich der Unteroffizier beim Schalten in seiner Erregung an dem Hebel der Motorschutzeinrichtung gestoßen hat. „Wie sehen Sie aus!" „Macht nichts, Genosse Leutnant, das heilt!" Mehr sagt er nicht. Man merkt, er freut sich wie ein Kind und genießt die staunenden Blicke der anderen Fahrer. Nichts können sie ihm vorwerfen. Und er meint, er hätte auch geschaltet, ohne daß einer sagen konnte: schönen Gruß ans Getriebe.

Mit seinem Fahrer freut sich Leutnant Rust, und er hat dabei das Gefühl, doch in der Lage zu sein, den Zug zu führen. An den Lehrmittelschrank im Taktiksaal der Offiziershochschule denkt er nicht mehr. Verantwortung, so spürt er, ist keine leichte, aber immer eine lohnende Sache.

Parktag im Truppenteil. Die Fahrzeuge werden auf eine neue Nutzungsperiode (Winter/Sommer) umgestellt.

Leutnant Rust gehört einer Arbeitsgruppe an, die die laufenden Arbeiten kontrolliert

An verschiedenen Fronten

Genosse Ewald Munschke, Arbeitersohn, Kommunist, Emigrant, Interbrigadist, Illegaler und General, berichtet aus seinem bewegten Leben.

Erika Rathmann

Frage

Sie wurden kurz nach der Jahrhundertwende in einem Berliner Arbeiterbezirk als Sohn armer Eltern geboren.

Das Wilhelminische Deutschland war ein Land, das gern mit dem Säbel rasselte, in dem das Militärische vor dem Zivilen den Vorrang hatte — wurde Ihre Kindheit und Jugend davon stark beeindruckt?

Antwort

Auch die Schöneberger Mietskaserne blieb nicht außerhalb dieser Einflußsphäre. Der deutsche Imperialismus verstand es sehr geschickt, die Jugend zu erziehen. Wir wurden beeinflußt vom Elternhaus — ich bin ja in einer zwar armen, aber frommen Familie aufgewachsen —, in der Schule, durch den Religionsunterricht — alles war bemüht, uns zu braven Soldaten zu machen.

Nein, wir blieben absolut nicht verschont von den Einflüssen der Reaktion. Die Arbeiter in unserer Wohngegend hatten alle nur knapp zum Leben, und viele von ihnen hingen an der Kirche, an der katholischen, der evangelischen oder an der Heilsarmee. Besonders offensichtlich wurde das zu Weihnachten, wenn die Arbeiterfamilien die milden Gaben religiöser Barmherzigkeit in Empfang nahmen.

Auch in der Schule betrachtete es jeder Lehrer als seine Pflicht, uns klarzumachen, daß die Zukunft der Menschheit nur „Deutschland, Deutschland über alles" heißen kann. Als dann der erste Weltkrieg begann, waren wir ja auch alle stramme Vaterlandsverteidiger. Da wurde zum Beispiel in der Schule Gold gesammelt. Wer ein Goldstück brachte, bekam einen Tag frei und eine eiserne Münze anstelle des Goldes. Und man kann sich vorstellen, wie wir unsere Eltern anbettelten, falls sie ein Goldstück hatten.

Das Ergebnis aller dieser Einflüsse zeigte dann der Kriegsausbruch 1914. Der größte Teil der Jugend folgte voller Begeisterung der Fahne, es brauchte vier Jahre Krieg und Hunger, bis es zur Revolution kam.

Frage

Ihr Weg zur revolutionären Arbeiterbewegung verlief nicht glatt und reibungslos, sondern auf Umwegen.

Warum kamen Sie, ein relativ junges, dafür nicht speziell theoretisch vorgebildetes Mitglied der KPD, in den Militärapparat der Partei; vor welchen besonderen Problemen stand dieser Bereich kurz vor der faschistischen Machtergreifung?

Antwort

Nun, den Weg zur Partei fand ich schon




Genosse Ewald Munschke: als Politkommissar des Tschapajewbataillons in Spanien und als General der Nationalen Volksarmee

1923, und ich war in dieser Zeit ein sehr aktives Mitglied. So war ich zuerst Zehnerkassierer, dann Gruppenkassierer, später im Ordnerdienst und Kurier der Bezirksleitung. Ich war Tag und Nacht unterwegs. Auch der bewaffnete Kampf lag für uns durchaus im Bereich des Vorstellbaren — wir hofften auf die Revolution und beschäftigten uns mit der Handhabung von Waffen und mit militärischer Ausbildung.
Doch 1924 hatte ich eine Auseinandersetzung mit meinem Org.-Leiter und trat aus der Partei aus. Aber das bedeutete keinen Bruch mit meiner bisherigen Umgebung, mit meinem Freundeskreis. Die Genossen traten weiterhin an mich heran und baten in diesem oder jenem Fall um meine Unterstützung. Und 1930 sagte ich mir, daß es Zeit sei, sich endgültig zu entscheiden, und wurde wieder Mitglied der Partei. Die Genossen, die mich kannten (einige von ihnen standen mit dem Militärapparat in Verbindung), wollten mich dafür gewinnen, obwohl dort eigentlich nur hineinkam, wer mindestens fünf Jahre Parteimitglied war. Trotzdem ich meine Bedenken äußerte, sagten die Genossen: „Das macht nichts, wir kennen dich."
Was wir dort für Aufgaben hatten?

Man muß bedenken, daß wir uns in dieser Zeit auf sehr harte politische Auseinandersetzungen vorbereiten mußten, und wir wollten versuchen, auf die Arbeiter im Waffenrock (obwohl das alles ihrer Klasse entfremdete Arbeiter waren) Einfluß zu gewinnen. Ganz konkret hieß das für uns: Zersetzungsarbeit unter der Polizei und unter der Reichswehr. Zumindest versuchten wir, Verbindungen zu bekommen, um einmal unser Propagandamaterial konkreter gestalten zu können und um zum anderen wenigstens ein loyales Verhalten der revolutionären Arbeiterbewegung gegenüber zu erreichen.
Es ist klar, daß alle Genossen, die dem Militärapparat angehörten, besonders im Schußfeld des Feindes standen.
Schon vor der Machtergreifung der Faschisten bereiteten wir deshalb den Übergang in die Illegalität vor. Ich lebte beispielsweise schon seit Oktober 1932 illegal und war nur unter dem Namen Paul bekannt. Den ganzen Apparat in die tiefste Illegalität zu überführen erwies sich als eine sehr schwere Aufgabe, da es dem Gegner gelungen war, in unsere Reihen Spitzel einzuschleusen. Nicht alle Genossen blieben auch standhaft bei den Vernehmungsmethoden, die seit dem 30. Januar 1933 üblich waren. Das hatte für mich weitreichende Konsequenzen. Ein Genosse wurde verhaftet und ist anscheinend weich geworden, denn die Gestapo suchte meine Wohnung auf (die nur ganz wenige kannten). Doch zum Glück war ich nicht zu Hause. Da ich aber auf die Dauer in Deutschland in großer Gefahr war, erhielt ich die Weisung, in die Sowjetunion zu emigrieren.

Frage

Hier erwartete Sie keine Ruhepause, sondern die Vorbereitung auf neue Kämpfe. Können Sie uns etwas sagen über Ihr Leben in der Sowjetunion, über Sinn und Inhalt Ihres dortigen Studiums?



Antwort
In die Sowjetunion wurde ich nicht geschickt, um auszuruhen. Ich sollte dort mein theoretisches Wissen vervollständigen und mich auf einen späteren Einsatz in Deutschland, auf den weiteren illegalen Kampf vorbereiten.
Als ich in Moskau eintraf, wurde mir gesagt, ich solle an einem Vierzehnmonatskursus an der Universität für die Völker des Westens teilnehmen. Das war keine Hochschule im üblichen Sinn, sondern eine Ausbildungsstätte für Emigranten und Antifaschisten aus westeuropäischen Ländern. Der Vorbereitungskurs dafür lief aber schon ein Vierteljahr, und das mußte ich alles nachholen. Das fiel mir sehr schwer, aber nach großen Anlaufschwierigkeiten habe ich es geschafft. Hauptstudienfach in den vierzehn Monaten war der Marxismus-Leninismus, aber auch Militärtheorie und Taktik gehörten zum Lehrprogramm.
Aus diesen vierzehn Monaten wurden über zweieinhalb Jahre. Der Einsatz in Deutschland kam nicht zustande. Dort flog eine Leitung nach der anderen auf. Die Genossen, die aus der Emigration zur illegalen Arbeit in die Heimat gingen, arbeiteten kurze Zeit und wurden dann verhaftet. Daraufhin wurde beschlossen, niemand mehr zum ständigen Einsatz nach Deutschland zu schicken, sondern die Arbeit mit Hilfe von Instrukteuren und Kurieren vom Ausland her zu organisieren. So studierte ich, arbeitete daneben für die Komintern und eignete mir ein Wissen an, das mir für kommende große Auseinandersetzungen einen klaren Kopf machte.

Frage
Im Juli 1936 putschten die reaktionären Generale gegen die spanische Volksfrontregierung. Wie Antifaschisten aus anderen Ländern, so gingen viele deutsche Emigranten nach Spanien, um in den Inter-



Erinnerungen vom Sommer 1937 in Spanien: Schwere Kämpfe galt es zu bestehen



nationalen Brigaden gegen den Faschismus zu kämpfen.
Auch Sie drängte es, dem Gegner mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten. Doch es war damals gar nicht so leicht, als deutscher Emigrant aus der Sowjetunion nach Spanien zu gelangen — die Nichteinmischungspolitiker der westlichen „Demokratien" waren an einer Unterstützung der Volksfront nicht interessiert. Wie gelang Ihnen der Weg nach Spanien, wie wurden die Freiwilligen von dem spanischen Volk aufgenommen?

Antwort

Sofort nachdem uns die Meldung vom Putsch der Generale erreichte, bat ich um meinen Einsatz in Spanien, um endlich den Faschisten mit der Waffe in der Hand gegenübertreten zu können. Meine Bitte wurde erfüllt. Auf drei Arten konnte man damals nach Spanien gelangen — mit dem Flugzeug, mit der Eisenbahn oder mit dem Schiff.
Mir wurde der Vorschlag gemacht, mit der Eisenbahn zu fahren.
Unter einem dänischen Namen als E. Hansen begann meine Reise über Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, die Schweiz und Frankreich. Für die Grenzkontrolleure in allen diesen Ländern hatte mein Paß einen Fehler — er verzeichnete, daß ich bereits viermal in der Sowjetunion gewesen war; und an jeder Grenze wurde ich deshalb förmlich Kopf gestellt. Am schlimmsten war es an der Schweizer Grenze, dort wurden Devisenschmuggler gesucht, und mein Paß schien mich jeden Verbrechens verdächtig zu machen. Die wahren Devisenschmuggler, die in meinem Abteil saßen, entkamen ganz ungeschoren, während man mich wieder und wieder befragte.
Meine größte Sorge jedoch erwies sich als unbegründet — niemand versuchte, mich auf Dänisch anzusprechen, denn dann hätte sich herausgestellt, daß mir die Sprache völlig unbekannt war.
Nun, ich gelangte glücklich nach Paris und wollte mir erst einmal die Stadt ansehen, doch daraus wurde nichts. Ich mußte einen Transport übernehmen, der zwei Tage später nach Perpignan ging. Von Perpignan fuhren wir mit Autobussen, als Spanier getarnt, über die Grenze. 1936 war die Volksfront in Frankreich noch aktiv und machte das möglich.
Über Barcelona und Valencia gelangten wir schließlich nach Albacete, dort wurden die Internationalen Brigaden zusammengestellt, auch unsere 13. Brigade, in der 21 Nationen vertreten waren.
Schon an der Grenze wurden wir von der spanischen Bevölkerung mit großer Herzlichkeit aufgenommen, Obst und Blumen wurden uns überreicht. Man spürte bei allen Anhängern der demokratischen Regierung Freude und Erleichterung über unsere Ankunft. Doch niemand wollte uns glauben, daß wir Deutsche waren, alle hielten uns für Russen.
Bei dem engen und herzlichen Verhältnis, das sich zu den spanischen Genossen bald herstellte, blieben uns aber die Schwierigkeiten und Probleme, vor denen die demokratischen Kräfte hier standen, nicht verborgen.

Frage
Alle, die nach Spanien gingen, waren begeisterte Revolutionäre, aber nicht alle ausgebildete Soldaten. Neben den revolutionären Elan mußte die militärische Disziplin treten.
Das war für viele zuerst bestimmt nicht leicht, zumal der anarchistische Einfluß in Spanien recht bedeutend war. Können Sie sich an besondere Erlebnisse, die mit diesem „Erlernen" der Disziplin zusammenhängen, erinnern?

Antwort
Ich möchte folgendes sagen: Die deutschen Genossen, die nach Spanien gingen, waren zu einem großen Teil Funktionäre der Kommunistischen Partei, denen Disziplin schon in Fleisch und Blut übergegangen war. Unter den Franzosen gab es viele ausgebildete Soldaten, aber es fand sich bei allen Nationen eine ganze Anzahl, die vom Militär überhaupt keine Ahnung hatte. Diese Genossen mußten schnell ausgebildet werden, und das war nicht immer ganz einfach. So gab es einen Zugführer, Wilhelm Thews, der stellte in der Ausbildung so hohe Anforderungen an Disziplin und Leistungen, daß sich die Genossen über ihn beschwerten. Aber Wilhelm Thews sagte ihnen: „Je mehr Schweißtropfen ihr hier verliert, desto weniger Blut werdet ihr später vergießen."
Doch die größten Schwierigkeiten lagen nicht in unserer Einheit, sondern kamen von außen. So hatten wir gemeinsame Kampfaufgaben mit anarchistischen Formationen zu erfüllen, und in unserem ersten Gefecht ließ unsere anarchistische Nachbareinheit uns im Stich. Uns kostete das große Verluste. Später, zur Rede gestellt, erklärten sie, der Zeitpunkt des Angriffs wäre nach ihrer Meinung nicht der richtige gewesen.
Während der Schlacht bei Brunete kam es zu einem anderen Zwischenfall, der die oft schwierige Lage von uns Internationalen erkennen ließ, aber auch unsere hohe Disziplin unter Beweis stellte.
Wir lagen schon sechs Wochen im Kampf. Sechs Wochen waren wir nicht mehr aus den Kleidern und den Stiefeln gekommen. Das Bataillon war auf 100 Mann zusammengeschmolzen, und von denen hatte auch fast jeder eine leichte Verwundung. Wir wurden zurückgezogen und waren gerade dabei, uns zu säubern und unsere Wunden zu verbinden, da kam der Befehl: Ihr müßt sofort wieder in die erste Linie. Doch im Grunde waren wir nicht mehr kampffähig, und die Genossen weigerten sich. Da sagte ich ihnen: „Das ist eine Provokation, man will beweisen, daß die Internationalen Brigaden doch nicht jeden Befehl durchführen. Ich gehe zur Division und versuche, den Befehl rückgängig zu machen. In der Zwischenzeit müssen die Parteimitglieder auf die anderen einwirken und ihnen klarmachen, worum es geht."
Ich ging zur Division und erreichte nach einigen Auseinandersetzungen, daß der Befehl zurückgezogen wurde. Doch als ich zurückkam, standen die Genossen wie ein Mann — marschbereit. Ihre Disziplin hatte ihre Erschöpfung besiegt.
Mut und Angst — auch das Problem mußte



Gemeinsam mit Genossen Willi Stoph, damals Minister für Nationale Verteidigung der DDR, gratuliert Genosse Ewald Munschke dem Präsidenten der Deutschen Demokratischen Republik, Genossen Wilhelm Pieck, zu seinem 84. Geburtstag



von uns immer wieder bewältigt werden. Jeder hat Angst vor dem Kampf, keiner will sterben — und wie soll man diese natürliche Furcht vor dem Tod überwinden? Ich habe mutige Genossen kennengelernt, die kamen zu mir und sagten: „Ewald, ich kann nicht mehr, es geht nicht mehr weiter", und sie weinten. Dann versuchte ich sie zu beruhigen, trank mit ihnen einen Schnaps, und gemeinsam gingen wir nach vorn und blieben auch dort. Niemals würde ich sagen: Das ist ein Feigling.

Frage

Sie haben in Spanien als Politkommissar des Tschapajewbataillons an harten und verlustreichen Kämpfen teilgenommen: bei Teruel, Malaga an der Südfront und bei Brunete. Was bedeuten für Sie persönlich diese Jahre in Spanien?

Antwort

Die Jahre in Spanien haben mir unvergeßliche, über mein ganzes Leben bleibende Eindrücke gegeben. Sie waren für mich eine hohe Schule des Internationalismus und der Menschenkenntnis, denn ich habe es hier gelernt, mit Menschen vieler Nationen zusammenzuarbeiten, die verschiedenartigsten Gewohnheiten und Anschauungen zu respektieren. Einheitsfront und Volksfront gewannen hier lebendige Realität, mit ihren Problemen mußten wir uns täglich auseinandersetzen. Es gab ja in Spanien damals keine Armee, die der demokratischen Regierung bis zum letzten Mann ergeben war, das alte Offizierskorps war zum großen Teil noch in Amt und Würden. Und die spanische kommunistische Partei, in kurzer Zeit von 25000 Mitgliedern auf 100000 angewachsen, konzentrierte ihre ganze Kraft auf die Front, im Hinterland waren derweile andere Kräfte am Werke. Eine große Provinz wie Katalonien, ein Zentrum des Anarchismus, stand bis Anfang 1938 Gewehr bei Fuß mit der Meinung: Wir haben die Faschisten weggejagt, nun macht ihr bei euch erst einmal das gleiche.

Spanien war für mich, wenn ich es heute betrachte, eine harte, aber schöne Schule. Nichts schweißt so zusammen, wie derartige Erlebnisse. Noch heute sind alle Spanienkämpfer, wo sie sich auch treffen, wie eine große Familie.

Auch die enge Waffenbrüderschaft mit der Sowjetunion hat hier ihre festen Grundlagen. In unseren Reihen kämpften Freiwillige aus der UdSSR, sowjetische Berater halfen bei der Ausbildung unserer Offiziere, und auch in den Stäben waren sowjetische Berater vertreten. Nach 1945 konnten wir an diese Waffenbrüderschaft anknüpfen.

Frage

Die Jahre des zweiten Weltkriegs verbrachten Sie illegal in Holland. Dieses Leben in der Illegalität ist, vor allem für junge Menschen, oft von dem Schleier des Romantischen und Ungewöhnlichen umgeben.

Wie aber muß man an ein derartiges Dasein herangehen, wie muß man es meistern, um zu überstehen?

Antwort

Ja, wie lebt man illegal? Es gibt darüber

wirklich die seltsamsten Vorstellungen. Aber das Problem ist, so normal wie möglich zu leben, sich voll einzupassen in die Gewohnheiten der Menschen, von denen man umgeben ist. Du mußt alles vermeiden, was auffällte, was dich von den anderen unterscheiden könnte.

Für mich hieß das: Eine Wohnung haben (eine Wohnung, in der keine Unterlagen über meine illegale Tätigkeit zu finden waren); den Anschein erwecken, einer regelmäßigen Arbeit nachzugehen, indem man jeden Tag zu einer bestimmten Zeit kommt und geht; die Sprache des Landes sprechen, als sei man dort aufgewachsen. Das alles durchzuhalten, verlangte in erster Linie eines: Disziplin, Disziplin und nochmals Disziplin, und völlige Klarheit darüber, wofür diese harte Disziplin notwendig war.

Dann gab es außer den schon genannten noch andere Regeln, die unbedingt einzuhalten waren. So sollten wir während des Krieges vermeiden, ins Kino zu gehen, mit der Straßenbahn oder mit dem Rad zu fahren — die Gefahr einer Razzia war zu groß. Überhaupt war Vorsicht allen und allem gegenüber eines der obersten Gebote, aber das durfte auch nicht dazu führen, in jedem einen Feind oder Spitzel zu wittern, uns zu übertriebener und deshalb unnatürlich und auffällig wirkender Ängstlichkeit verleiten zu lassen.

Wie konnten wir unser Leben fristen, da wir ja nur dem Schein nach zur Arbeit gingen? Eine gewisse materielle Unterstützung gab die Rote Hilfe, wenn das auch nicht sehr viel sein konnte. Aber jeder von uns hatte sich auch einen breiten Freundeskreis unter den Holländern geschaffen. Vor der Okkupation durch die deutschen Faschisten waren wir als deutsche Emigranten bekannt, und in dieser Eigenschaft erfuhren wir die brüderliche Solidarität vieler holländischer Bürger. Bei dem einen konnten wir zum Frühstück kommen, bei dem anderen zum Mittagessen und bei dem dritten zum Abendbrot. Und natürlich saßen wir nicht da wie der steinerne Gast, wenn wir jeden Tag die Füße unter einen anderen Tisch steckten, sondern die Leute erwarteten geradezu, daß man mit ihnen sprach, daß man aus seinem Leben erzählte, über Politik und auch über Mode plauderte und der Dame des Hauses ein paar nette Worte sagte. Zur Zeit der Besetzung galt für uns verständlicherweise auch allen holländischen Bekannten gegenüber das Prinzip der strengsten Geheimhaltung unserer eigentlichen Herkunft. Ich habe schließlich als



Holländer gelebt, gedacht und gesprochen, anders hätte ich die Jahre bis zum Ende des zweiten Weltkriegs wohl auch nicht überstehen können.

Frage

Sie zählen zu den Mitbegründern der sozialistischen Landesverteidigung der DDR und haben dabei gewiß viel und noch immer von jungen Leuten Beherzigenswertes erlebt.

Was können Sie, der einstige Arbeiterjunge und heutige General, unseren Lesern sagen, die selber einmal Soldat sein werden, oder es vielleicht gerade geworden sind?

Der Arbeitergeneral im Gespräch mit jungen Soldaten eines Nachrichtenbataillons der NVA

Antwort

Von Anfang an war uns klar, daß eine Revolution nur dann etwas wert ist, wenn sie sich auch zu schützen weiß. Damals, vor der Schaffung der NVA, lag die alleinige Verantwortung für den äußeren Schutz der DDR auf den Schultern der Sowjetarmee. Aber die angespannte internationale Situation — der kalte Krieg, die Spaltung Berlins, die Gründung des NATO-Kriegspaktes, die Aggression des USA-Imperialismus in Korea — stellten uns bereits 1949/50 vor die Aufgabe, Einheiten der Volkspolizei zu schaffen, die an der Zerschlagung imperialistischer Provokationen teilnehmen konnten. Die zunehmend aggressiver werdende Politik des BRD-Imperialismus machte es jedoch bald erforderlich, den Aufbau des Sozialismus in der DDR und unsere sozialistischen Errungenschaften zuverlässiger zu schützen.

Es ist mir noch heute gegenwärtig, wie Genosse Wilhelm Pieck auf der 2. Parteikonferenz 1952 den Aufbau nationaler Streitkräfte begründete. Daran sollte auch ich in Zukunft mit beteiligt sein. Zunächst wurde die Kasernierte Volkspolizei geschaffen. Ihre Hauptaufgabe war die Sicherung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gegen größere Anschläge konterrevolutionärer Elemente und eingeschleuste Diversantengruppen. Aber mit ihrer Aufstellung und Entwicklung orientierte die Partei auch auf eine neue Etappe unserer Militärpolitik — die Vorbereitung des Aufbaus regulärer Streitkräfte.

Auf dieser soliden Basis konnten wir 1956 die Nationale Volksarmee aufstellen, wir hatten dafür, mit Hilfe der Sowjetunion und ihrer Streitkräfte, gute materielle, personelle und ideologische Voraussetzungen geschaffen.

Nach dem Vorbild der Sowjetarmee entwickelte sich unter Führung der SED die Nationale Volksarmee in kurzer Zeit zu einer modernen sozialistischen Koalitionsarmee, die an der Seite der Waffenbrüder zu jeder Zeit und oft unter komplizierten Bedingungen ihre Aufgaben löste. Von der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft aller Angehörigen der NVA, von ihrem Zusammenwirken mit den verbündeten Armeen hängen auch heute nicht nur der militärische Schutz unseres Vaterlands, sondern in nicht unbeträchtlichem Maße auch die europäische Sicherheit und der friedliche sozialistische Aufbau in unseren Bruderstaaten ab. Wenn ich heute jungen Soldaten, jungen Menschen überhaupt etwas sagen sollte, so das: Jede Revolution braucht ihre eigene Armee. Eine Armee, auf die man sich verlassen kann. Zu jedem Soldaten, jedem Offizier muß man sagen:

— Schätzt den Gegner vom Klassenstandpunkt aus richtig ein — ganz gleich, in welcher Gestalt er euch entgegentreten wird —, er ist immer ein Klassenfeind!
— Schätzt den Imperialismus richtig ein! Vergeßt nicht, daß er ein Gegner ist, der vor keinem Wortbruch, vor keinem Verbrechen und vor keiner Grausamkeit zurückschreckt, wie es Vietnam und Chile tausendfach bewiesen haben. Deshalb sind auch die Anforderungen, die an unsere Armee in Friedenszeiten gestellt werden, sehr hoch. Wir fordern viel von unseren Soldaten und Offizieren, und wir werden in Zukunft nicht weniger, sondern eher noch mehr fordern.

Aber ich denke, daß unsere Jugend wie bisher bereit ist, das geschaffene Haus des entwickelten Sozialismus nicht nur zu verschönern und anziehender zu gestalten, sondern auch zu verteidigen und die dazu notwendigen Forderungen aufs beste zu erfüllen.

Genosse General, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Wir, die Sowjetsoldaten

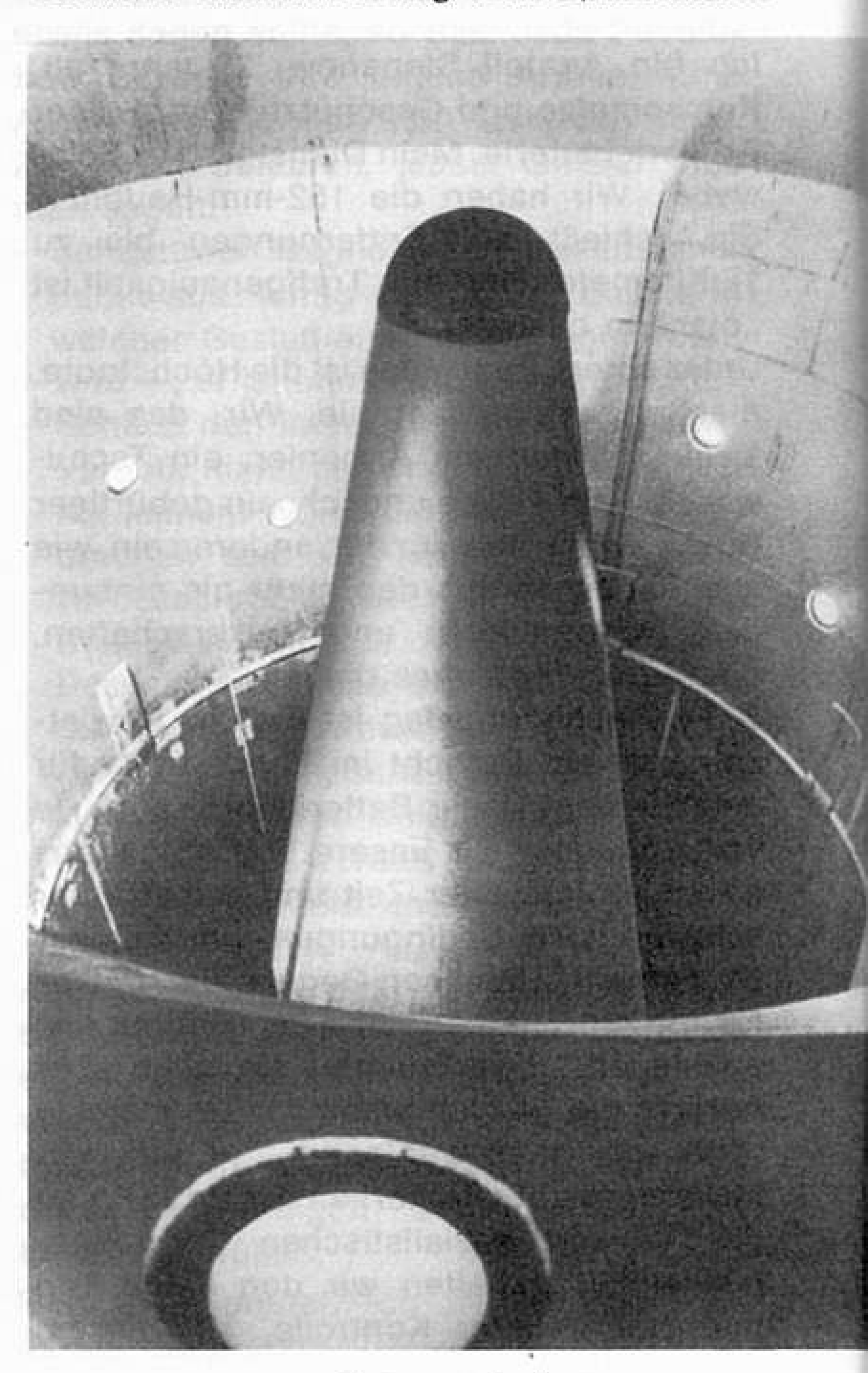
Oberstleutnant Günter Rosenberger

Ich bin Anatoli Stepanow, 22 Jahre alt, Komsomolze und Geschützführer in einer Artilleriebatterie. Mein Dienstgrad ist Feldwebel. Wir haben die 152-mm-Haubitze. Sie schießt auf Entfernungen bis zu 15 Kilometer, und ihre Treffgenauigkeit ist „otschen charascho".
Unter einer „Fünf", das ist die Höchstnote, machen wir es fast nie. Wir, das sind zwei Ukrainer. ein Armenier, ein Tschuwasche, ein Tatare und ich, ein gebürtiger Russe. Einer steht für den anderen ein, wie alle Genossen aus den mehr als einhundert Nationalitäten und Völkerschaften, die in unserer Armee dienen.
Jeder Ausbildungstag ist für uns Sowjetsoldaten ein Gefecht im Frieden und für den Frieden. Unser Batteriechef sagt: „Je vollkommener wir unsere Waffen beherrschen, in kürzester Zeit und selbst unter schwierigsten Bedingungen, um so eher wird einem möglichen Gegner klar, daß es für ihn ein großes Risiko ist, sich mit uns anzulegen." Das leuchtet ein. Sich aber nur auf die Einsichtigkeit des Gegners zu verlassen, ist zu wenig.
Im Interesse der Sicherheit der UdSSR und der ganzen sozialistischen Staatengemeinschaft behalten wir den Feind Tag und Nacht unter Kontrolle. Mit diesem



Auftrag befindet sich beispielsweise unsere kernkraftgetriebene U-Boot-Flotte auf Vorposten in den Tiefen der Ozeane und Meere, sind unsere Fernfliegerkräfte unterwegs, überwachen Funkorter an weitreichenden Funkmeßstationen den Luftraum.

Rund um die Uhr heißt es heute schon für alle Genossen unserer Teilstreitkräfte — Strategische Raketentruppen, Landstreitkräfte, Truppen der Luftverteidigung, Luftstreitkräfte und Seekriegsflotte —, in jeder Minute kampfbereit zu sein. Ihr Zusammenwirken erfolgt so exakt, wie mit dem zehnten Glockenschlag vom Spasskiturm



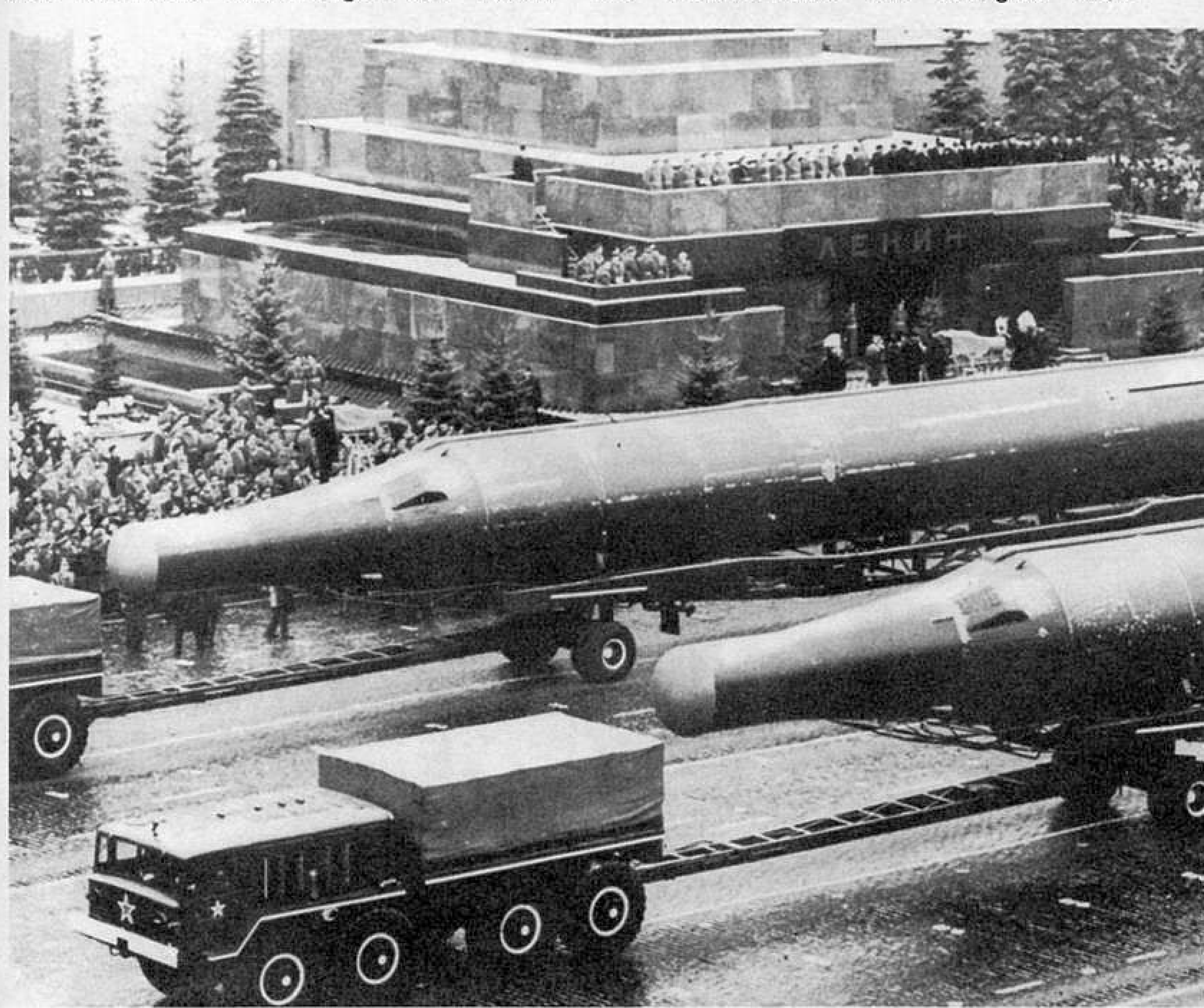
1960 wurden die Strategischen Raketentruppen als Teilstreitkraft gebildet. Sie sind die Grundlage der Kampfkraft der Sowjetarmee und zugleich ein zuverlässiger Schild für die gesamte sozialistische Staatengemeinschaft

Neben verbunkerten Startstellungen gibt es zunehmend „wandernde Raketenstellungen", die vom Gegner schwer aufzuklären sind

alljährlich auf dem Roten Platz in Moskau die Militärparade zum Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution beginnt.

Mit seinem ersten Beschluß, dem Dekret über den Frieden, setzte der Rote Oktober die Zeichen für die Befreiung der Menschen vom Alpdruck imperialistischer Kriege, für die Freiheit aller Menschen, in Frieden zu leben. Krieg war stets das Profitgeschäft der Ausbeuterklasse, und sie tat alles, um die Sowjetmacht, die Macht des Friedens, zu beseitigen.

So mußten sich im Februar 1918 die eben erst formierten Abteilungen der Roten Armee mit bewaffneten Arbeitern bei Pskow und Narva den kaiserlichen deutschen Interventionstruppen entgegenwerfen, um Petrograd, die Wiege der sozialistischen Revolution, vor dem Zugriff des Feindes zu bewahren. Dann fielen die Heere von 14 imperialistischen Staaten über Sowjetrußland her, mit ihnen die weißgardistischen Truppen von Koltschak, Denikin, Wrangel und wie sie alle hießen. In heldenmütigem, opferreichem Kampf wurden sie vernichtet. Und als 1941 der Ansturm der stärksten imperialistischen Stoßkräfte erfolgte, entbrannte die härteste, andauerndste und blutigste Klas-



Interkontinentale Raketen während der Militärparade auf dem Roten Platz in Moskau. Bereits 1963/64 erfolgte Starts bewiesen, daß die Raketen auf Entfernungen von 12000 bis 13000 Kilometer präzise ins Ziel treffen



Die Raketentruppen bilden die Hauptfeuerkraft der sowjetischen Landstreitkräfte



senauseinandersetzung, die es in der Menschheitsgeschichte bis dahin gegeben hatte. Es wurde für unser Volk, für unsere Rote Armee ein Kampf um Leben oder Tod.

Sie zerschlugen den Feind, vernichteten ihn auf seinem eigenen Territorium und befreiten zugleich halb Europa von der faschistischen Barbarei.

Heute ist die Sowjetarmee, eng verbunden mit den Armeen der Staaten des Warschauer Vertrags, die stärkste bewaffnete Kraft der Welt. Doch ihr Auftrag bleibt, immer nach Geist und Buchstaben der ersten außenpolitischen Erklärung der Sowjetmacht, dem Dekret über den Frieden, zu handeln.

Dieser Auftrag, Verteidiger und Beschützer des Menschheitsfortschritts zu sein, ist ein Unterpfand unserer Stärke. Um ihn erfüllen zu können, erhalten wir von unserem Volk die besten Waffen, nimmt die UdSSR die Hauptlast aller Verteidigungsanstrengungen in der sozialistischen Staatengemeinschaft auf sich, streben die KPdSU und die Sowjetregierung nach einer stetig engeren Zusammenarbeit der sozialistischen Bruderstaaten, um mit dem Gewicht der gemeinsam abgestimmten Außenpolitik, dem ökonomischen Potential und der militärischen Kraft der sozialistischen Staatengemeinschaft dafür zu





Nachfolger der legendären „Katjuschas": 40rohrige Geschoßwerfer. Ein einziger Werfer mit 5 bis 7 Soldaten ist in gewisser Hinsicht stärker als eine ganze Artillerieabteilung. Diese Geschoßwerfergeneration ist auch in den Armeen des Warschauer Vertrags im Einsatz

Zum Raketenarsenal der Landstreitkräfte gehören ebenfalls Einmann-Fla-Raketen zum Bekämpfen tieffliegender Luftziele

Leistungsvergleiche, wie hier zwischen den Artilleristen der Sowjetarmee und der NVA, sind feste Bestandteile der Waffenbrüderschaft

sorgen, daß sich die Waagschale weiter zugunsten eines dauerhaften, sicheren Friedens in Europa und in der ganzen Welt neigt.

Und wenn seit 32 Jahren auf unserem Kontinent, dem einstigen „Pulverfaß" der Erde, die Waffen schweigen, dann vor allem, weil die Militärmacht der Sowjetunion ein gebieterisches Wort sprach. Es soll weiter gelten, dafür bürgen wir, die Sowjetsoldaten.

In taktischen Übungen werden die Gefechtsbereitschaft ständig überprüft und neue Erkenntnisse für die Ausbildung und die Truppenführung gesammelt. Zu Übungselementen gehört das Überwinden von Wasserhindernissen



Steigflug in die Stratosphäre. Von wenigen ...zig Metern über der Erde bis hinauf in Höhen von mehr als 30 Kilometern reicht der Handlungsraum der Jagdflieger



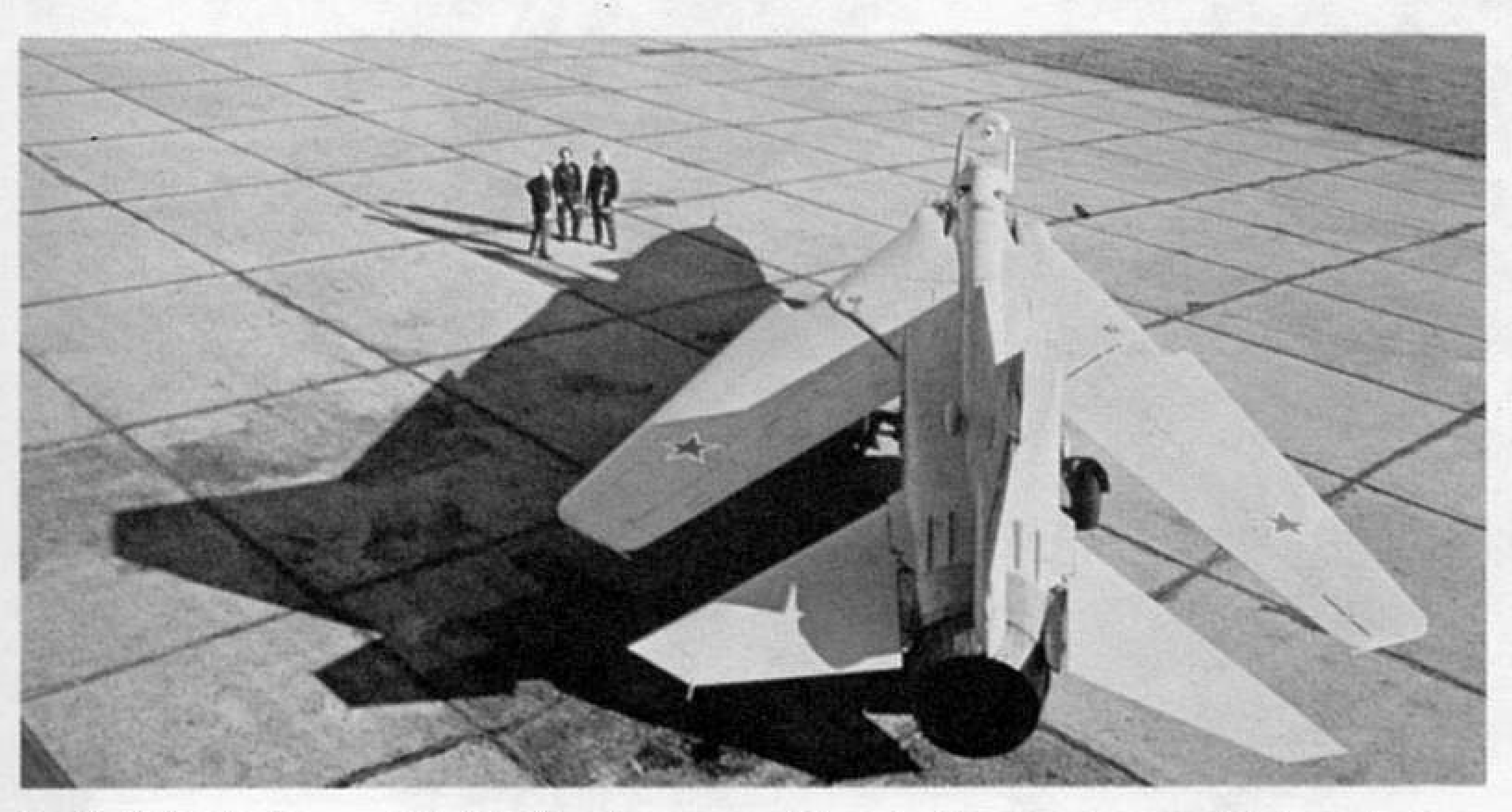


Aus der Bewegung forcieren Schwimmpanzer vom Typ PT-76 einen Fluß. Zwei Wasserstrahltriebwerke dienen als Antrieb

Erste Ausbildung junger mot. Schützen an der Panzerbüchse und an der MPi „Kalaschnikow". Meisterhaft die Waffen zu beherrschen ist ein Ziel im Wettbewerb

Taucher verlegen eine Treibstoffpipeline durch ein Wasserhindernis. Sie gehören zu den Truboprowotschiki, den Rohrleitungsbaupionieren





Die Jak-28, hier in der Version als Allwetter-Abfangjagdflugzeug. Unter den Tragflügeln ist die Aufhängung für die Raketenbewaffnung zu erkennen

Fallschirmjäger der Luftlandetruppen. Mit diesen Großraum-Transportflugzeugen werden ebenfalls Kanonen, Geschoßwerfer, Schützenpanzer oder Kraftfahrzeuge ins Einsatzgebiet gebracht

Dieser Jagdbomber, eine Mikojan-Konstruktion, erreicht zweieinhalbfache Schallgeschwindigkeit. Durch die veränderliche Tragflügelpfeilung braucht er nur eine relativ kurze Start- und Landebahn. Er hat einen günstigen Treibstoffverbrauch und damit eine größere Reichweite als vergleichbare Flugzeuge mit starren Flügeln



Tag und Nacht befinden sich Jagdflieger im Diensthabenden System der Luftverteidigung. Mit ihnen stehen auch die Genossen der funktechnischen Truppen und der Fla-Raketentruppen auf Wacht für den zuverlässigen Schutz des Luftraums der UdSSR

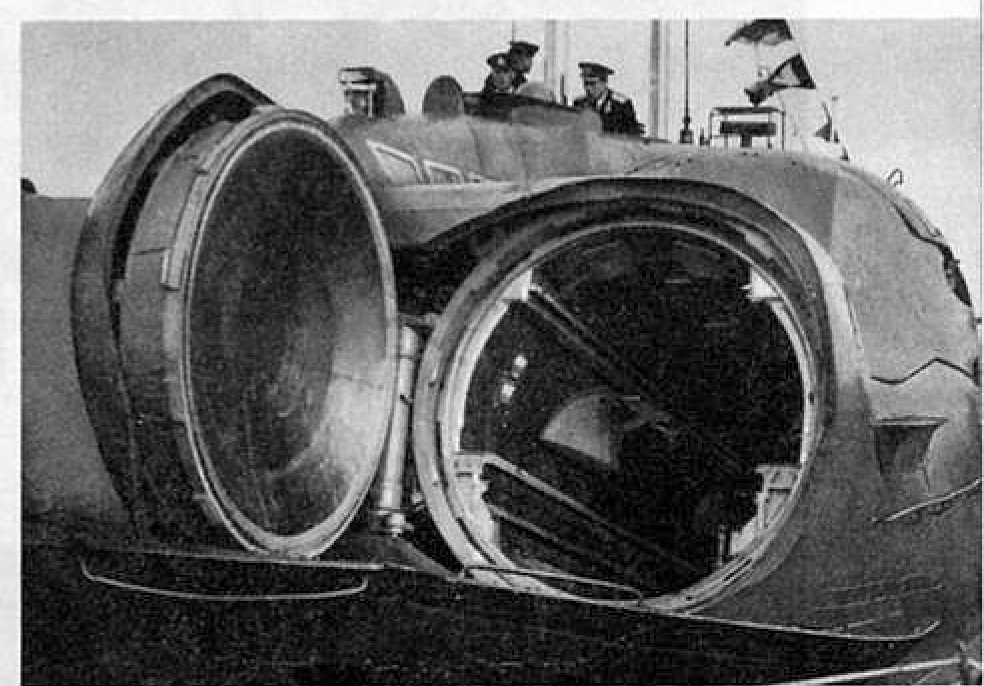
Zu den Seestreitkräften der UdSSR gehören die Nordflotte, die Baltische Flotte, die Schwarzmeerflotte und die Pazifikflotte. Neben den Schiffseinheiten verfügen alle Flotten auch über Seefliegerkräfte, Küsten-Raketen- und -Artillerietruppen sowie Marineinfanterie.

Die sowjetischen Konstrukteure entwickelten für die Fernfliegerkräfte zahlreiche neue Flugzeugtypen. Ihre Hauptbewaffnung sind Luft-Boden-Raketen, mit denen Ziele bereits auf Hunderte von Kilometern Entfernung bekämpft werden können. Dieses Fernkampfflugzeug kann auch in der Luft nachtanken.





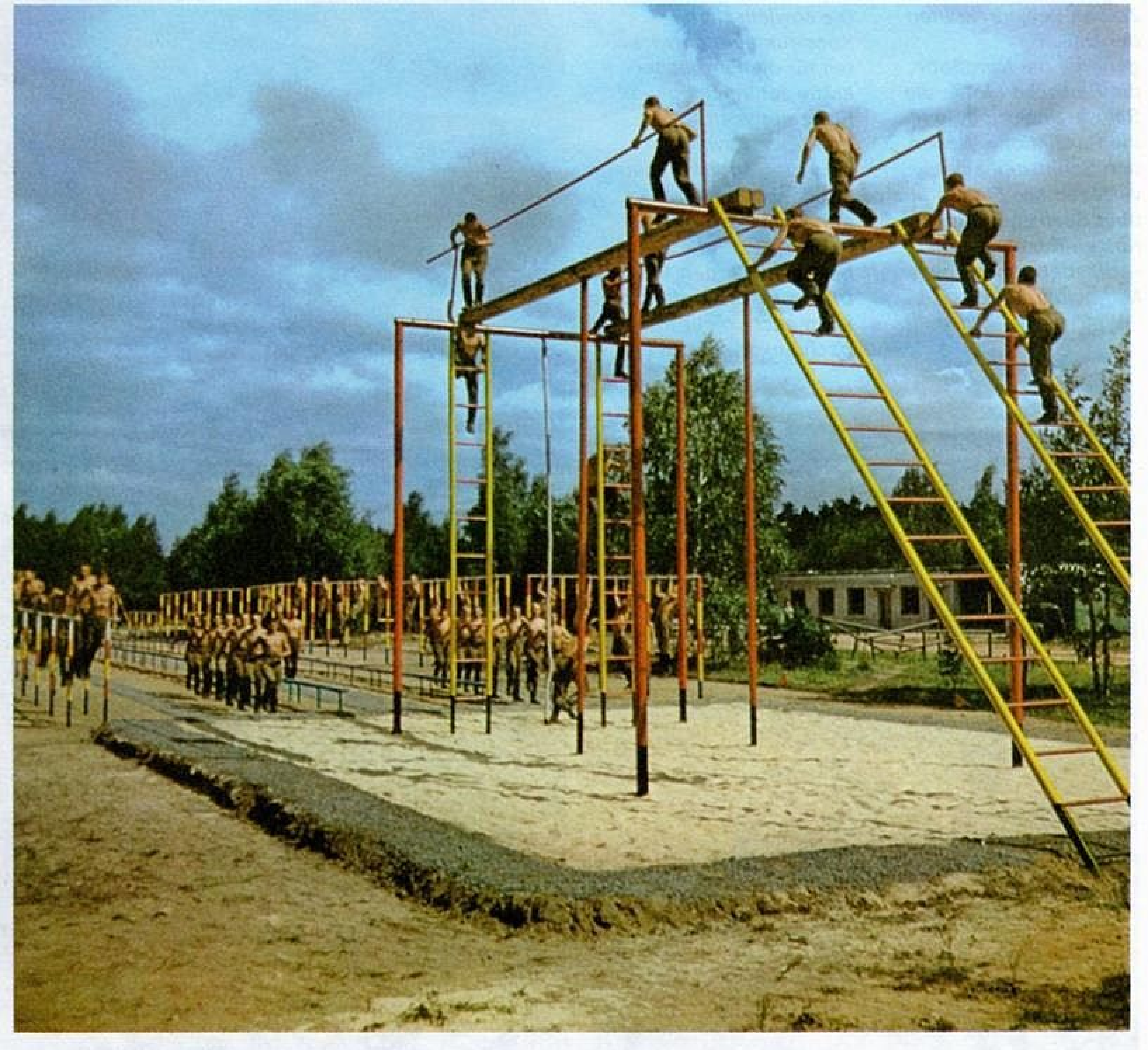
Kamow-Hubschrauber werden bei der Flotte vornehmlich zur U-Boot-Suche eingesetzt. Am Bug ist die „Radarnase" deutlich sichtbar



Raketenschacht eines Unterseeboots



Ausbildung am Wasserbombenwerfer eines U-Jägers



Garde-Ehrenzeichen

Am 21. Mai 1942 wurde auf Beschluß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR für Angehörige von Gardetruppenteilen und -verbänden das Garde-Ehrenzeichen gestiftet. Es wird auch gegenwärtig verliehen, wenn die Genossen Garde-Truppenteilen angehören. Die Verleihung an junge Soldaten erfolgt in feierlicher Form zum Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution oder am Tag der Sowjetarmee und Seekriegsflotte.
Geburtsstunde der sowjetischen Garde ist der 18. September 1941. An diesem Tag erhielten als erste vier Schützendivisionen diesen Titel. Er wurde später auch Korps, Armeen, Fliegergeschwadern und Kampfschiffen verliehen. Die Auszeichnung ist mit dem Überreichen des Garde-Ehrenbanners verbunden.

Bestenabzeichen

Ein „Otlitschnik" — Bester — zu sein, ist für jeden sowjetischen Soldaten und Unteroffizier ein erstrebenswertes Ziel während seiner Dienstzeit. Das Bestenabzeichen hat eine langjährige Tradition. Bereits Anfang 1943, also noch während des Großen Vaterländischen Krieges, wurden die Ehrenzeichen „Ausgezeichneter Aufklärer", „Ausgezeichneter Pontonier", „Bester Soldat der Luftverteidigung", „Ausgezeichneter Nachrichtensoldat" eingeführt.
Die Bestenbewegung ist Teil des sozialistischen Wettbewerbs in den sowjetischen Streitkräften, dessen Geburtsstunde bis in das Jahr 1935 zurückreicht, als Kommunisten die Armee-Stachanowbewegung ins Leben riefen. Gegenwärtig trägt jeder dritte Sowjetsoldat das Bestenabzeichen.

Im Sportgarten eines Regiments: Hier werden die Soldaten zu physischer Kondition, Willensstärke, Ausdauer und Mut erzogen

Meisterklasse

Das „M" auf dem Schild bedeutet Meister. Es ist die höchste Klassifizierungsstufe für Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere auf einem Spezialgebiet. Wer das „M" erwerben möchte, muß bereits die Stufen III, II und I besitzen. Die Prüfung für die Meisterklasse erfolgt vor einer Kommission.
Panzersoldaten beispielsweise müssen mindestens 1 000 Fahrkilometer mit dem Panzer vorweisen können. Prüfungsfächer sind für sie u. a.: Panzertechnik und Taktik der Panzertruppen, Panzerfahren bei Tag und Nacht in schwierigem Gelände, Panzerschießen sowie Wartungs- und Instandsetzungsarbeiten am Panzer. In allen Prüfungsfächern muß der Bewerber die Note „Sehr gut" erreichen. Die Qualifizierung muß periodisch erneut nachgewiesen werden.



Mitte der fünfziger Jahre begann in der UdSSR auf Beschluß des ZK der KPdSU der Aufbau einer starken Raketen-Kernwaffenflotte.

Die kernkraftgetriebenen U-Schiffe — ausgerüstet mit verschiedenen Raketen und Zielsuchtorpedos — erfüllen gegenwärtig die Hauptaufgaben der Flotte

Posten Nr. 1 *ist seit mehr als 50 Jahren die Ehrenwache vor dem Lenin-Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau.*

Als letzte Konsequenz *zur Vernichtung des Feindes handelten etwa 300 Sowjetsoldaten während des Großen Vaterländischen Krieges so, wie der Gardeschütze Alexander Matrossow, der sich vor die Schießscharte eines feindlichen Feuernestes warf und dadurch seinen Genossen den Sturmangriff ermöglichte.*

An 7000 Komsomolzen *wurde im Großen Vaterländischen Krieg der Orden „Goldener Stern" des Helden der Sowjetunion verliehen, unter den 104 zweifachen Helden befanden sich 60 Komsomolzen.*

Von der Kaserne *fuhren im Jahre 1973 mehr als 75000 in die Reserve entlassene junge Soldaten zum Einsatz auf die Großbaustellen des Kommunismus in der Sowjetunion zu neuer Bewährung.*

Der Grundwehrdienst *dauert in der Sowjetarmee zwei Jahre. in der Seekriegsflotte drei Jahre.*

Sambo und Fußball *haben sich nach Volleyball in der Beliebtheit bei den sowjetischen Armeeangehörigen zusehends in den Vordergrund geschoben.*

Domino *spielt fast jeder Sowjetsoldat leidenschaftlich gern, jedoch geht's nie um Geld, sondern um einen Spaß, daß beispielsweise der Verlierer den Sieger huckepack um den Tisch trägt.*

„Radio Wolga" *heißt die zentrale Rundfunkstation der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Sie sendet täglich zwei Stunden ein spezielles Informations- und Unterhaltungsprogramm. Die Zentrale Zeitung der GSSD ist die „Sowjetskaja Armija", sie erscheint wöchentlich sechsmal.*

Weibliche Armeeangehörige *sind lediglich in Stäben als Sachbearbeiterinnen und Schreibkräfte sowie in Flugleitzentren der Truppen der Luftverteidigung des Landes und im Nachrichtenbetriebsdienst eingesetzt. Sie dienen als Freiwillige in den Streitkräften der UdSSR.*

39 Olympiasieger *kamen 1976 aus den Streitkräften der UdSSR. 16 Goldmedaillen errangen sie in Innsbruck und 23 in Montreal. Zu den populärsten Armeesportlern gehören Waleri Chalamow (Eishockey), das Eiskunstlaufpaar Irina Rodnina/Alexander Saizew, der Gewichtheber W. Scharin und die Turnerin Olga Korbut.*



Blick auf das Deck der „Kiew": backbord die Start- und Landebahn



Die „Kiew", 1976 in Dienst gestellt, gehört zu den modernsten und größten Kampfschiffen der sowjetischen Seekriegsflotte. Ihre Hauptaufgabe ist die U-Boot-Abwehr. An Bord befinden sich strahlgetriebene Hubschrauber und Kampfflugzeuge mit Kurzstart- und -landeeigenschaften. Außerdem ist die „Kiew" mit Raketensystemen zum Bekämpfen von Überwasser- und Luftzielen ausgerüstet

Schießen — ohne das Ziel zu sehen?

Werner Kießhauer

Auf einem Artillerieschießplatz der Nationalen Volksarmee findet eine taktische Übung mit Gefechtsschießen statt. Diesmal sind schwere Geschütze auf dem Platz: eine Batterie 130-mm-Kanonen, die von mächtigen LKW Tatra 813 gezogen werden. Ihre Reichweite — so nennen die Artilleristen die maximale Schußentfernung ihrer Geschütze — ist so groß, daß die Batterie ihre Feuerstellung ganz am Rande des Übungsplatzes bezieht, mitten auf einer Waldlichtung. Das Zielgelände befindet sich am anderen Ende des Schießplatzes. Dazwischen liegen viele Kilometer Wald und sandige Heide, ein Flüßchen, kleine Waldseen. Nach dem Eingraben der Geschütze wurden deren Rohre mittels eines optischen Geräts, das hinter der Batterie aufgestellt wurde, alle in eine Richtung gebracht, in der nur bewaldete Hügel zu sehen sind. Von einem „Gegner" keine Spur. Dafür hat einer der Artilleristen an einem einzeln stehenden Baum weit hinter den Geschützen ein weißes Kreuz angebracht. Die Richtkanoniere haben die Rundblickfernrohre an ihren Kanonen nach hinten auf dieses Kreuz gerichtet.
Auf das Kommando „Zum Kampf!" des Batterieoffiziers (oder BO, wie er kurz genannt wird) haben die Kanoniere ihre Plätze an den Geschützen eingenommen.

„Batterie,
auf Flak-Stellung,
2. Ladung,
Splitterzünder,
Aufsatz 344,
von Grundrichtung links 0-85,
3. Geschütz 1 Schuß!"

Das Feuerkommando des BO wird von den Geschützführern wiederholt. Die Richtkanoniere arbeiten an ihren Plätzen. Die Rohre der Kanonen schwenken ein wenig nach links; dann werden sie um einen bestimmten Winkel nach oben gerichtet. Das 3. Geschütz wird geladen. Als der Geschützführer die Feuerbereitschaft meldet, kommandiert der BO kurz:

„Feuer!"

Mit einem ohrenbetäubenden Knall verläßt die Granate das Rohr der Kanone. Nach geraumer Zeit ist die dumpfe Detonation des Einschlags zu hören. Der BO, der neben einem Funkgerät steht, gibt ein neues Kommando:

„Aufsatz 336,
nach rechts 0-08,
Feuer!"

Wieder Abschuß, wieder neue Richtwerte.



Nach dem dritten Schuß lautet das Kommando dann:
„Aufsatz 342,
nach links 0-01,
Batterie 1 Schuß, 10 Sekunden Abstand,
Feuer!"
Im befohlenen Abstand dröhnen die Abschüsse der sechs Geschütze. Die Feuerstellung wird von hochgewirbeltem Staub förmlich eingenebelt. Die Munitionskanoniere reiben neue Granaten blank.
„4 Schuß laufendes!"
Die Geschütze werden nachgeladen. Als alle sechs feuerbereit sind, reißt der BO den erhobenen Arm herunter:
„Feuer!"
Der Knall der Salve der Batterie läßt die Umgebung erzittern. Die restlichen Schüsse fallen so schnell, wie die Kanoniere nachladen können. Dann ist aus der Ferne das Trommelfeuer der Einschläge zu hören.
Der BO ruft vom Funkgerät her:
„Feuer halt!"
Etwas später fügt er hinzu: „Anerkennung vom Batteriechef. Die Salve hat die Zielscheiben zerrissen."
Verlassen wir nun die Batterie, die sich auf die Erfüllung einer neuen Feueraufgabe vorbereitet. Das Ziel wurde erfolgreich

Das Rundblickfernrohr ist nach hinten auf den Festlegepunkt gerichtet

Eintragungen auf das Feuerleitgerät







bekämpft, obwohl kein Richtkanonier davon etwas sehen konnte. Das Schießen wurde über Funk geleitet. Wer ist daran noch beteiligt? Wie kann man Geschütze und deren Bedienungen über größere Entfernungen so kommandieren, daß sie treffen?

Die Batterien der mittleren und schweren Artillerie werden in der Regel im sogenannten indirekten Richten eingesetzt. Ihre große Reichweite erlaubt es, Feuerstellungen so weit hinter der vordersten Linie der eigenen Truppen zu beziehen, daß sie der Gegner nicht unmittelbar aufklären und mit leichten Waffen nicht bekämpfen kann. Die Leitung der Batterie erfolgt von der Beobachtungsstelle (B-Stelle) aus, die sich in der Gefechtsordnung der mot. Schützen befindet und von der aus der Gegner gut zu beobachten ist. Auf der B-Stelle befinden sich der Batteriechef und der Führungszugführer mit dem Führungszug, zu dem Aufklärer, Nachrichtensoldaten und Rechner gehören.
Während die Aufklärer für die ununterbrochene Beobachtung des Gegners verantwortlich sind, stellt die Nachrichtengruppe per Funk oder Draht die Ver-

Auf der B-Stelle der Batterie

„Feuer!"

130-mm-Kanonen in Feuerstellung

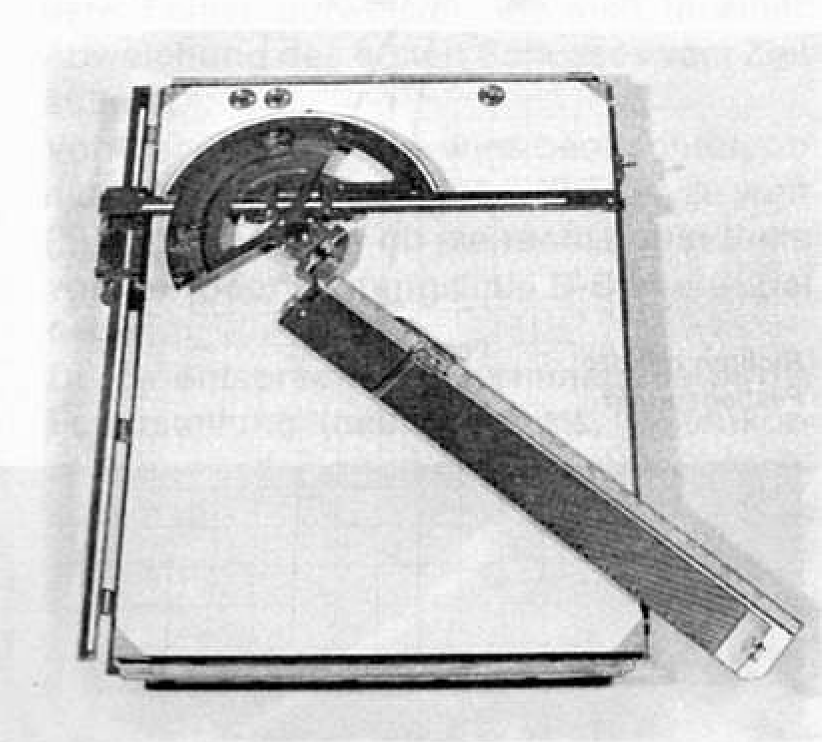
bindung sowohl mit der Feuerstellung als auch mit dem übergeordneten Kommandeur her. Die Rechnergruppe beginnt ihre Hauptarbeit dann, wenn die Lage von B-Stelle und Feuerstellung auf der topographischen Karte genau bekannt ist und die Koordinaten der ersten Ziele von den Aufklärern gemeldet werden.

Alle Lageangaben über die eigene Batterie und über die Ziele werden auf das Planschett (die Arbeitsfläche) des Feuerleitgeräts aufgetragen, dessen Gitternetz entsprechend den Gitterlinien der topographischen Karte des Gefechtsfeldes beziffert wird. An B-Stelle und Feuerstellung werden außerdem parallele Linien angelegt, die die Artilleristen mit GR = Grundrichtung bezeichnen. Diese Richtung wird so festgelegt, daß sie von B-Stelle und Feuerstellung aus durch das Zielgebiet der Batterie verläuft. Ihre Bezeichnung erfolgt nach dem artilleristischen Winkelsystem, das den Vollkreis statt in 360° in 6000 Strich (Schreibweise: 60-00) unterteilt. 90° entsprechen dann 15-00 Strich, 0-17 sind etwa 1° usw. Diese Einteilung hat für artilleristische wie überhaupt für viele militärische Zwecke praktische Vorteile. Die Himmelsrichtungen werden wie auf dem Marschkompaß (hier finden wir das gleiche Prinzip mit 60 Marschrichtungszahlen wieder) im Uhrzeigersinn angegeben. Nordwesten ist dann etwa mit der Grundrichtung 53-00 identisch.

Die Grundrichtung wird im Gelände mit dem Richtkreis, einem optischen Gerät mit einer Kompaßnadel, bestimmt. Alle Richtungsangaben zu den Zielen und anderen Geländepunkten werden auf der B-Stelle von dieser Grundrichtung aus vorgenommen. Ähnlich ist es in der Feuerstellung, in der die Rohre der Geschütze mittels Richtkreis ebenfalls in die Grundrichtung orientiert werden.

Ein über dem Planschett des Feuerleitgeräts verschieb- und schwenkbar angebrachtes Maßstabslineal ermöglicht es, sowohl die Entfernung als auch den Winkel von der Feuerstellung zum jeweiligen Ziel mit genügender Genauigkeit auszumessen. Die so erhaltenen Werte müssen jedoch noch entsprechend der Artillerie-Wettermeldung korrigiert werden, da Wind, Temperatur- und Luftdruckschwankungen sowie einige andere Faktoren den Flug der Granaten beeinflussen.

Die Schußentfernung wird im Feuerkommando nicht in Metern, sondern in sogenannten Aufsatzwerten angegeben.



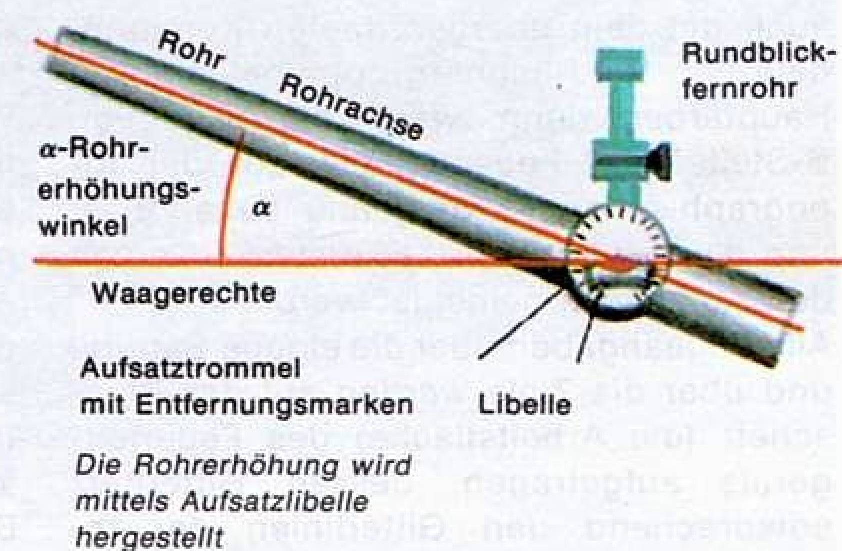
Planschett des Feuerleitgeräts der Artillerie

Dazu wird die Entfernung durch 50 geteilt: Aufsatz 100 bedeutet also 5000 m, Aufsatz 344 entsprechend 17200 m. Dieses Maß wurde deshalb gewählt, weil sich an der Richteinrichtung der Geschütze (dem „Aufsatz") Entfernungsschritte von 50 Metern einstellen lassen. Eine genauere Einstellung würde den Mechanismus zu kompliziert machen. Außerdem läßt es sich mit dem 50-m-Schritt einfach rechnen.

Hat der Richtkanonier den befohlenen Aufsatz eingestellt, dann hebt er mit der Höhenrichtmaschine das Rohr des Ge-



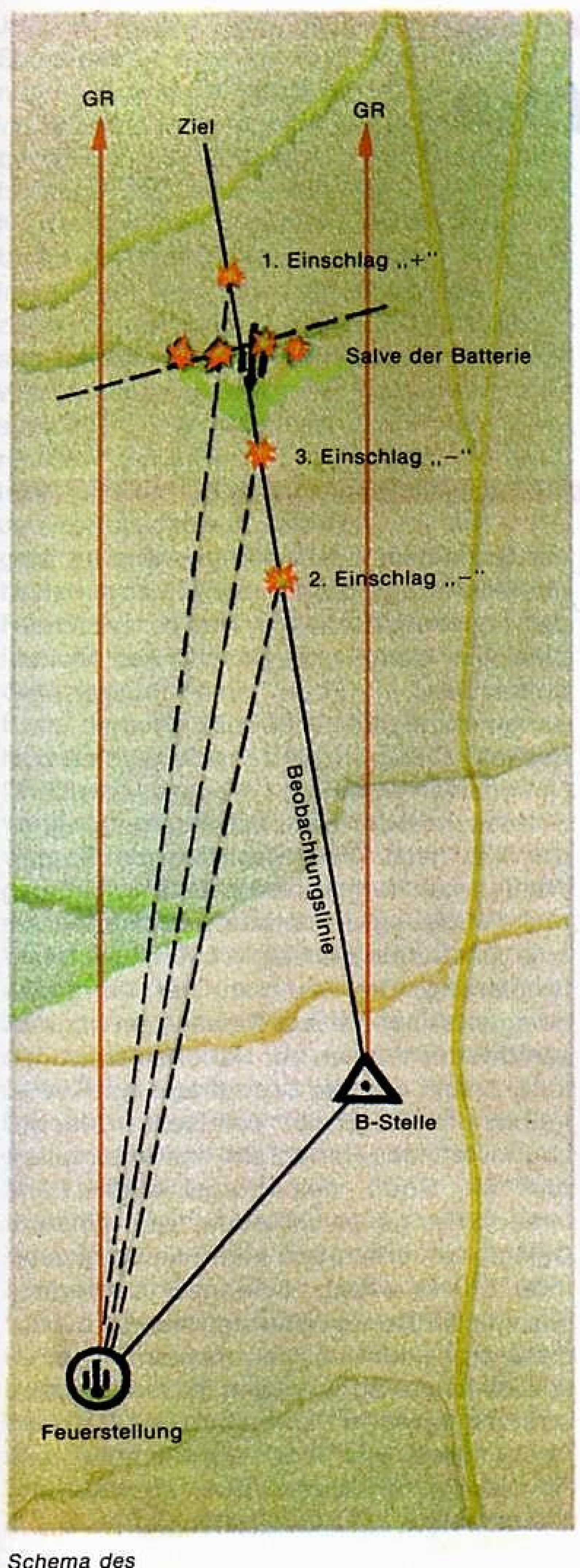
Richten mittels Festlegepunkt



Die Rohrerhöhung wird mittels Aufsatzlibelle hergestellt

schützes so weit an, bis die Aufsatzlibelle waagerecht steht und genau einspielt. Damit hat das Rohr die für die Schußentfernung notwendige Erhöhung.
Die befohlene Richtung zum Ziel (von der Grundrichtung aus) wird mittels eines Festlegepunkts (z. B. ein hinter der Batterie angebrachtes Kreuz) hergestellt. Das auf den Festlegepunkt gerichtete Rundblickfernrohr wird um den Wert des be-

Nach dem Stellungswechsel meldet der Geschützführer des ersten Geschützes: „Feuerbereit!"



Schema des Einschießens

fohlenen Winkels in entgegengesetzter Richtung geschwenkt. Wird danach das gesamte Geschütz — zusammen mit dem Rundblickfernrohr — so gedreht, daß das Fadenkreuz der Optik wieder auf den Festlegepunkt zeigt, dann steht das Geschützrohr in der im Feuerkommando befohlenen Richtung.

Das Schießen der Batterie wird von einem Geschütz mit Einzelschüssen eröffnet, um die Einschläge genau beobachten zu können. Dieses „Einschießen" ist deshalb notwendig, weil alle Ausgangswerte wie die Koordinaten der Stellungen und Ziele oder die Wettermeldung kleine oder größere Fehler aufweisen, die sich in einer Abweichung des ersten Schusses vom Ziel äußern.

Von der B-Stelle aus wird beobachtet, ob die Einschläge zu kurz („–") oder zu weit („+") liegen bzw. ob sie rechts oder links von der Beobachtungslinie B-Stelle — Ziel liegen.

Durch entsprechende Kommandos in die Feuerstellung (neuer Aufsatz, Seitenkorrektur) werden nach festgelegten Schießregeln die Einschläge unmittelbar an das Ziel herangeführt. Dann geht die gesamte Batterie zum Schießen auf Vernichtung über.

Neben der beschriebenen Methode kennt die Artillerie noch eine Reihe anderer Verfahren zur Feuerführung. Das Prinzip des indirekten Richtens der Geschütze bleibt dabei unverändert. Die Genauigkeit des Schießens und damit die schnelle Vernichtung der Ziele hängt deshalb von der exakten Arbeit der Bedienungen der Geschütze ab, auch wenn sie ihre Aufgaben hinter der eigentlichen Gefechtslinie erfüllen.

Die Januarkämpfe 1919 in Berlin

Dr. Laurenz Demps

Im Januar um Mitternacht
ein Spartakist stand auf der Wacht.
Er stand mit Stolz, er stand mit Recht,
stand kämpfend gegen ein Tyrann'-
geschlecht.

Die erste Strophe dieses alten Kampflieds führt uns mitten hinein in ein großes Ereignis der Berliner Arbeiterbewegung: in die Januarkämpfe des Jahres 1919. Weiter heißt es in diesem Lied:

Und donnernd dröhnt die Artill'rie,
Spartakus hat nur Infanterie.
Granaten schlagen bei ihm ein,
die Noskehunde stürmen Büxenstein.

Und wofür kämpft der Spartakist?
Damit ihr's alle, alle wißt:
Er kämpft für Freiheit und für Recht,
nicht länger sei der Arbeitsmann ein Knecht.

Diese Strophen umreißen wesentliche Seiten des Kampfes im Januar 1919 in Berlin und geben ein ungefähres Bild von der damaligen Situation.
Am 16. Dezember 1918 fiel in Berlin eine wichtige Entscheidung. Auf dem Reichskongreß der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands nutzten die rechten Führer der Sozialdemokratie all ihren Einfluß, um die Machtfrage der Revolution zugunsten der imperialistischen Kräfte zu entscheiden. Sie wollten die Macht des Monopolkapitals in Form einer bürgerlich-parlamentarischen Republik erhalten, und deshalb drängten sie danach, Wahlen zur Nationalversammlung auszuschreiben. Rätemacht oder Nationalversammlung — das war jetzt die entscheidende Frage. Wahlen zur Nationalversammlung bedeutete Zulassung der Kräfte des Imperialismus, bedeutete die Möglichkeit ihrer Neuformierung. Die Mehrzahl der Kongreßdelegierten lehnte das Rätesystem ab und stimmte für Wahlen zur Nationalversammlung. Damit war die Grundfrage der Revolution, die Frage der politischen Macht, zugunsten der Herrschaft des Imperialismus in Form des bürgerlichen Parlamentarismus entschieden. Die meisten Delegierten erkannten nicht die Tragweite ihrer Entscheidung. Befangen in reformistischen Illusionen, glaubten sie, daß durch Beschlüsse der Nationalversammlung eine sozialistische Entwicklung in Deutschland erreicht werden könnte. Der Reichsrätekongreß war der Wendepunkt der Revolution, er leitete ihre absteigende Phase ein.

Jetzt versuchten die rechten Führer der Sozialdemokratie erst recht, die revolutionären Kräfte einzudämmen, sie ihrer Wirkungsmöglichkeiten zu berauben. Sie begannen diesen Kampf in Berlin, weil sie hofften, daß eine Niederlage hier eine Niederlage der gesamten deutschen Arbeiterbewegung nach sich zöge.

In Berlin war die Unabhängige Sozialdemokratische Partei (USPD) die weitaus stärkste Partei. In ihr hatten sich völlig verschiedene Gruppen zusammengeschlossen, die sich von der Politik der rechten SPD-Führer abgewandt hatten. Innerhalb der USPD war ein linker Flügel, der von Ledebour, Däumig und anderen geführt wurde, entstanden. Diese Führer hatten zwar einen ehrlichen Willen zur Revolution, ihr ständiges Schwanken und ihre unklaren Positionen jedoch behinderten sie eher.

Ende des Jahres 1918 wurde in Berlin die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD), die aus dem Spartakusbund hervorging, gegründet. Allein diese Partei wies durch ihren entschiedenen Kampf gegen Imperialismus und soziale Versklavung, für demokratische Freiheiten den Werktätigen den richtigen Weg. Die Gründung der KPD war der entscheidende Schritt zur Wiederherstellung der Einheit der Arbeiterklasse, die durch die rechten SPD-Führer gespalten worden war.

Die junge Kommunistische Partei war organisatorisch noch nicht gefestigt. Ihre Mitgliederzahl in Berlin dürfte damals etwa 300 Personen betragen haben. Von ihr ging aber eine magnetische Anziehungskraft aus. Diese Kraft und ihr revolutionierender Einfluß wurzelten in ihrem Programm, dem persönlichen Einsatz ihrer Mitglieder und ihrer untrennbaren Verbundenheit zur Partei Lenins. An der Spitze dieser Partei standen u. a. so erfahrene Führer der Arbeiterbewegung wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.

Es war allen klar, daß militärische Auseinandersetzungen zu erwarten waren. Die Kräfte der Revolution und der Konterrevolution formierten sich. In den Berliner Großbetrieben bewaffneten sich die revolutionären Arbeiter und bildeten Stoßtrupps, die sich „Schwarze Katzen" nannten. Sie gewannen bedeutenden Einfluß auf die Berliner Volksmarinedivision, die etwa 2000 Mann stark war, und auf die Sicherheitswehr des Berliner Polizeipräsidenten. Die Sicherheitswehr, zum Schutz und zur Verteidigung der revolutionären Errungenschaften gebildet, bestand Ende Dezember aus 3000 Mann. Ein Arbeiterrat wachte darüber, daß nur Arbeiter in sie aufgenommen wurden. So sollte verhindert werden, daß dieses Machtorgan durch geschickte Manöver der Rechten, wie das in vielen anderen Städten der Fall war, zum Kampf gegen die Revolution eingesetzt werden konnte. An die Seite jedes Polizisten wurde ein Arbeiter gestellt, der, wie die Berliner damals sagten, aufpassen sollte, daß der „Blaue" keinen Unfug trieb.

All diesen Maßnahmen, die richtig und notwendig waren, fehlte aber eine leitende Hand und die notwendige Konsequenz. So gelang es vielen Spitzeln, sich in die Reihen der Sicherheitswehr einzuschleichen.

Auf der anderen Seite organisierte sich die Konterrevolution. Die rechten SPD-Führer hatten die Republikanische Soldatenwehr aufgestellt, der 15000 Mann angehörten. Sie sollte in den Händen des Rates der Volksbeauftragten ein willfähriges Instrument zur Unterdrückung der Berliner Arbeiter werden. Aber auch ihre Mitglieder konnten sich nicht dem Einfluß der Revolution entziehen. In allen Depots und Kasernen bildeten sie Soldatenräte, deren oberste organisatorische Führung jeweils der Fünfer-Ausschuß war. Ihm gehörten drei SPD- und zwei USPD-Mitglieder an.

Die überwiegende Mehrheit der Soldaten wollte nicht gegen die Arbeiter kämpfen. Sie konnten erreichen, daß alle Einsatzbefehle vom Fünfer-Ausschuß gegenzuzeichnen waren.

Ebenso verhielt es sich mit der Berliner Garnison. Im Dezember 1918 kehrten die Truppen relativ geschlossen von der Front in ihre Berliner Kasernen zurück. Sie waren auf dem Weg in die Heimat einer wüsten antikommunistischen Hetze ausgesetzt gewesen. Damit sollten auch sie zu einem willfährigen Instrument in den Händen der rechten SPD-Führer gegen die Berliner Arbeiter gemacht werden.

Aber auch sie konnten sich nicht dem Einfluß der revolutionären Ideen entziehen. Die Soldaten wollten nach vier Kriegsjahren endlich nach Hause, und so liefen zehn Divisionen, die nach Berlin verlegt werden sollten, auseinander. Anfang Januar 1919 verfügte die rechte SPD-Führung nur noch über 1 400 Soldaten aus diesem Kontingent. Die meisten hatten die Stadt verlassen. Ihre Waffen, vor allem die schweren Waffen, ließen sie in den Kasernen liegen. Das waren viele, sehr viele, und niemand schien in jenen Tagen an diese Waffen zu denken.

Doch! Die rechten Führer der Sozialdemokratie. Ende Dezember 1918 begannen sie, außerhalb von Berlin sozial entwurzelte Elemente und vom Haß auf die Revolution erfüllte Offiziere, die zu allen Schandtaten bereit waren, zu sammeln. Überall warben sie für die Freikorps, und die immer noch bestehende Oberste Heeresleitung des kaiserlichen Deutschlands stellte weitere Waffen und vor allem Soldaten bereit, um die Revolution niederzuwerfen.

Anfang Januar 1919 verschärfte sich die Situation in Berlin. Für die junge KPD boten sich Ansatzpunkte, um ihren Einfluß auf die Massen zu vertiefen, die Aktionseinheit der Arbeiter zu festigen und die Soldaten für die Weiterführung der Revolution zu gewinnen. Immer mehr Menschen zweifelten jetzt daran, ob die Entscheidung des Reichsrätekongresses, Wahlen zur Nationalversammlung auszuschreiben, richtig gewesen war. In zunehmendem Maße erkannten sie, daß die Monopolherren damit nur ihre Machtpositionen erhalten und festigen wollten.

Ende Dezember 1918 fühlten sich die Kräfte der Konterrevolution militärisch stark genug, um loszuschlagen. Als Zielscheibe wählten sie Emil Eichhorn, den von den revolutionären Arbeitern und Soldaten am 9. November 1918 eingesetzten Polizeipräsidenten von Berlin. Er stand ihnen als Mitglied der USPD in diesem Amt und mit seiner Politik im Wege. Die reaktionären Kräfte verbreiteten einen Schwall von Lügen über Eichhorn, um ihn als Polizeipräsidenten unmöglich zu machen und dieses wichtige Amt wieder in ihre Hände zu bekommen. Sie wollten damit nicht nur Eichhorn beseitigen, sondern auch die revolutionären Kräfte wirkungslos machen, die ihn stützten.

Am 4. Januar 1919 teilte der preußische Innenminister dem Polizeipräsidenten kurz und bündig mit, daß er seines Postens enthoben sei. Als Nachfolger sollte ein rechter Sozialdemokrat eingesetzt werden. Noch am Nachmittag kamen im Parteibüro der USPD in der Schicklerstraße die revolutionären Obleute aus den Großbetrieben und andere Funktionäre der Arbeiterbewegung zu einer Beratung zusammen. Sie beschlossen, Eichhorn in seiner Haltung, nicht zurückzutreten, zu unterstützen. Diese Entscheidung war die Kampfansage an die Kräfte der Konterrevolution.

Die Berliner Arbeiter hatten in ihrer überwiegenden Mehrzahl sofort erkannt, welch ein Schlag hier gegen die Revolution geführt werden sollte. Am 5. Januar 1919 zog eine unübersehbare Menschenmenge



durch die Stadt in Richtung Reichstag. Zwischen der Friedrichstraße und dem Reichstag konzentrierten sich gegen 14.00 Uhr die Kolonnen der Arbeiter und Soldaten. Unter den Linden, vor dem Preußischen Innenministerium, sprach Karl Liebknecht zu ihnen. Er formulierte die Forderungen, die alle Menschen bewegten: „Bewaffnung der Arbeiter, Bildung der Roten Garde, Entwaffnung der Gegenrevolution!" Das Berliner Proletariat demonstrierte seine Kraft und seinen Kampfeswillen. Losungen wurden mitgeführt, wie: „Hoch Liebknecht und Luxemburg", „Nieder mit den Bluthunden Ebert-Scheidemann."

Am Abend versammelte sich eine riesige Menschenmenge am Alexanderplatz, nahe der Stelle, wo heute das Centrum-Warenhaus steht. Hier sprach Wilhelm Pieck. Er kam gerade von einer Sitzung, an der etwa 70 revolutionäre Obleute, Mitglieder des Zentralvorstands der USPD sowie Karl Liebknecht und er als Vertreter der jungen KPD teilgenommen hatten.

Auf der Sitzung hatten die revolutionären Obleute gefordert, jetzt den bewaffneten Kampf für den Sturz der Regierung aufzunehmen. Ein Vertreter der Volksmarinedivision hatte einen Bericht über die Haltung der Soldaten gegeben, der darauf hinauslief, daß alle hinter den revolutionären Obleuten stünden und bereit seien, gegen die konterrevolutionären Machenschaften zu kämpfen. Unter dem Eindruck dieses und anderer so günstig erscheinender Berichte, die jedoch fehlerhafte Informationen enthielten, hatten auch Karl Liebknecht und Wilhelm Pieck der Steigerung der Aktion zugestimmt. So war in falscher Einschätzung der Lage und des Kräfteverhältnisses beschlossen wor-

5. Januar 1919.
Karl Liebknecht spricht vor dem preußischen Innenministerium

Die Abschaffung der Kapitalherrschaft, die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaftsordnung: dies und nichts Geringeres ist das geschichtliche Thema der gegenwärtigen Revolution.

Die ganze Macht in den Händen der arbeitenden Masse, in den Händen der Arbeiter- und Soldatenräte, Sicherung des Revolutionswerkes vor den lauernden Feinden ...



den, die Berliner Arbeiter und Soldaten für den 6. Januar zum bewaffneten Kampf für den Sturz der Regierung und für die Eroberung der Macht des revolutionären Proletariats aufzurufen. Dieser Beschluß war jedoch ein schwerer Fehler, da für diese Zielstellung die Voraussetzungen, wie wir im folgenden sehen werden, noch nicht gegeben waren.

Richtig waren aber die Forderungen nach Massendemonstration und politischen Streiks, die Absetzung Eichhorns zurückzunehmen und die konterrevolutionären Truppen zurückzuziehen und aufzulösen. Ebenso gehörte dazu die Forderung, die werktätigen Massen zu bewaffnen, da nur sie in der Lage waren, die Errungenschaften der Revolution zu sichern und zu verteidigen.

Als Wilhelm Pieck am Alexanderplatz zu den Massen sprach, folgten sie begeistert seinen Worten. Anschließend zogen sie zum Berliner Polizeipräsidium. An der Stelle, wo sich heute der große Parkplatz befindet und der Weihnachtsmarkt jährlich Tausende in seinen Bann lockt, kam es zu erregten Auseinandersetzungen zwischen den Arbeitern und den Führern der USPD. Die Arbeiter verlangten stürmisch nach Waffen! Vom Balkon des Po-



Arbeiter besetzen das „Vorwärts"-Gebäude

Barrikade vor dem Mosse-Verlag

lizeipräsidiums aus versuchten Ledebour und Eichhorn die Massen zu beschwichtigen, doch immer wieder erschallten die Rufe: „Gebt uns Waffen! Wie lange sollen wir noch warten?" Als Eichhorn ausführte, daß man die Arbeiter rufen werde, wenn es soweit sei, kamen die Gegenfragen: „Wann? Macht endlich los! Auf was wartest du noch?"

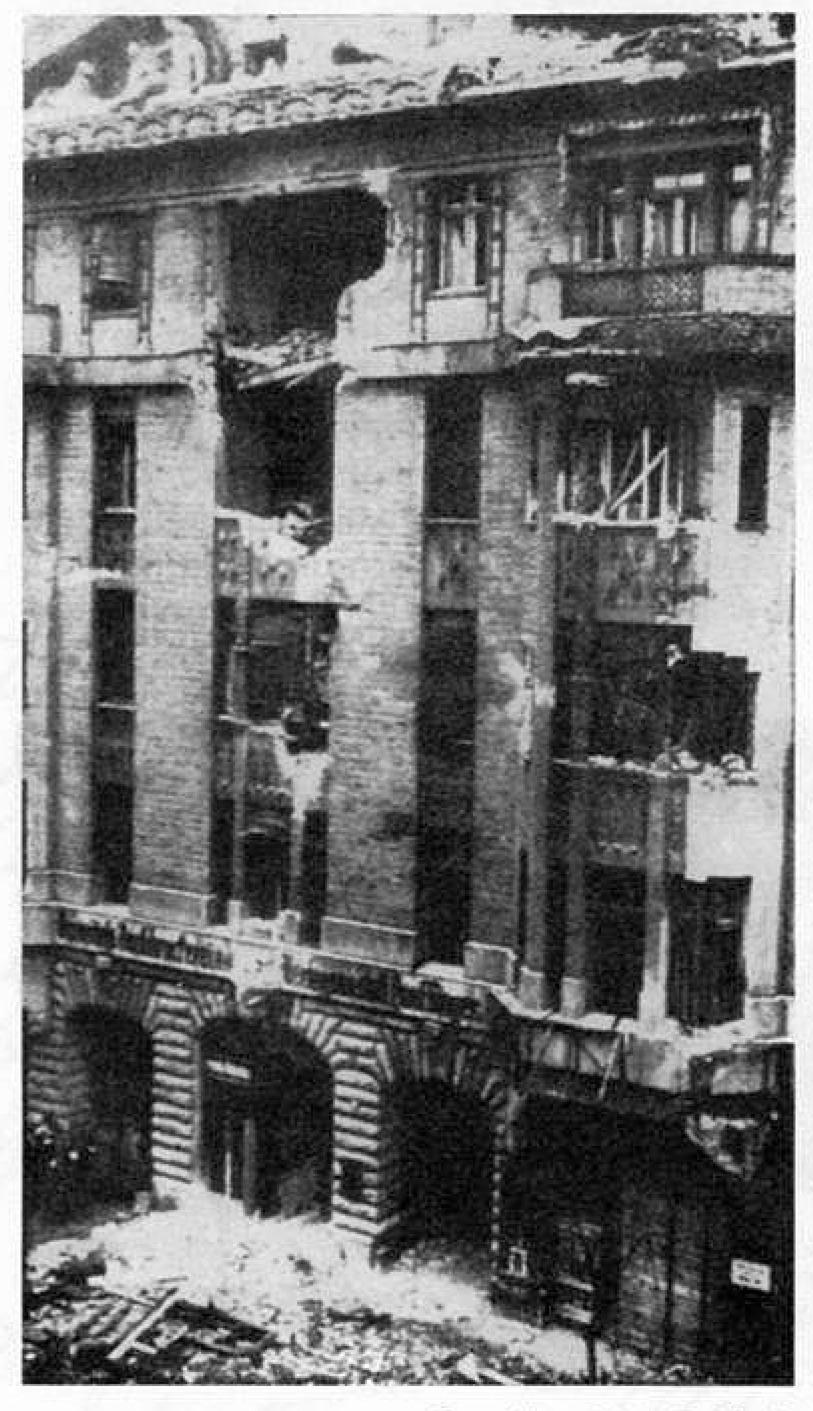
In der Nacht vom 5. zum 6. Januar besetzten die Revolutionäre das Gebäude des „Vorwärts", der Zeitung der rechten Sozialdemokratie, und verbrannten Flugblätter der Regierung. Diese Aktion erfolgte völlig spontan. Die Arbeiter wollten endlich handeln. Weitere Verlagsgebäude folgten, so wurden um 23.00 Uhr der Ullstein-Verlag, anschließend der Mosse-, Büxenstein- und Scherl-Verlag eingenommen. Alle bürgerlichen und sozialdemokratischen Zeitungen konnten am 6. Januar 1919 nicht erscheinen. Ihre Druckereigebäude lagen südlich der Krausenstraße in dem sogenannten Berliner Zeitungsviertel. Um die Gebäude errichteten die Arbeiter und Soldaten Barrikaden aus Papierrollen und Zeitungsbündeln. Hier begegnet uns auch die Druckerei Büxenstein wieder, von der im eingangs erwähnten Lied gesprochen wird.

Die Konterrevolution war unterdessen nicht müßig. Einerseits versuchte sie, durch ihre Spitzel und Provokateure — dies wurde später in vielen Gerichtsverhandlungen nachgewiesen — die Arbeiter zu unüberlegten Handlungen anzustacheln, um Vorwände für eine blutige Abrechnung zu bekommen. Andererseits waren aber Ebert und Noske nach Zossen gefahren, wo General Maercker Freikorps aufstellte. Dort überlegten sie gemeinsam, wie das Berliner Proletariat geschlagen werden könnte.

Der 6. Januar 1919 zeigte die Stärke des Berliner Proletariats. Am Morgen setzte



6. Januar 1919. Bewaffnete Arbeiter und Soldaten demonstrieren in der Leipziger Straße



Das „Vorwärts"-Gebäude nach dem Artilleriebeschuß durch die Regierungstruppen

der Generalstreik unvermindert und diszipliniert ein. Alle größeren Betriebe lagen still, das Geschäftsleben stockte. Rote Fahnen schmückten die Häuser in den Arbeitervierteln. Es herrschte eine freudige, erwartungsvolle Stimmung. Man war kampfbereit. „Ist es nun endlich soweit?" fragten die Arbeiter. Sie trugen Losungen, wie „Schluß mit dem Verrat!", „Nieder mit der Regierung!". In Sprechchören schallte es: „Hoch Liebknecht! Hoch Luxemburg! Hoch Eichhorn!"
Auf den Treptower Spielwiesen, da, wo heute das Denkmal des Sieges über den deutschen Faschismus steht, im Humboldt-Hain und an vielen anderen Stellen der Stadt versammelten sich die Arbeiter. Um 10.00 Uhr begann die größte Demonstration, die Berlin bis dahin gesehen hatte. Die gewaltigen Züge der Arbeiter und Soldaten werden auf mehr als 500 000 Menschen geschätzt. Die werktätigen Massen waren sich ihrer Kraft bewußt. Beim Demonstrieren bewegte sie aber doch eine sehr wichtige Frage: „Wie soll es weitergehen? Was geschieht dann?" Instinktiv erfaßten sie, daß jetzt nicht mehr nur gestreikt, nur demonstriert werden konnte. Jetzt mußte mehr geschehen.
Zur Leitung des Kampfes war der provisorische Revolutionsrat gebildet worden, dem 33 Mitglieder, Vertreter der revolutionären Obleute, der USPD, der Volksmarinedivision, des Zentralrats der Marine, der Eisenbahner, der Berliner Garnison sowie von der KPD Wilhelm Pieck und Karl Liebknecht angehörten. Der Revolutionsausschuß, in dem die USPD und die revolutionären Obleute den entscheidenden Einfluß hatten, war unfähig, entschlossen zu handeln und die kampfbereiten Massen zu organisieren und zu führen. Er tagte, beriet, zögerte und war nicht zum Handeln zu bewegen. Die entscheidenden Fragen blieben unbeantwortet. Die eigentliche Kraft des Proletariats, seine Aktionseinheit, drohte zu zerfallen. Ledebour hatte in diesem bedeutenden Augenblick nichts Wichtigeres zu tun, als zur Beerdigung eines Verwandten zu fahren.
Jetzt bewies sich die junge KPD erneut. Sie scharte die bewußtesten Vertreter der revolutionären Obleute um sich. Es gelang ihnen, aus den staatlichen Waffenlagern in Spandau und Wittenau Waffen nach Berlin zu schaffen, die sie dann unter etwa 3 000 Arbeiter verteilten. Verspätet, aber noch nicht zu spät besetzten die Berliner Arbeiter die militärisch wichtigsten Punkte der Stadt: das Haupttelegraphenamt, die Reichsdruckerei und die Eisenbahndirektion, dann den Schlesischen Bahnhof (heute Ostbahnhof), den Potsdamer und den Anhalter Bahnhof. Mit der Besetzung der wichtigsten Nachrichten- und Verkehrsverbindungen sollten Ausgangspunkte für den zu erwartenden Kampf mit den Truppen der Konterrevolution gesichert und die militärische Lage verbessert werden. Die Besatzungen im Zeitungsviertel wurden auf 1 500 Mann verstärkt.
Das war aber nur ein Teil der Berliner Arbeiterschaft. Der zahlenmäßig größere Teil hatte der USPD vertraut, war aber in



Am Schlesischen Bahnhof

dieser Situation ohne echte revolutionäre Führung. Allein die KPD ging den begonnenen Weg konsequent weiter. Ihre Kräfte konzentrierten sich im Polizeipräsidium, auf den Bahnhöfen, im Zeitungsviertel und in der Bötzow-Brauerei in der Prenzlauer Allee.
Da traf am 7. Januar die Nachricht ein, daß die USPD-Führung Verhandlungen mit der Regierung aufgenommen hatte. Der Revolutionsausschuß hatte, entgegen dem ausdrücklichen Willen der Kommunisten, mit 51 gegen 10 Stimmen für Verhandlungen, die ihm über Vermittler angeboten worden waren, gestimmt.
So informierte er am 7. Januar die werktätigen Massen, die sehr erstaunt darüber waren, daß man mit den Leuten, deren Absetzung man gefordert hatte, nun verhandeln wollte. Damit verwirrte und enttäuschte die Führung der USPD nur die kämpfenden Arbeiter, die eigentlich klare Anweisungen für diesen Kampf erwartet hatten. Angesichts der kapitulantenhaften Haltung des Revolutionsausschusses beschloß die KPD, ihre Vertreter dort abzuberufen. Trotzdem blieben die Kommunisten aber an der Seite der kämpfenden Arbeiter. Die KPD war sich bewußt, daß man sich jetzt, nachdem man die Arbeiter zur Revolution aufgerufen hatte, nicht feige zurückziehen konnte.
Die Folge der Verhandlungspolitik der USPD war, daß die wichtigste Waffe der Proletarier, ihre Aktionseinheit, auseinanderbrach. Immer mehr Arbeiter schenkten den Losungen der Paktierer, der zentristischen USPD-Führer, Glauben, die sie den Werktätigen geschickt verpackt anboten. Sie forderten die Einheit aller Kräfte und meinten damit die Niederwerfung der Revolution. Kautsky zum Beispiel erklärte demagogisch: „Wer die Herstellung der einheitlichen proletarischen Front will, muß mit der Einigung der Massen beginnen. Die Einigung der Führer wird dann folgen." Damit wollten sie die Massen vor allem von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg trennen und neue „Männer", die ihrer Meinung nach beim Berliner Proletariat nicht „so schlecht angesehen waren", ins Spiel bringen.
Eine wichtige Lehre aus dem Klassenkampf besagt, daß der Gegner nur dann Verhandlungen anbietet, wenn er Zeit braucht, um seine Kräfte zu sammeln. Meint er dann, genügend stark zu sein, interessiert es ihn überhaupt nicht mehr, was er einmal versprochen hat. Dann greift er zur Gewalt. Und so war es auch im Januar 1919.
Am 8. Januar begann der Angriff der Konterrevolution. Noch während die Verhandlungen liefen, überfielen Regierungstruppen die Eisenbahndirektion in Berlin-Grunewald und stürmten den Anhalter Bahnhof. Um die revolutionären Kräfte zu spalten, zogen sie einen Ring um die inneren Stadtviertel.
Am 10. Januar brach der Kampf um das „Vorwärts"-Gebäude los, wo sich etwa 500 bis 600 Arbeiter verteidigten. Die konterrevolutionären Truppen brachten auf den Dächern der umstehenden Häuser schwere Maschinengewehre und in den anliegenden Straßen Artillerie in Stellung. Im Morgengrauen des 11. Januar begannen die Noske-Truppen den Überfall. Aus sicherer Deckung, für die Verteidiger, die nur über Handfeuerwaffen verfügten, unerreichbar, eröffneten sie das Feuer. Der Artilleriebeschuß hatte eine verheerende Wirkung. Die Geschosse durchschlugen das Gebäude bis zum Keller. Dennoch gelang es den Stoßtrupps nicht, in das Haus einzudringen. Nach zwei Stunden glich das „Vorwärts"-Gebäude einer brennenden Ruine. Um 11.00 Uhr war der ungleiche Kampf beendet. Die Verteidiger hatten aufgeben müssen.
Heftig umkämpft wurden auch der Ullstein-Verlag, das Wolffsche Telegra-

SPARTACUS

Krieg dem Kriege!

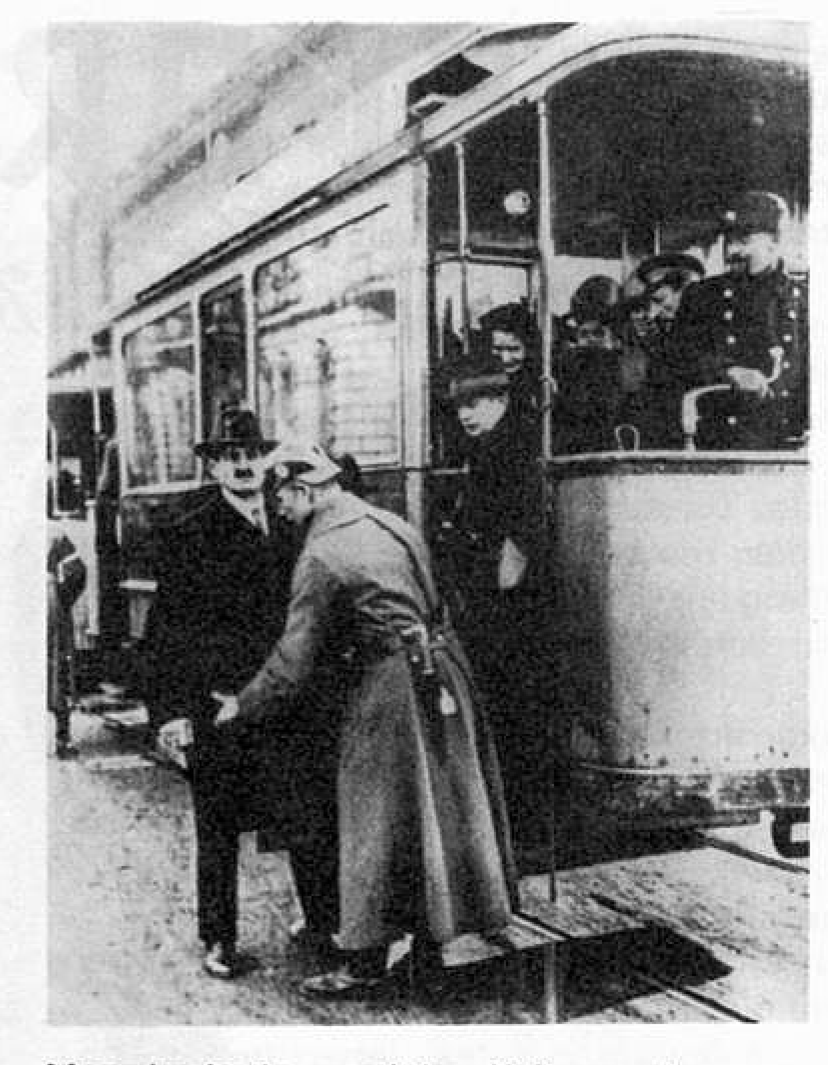
Der Hauptfeind steht im eigenen Land!

Nicht darum handelt
es sich heute,
ob Demokratie
oder Diktatur.

Die von der Geschichte auf die Tagesordnung
gestellte Frage lautet: bürgerliche Demokratie
oder sozialistische Demokratie. Denn Diktatur
des Proletariats, das ist Demokratie
im sozialistischen Sinne.
Diktatur des Proletariats, das sind nicht
Bomben, Putsche, Krawalle, „Anarchie",
wie die Agenten des kapitalistischen
Profits zielbewußt fälschen...

phenbüro und der Büxenstein-Verlag. Das war die Situation, die in dem eingangs zitierten Lied beschrieben wird.
Um den Schlesischen Bahnhof wurde bereits seit dem 7. Januar gekämpft. Die Revolutionäre konnten hier bis zum 11. Januar mehrere Angriffe der Regierungstruppen abweisen und Militärtransporte verhindern.
Bis zum Abend des 11. Januar hatten die Regierungstruppen fast alle Stellungen des Berliner Proletariats mit Waffengewalt gestürmt. Als letzte blieb nur noch das Polizeipräsidium in den Händen der Arbeiter. Hier verteidigten sich noch etwa 300 Mann. In der Nacht vom 12. zum 13. Januar begannen die konterrevolutionären Truppen das Polizeipräsidium zu beschießen. Erst als sie gegen Morgen Geschütze auffuhren, mußten die Revolutionäre auch diese, ihre letzte, Stellung aufgeben.
Jetzt besetzten die Noske-Truppen ganz Berlin. Sie trugen alle als Zeichen der Konterrevolution weiße Armbinden. Über die Stadt wurde der Belagerungszustand verhängt. Der weiße Terror wütete überall, vor allem aber in den Arbeitervierteln. Straßen wurden abgesperrt, Häuser nach Waffen durchsucht und Hunderte von Arbeitern verhaftet und mißhandelt. Viele wurden brutal ermordet. Am meisten hetzte die Konterrevolution die Kommunisten. Jetzt rächte sie sich an „Spartakus".
Als die Regierungstruppen in Berlin eine zeitweise Friedhofsruhe hergestellt hatten, fehlte diesen Mördern nur noch eins. Der „Vorwärts", die Zeitung der Sozialdemokratie, stimmte in diesen Chor mit ein und sprach den Wunsch der Konterrevolution offen aus:

„Vielhundert Tote in einer Reih —
Proletarier!
Karl, Rosa, Radek und Kumpanei —
es ist keiner dabei, es ist keiner dabei!
Proletarier!"



Man bedenke, welche Zeitung das veröffentlichte und wozu sie aufforderte. Am 15. Januar 1919 — da waren auch Karl und Rosa, die hervorragenden und unerschrockenen Führer der deutschen Arbeiterklasse, dabei. Von entmenschten Landsknechten wurden sie brutal ermordet.
Das Berliner Proletariat wurde in den Januarkämpfen 1919 zwar militärisch geschlagen, aber es blieb dennoch ungebrochen. Die revolutionären Ideen hatten feste und tiefe Wurzeln in der Berliner Arbeiterschaft geschlagen. Das „rote Berlin", das „kommunistische Berlin" wurde zu einem festen Begriff. Diese Stadt blieb ein Zentrum großer Klassenauseinandersetzungen.
Die Januarkämpfe 1919 in Berlin und die Novemberrevolution insgesamt sind Bestandteil der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus, die mit der Großen Sozialistischen

Waffenkontrolle

Nr. 15 — Jahrgang 1919 Mittwoch, 15. Januar 1919 Preis 10 Pfg.

Die Rote Fahne

Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund)

Schriftleitung: Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

Unsere Gefallenen.

Trotz alledem!

Oktoberrevolution begonnen hat. Im Januar 1919 erlitt die deutsche Arbeiterklasse zwar eine Niederlage, aber sie hat ihren Kampf nie aufgegeben. Und was das wichtigste ist, sie hat aus dieser Niederlage gelernt.

Die Arbeiter haben gelernt, daß sie ihre Interessen und die Interessen des ganzen Volkes nur dann durchsetzen können, wenn sie die Herrschaft des Monopolkapitals völlig brechen, das heißt politisch, militärisch und ökonomisch, und die Machtfrage zu ihren Gunsten entscheiden.

Und in diesem Kampf braucht die Arbeiterklasse eine marxistisch-leninistische Partei. Die KPD war 1919 noch zu schwach, ihr Einfluß auf die Werktätigen war noch zu gering. Es war ein langer, harter und schwerer Weg, den die Kommunisten seitdem gehen mußten. Aber immer haben sie dabei kompromißlos gegen Imperialismus und Militarismus, für Frieden, Demokratie und Sozialismus gekämpft.

Heute, 60 Jahre nach dem welthistorischen Sieg der Arbeiter und Bauern in Rußland, gestalten die Arbeiterklasse und alle Werktätigen der DDR unter Führung ihrer marxistisch-leninistischen Partei und



Konterrevolutionäre Truppen kontrollieren die Stadt

im festen Bruderbund mit der Sowjetunion die entwickelte sozialistische Gesellschaft.

Und wenn wir heute glücklich und voller Zuversicht in unserem sozialistischen Staat leben, lernen und arbeiten können, so beweist das, wie recht damals Karl Liebknecht hatte, als er nach den Januarkämpfen in der „Roten Fahne" schrieb: „... ‚Nieder mit den Spartakisten!' heult es in den Gassen. ‚Packt sie, peitscht sie, stecht sie, schießt sie, spießt sie, trampelt sie nieder, reißt sie in Fetzen!' ... Jawohl! Geschlagen wurden die revolutionären Arbeiter Berlins! Jawohl! Niedergemetzelt an die Hundert ihrer Besten! ... Aber es gibt Niederlagen, die Siege sind; und Siege, verhängnisvoller als Niederlagen ... Die Geschlagenen von heute werden die Sieger von morgen sein ... unser Schiff zieht seinen geraden Kurs fest und stolz dahin bis zum Ziel. Und ob wir dann noch leben werden, wenn es erreicht wird — leben wird unser Programm; es wird die Welt der erlösten Menschheit beherrschen. Trotz alledem!"



Der nicht enden wollende Trauerzug von Berliner Arbeitern anläßlich der Beisetzung Rosa Luxemburgs beweist: Der Kampf geht weiter!

Gedanken vor einer endgültigen Entscheidung

Dr. Wolfgang Kirkamm

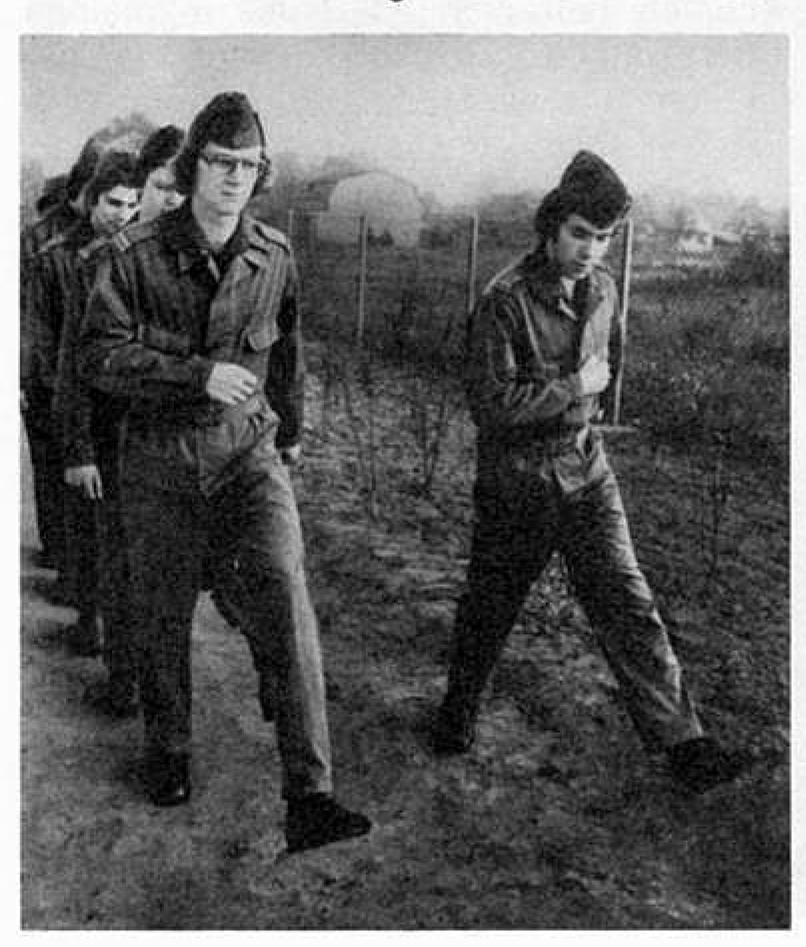
I.
Sieben Stunden Zugfahrt hat Peter Loheit noch vor sich. Sieben Stunden können ganz schön lang werden; denn Peter ist aufgeregt. Das läßt sich nicht leugnen. In dieser Beziehung unterscheidet er sich überhaupt nicht von den anderen Jungen und Mädchen aus der 11. Klasse der Erweiterten Oberschule „Geschwister Scholl" in Bernau. In diesen Tagen reisen sie alle an die verschiedensten Hochschulorte der Republik zu ihrer Aufnahmeprüfung. Peters Reiseziel ist Plauen. Sein Berufsziel: Kommandeur der Grenztruppen der DDR. Was werden die Genossen von ihm wissen wollen? Ob er auch alle Fragen beantworten kann? Um sich ein bißchen abzulenken, läßt er die Gedanken zurückfliegen. Wie ist das eigentlich alles gekommen?

Richtig begonnen hat es damals mit dem Gespräch am Abendbrottisch. Gut drei Jahre ist das nun schon her. Ich hatte gesagt: Wißt ihr was? Ich werde Offizier. Die erste Reaktion der Eltern wäre vielleicht am besten mit dem Wort „abwartend" umschrieben. Eltern hören von ihren Kindern ja gewöhnlich eine ganze Menge an Berufswünschen, die manchmal mehr so eine Art fixe Idee sind. Aber über den Busfahrer oder ähnliche Kinderträume war ich damals eigentlich schon lange hinweg. Doch die Armee interessierte mich seit einiger Zeit, ihre Kampftechnik besonders und all diese Dinge. Auch Geschichte und das, was in der Welt heute vor sich geht, verfolgte ich damals schon ganz aufmerksam. Für all diese Themen hatte ich zu Hause in meinen Eltern immer gute Gesprächspartner gefunden. Und als Mutter dann fragte: Offizier? Hast du dir das auch reiflich überlegt? konnte ich schon ein paar Sätze dazu sagen. Auch Vater riet, ich solle mir zuerst Klarheit verschaffen, bevor ich eine so wichtige Entscheidung fällen würde. So gab mir dieses Familiengespräch Anstöße nachzudenken, Begründungen für meinen Berufswunsch vor allem erst einmal für mich selbst zu finden.

II.
Anfang Juni 1976 war Peter dann zum Wehrkreiskommando bestellt worden. Kurz und exakt war die Mitteilung, daß er sich zur Aufnahmeprüfung in Plauen einzufinden habe. Sportsachen, Schreibzeug und Eßbesteck sind mitzubringen.
Auf jede Prüfung bereitet man sich vor,



wenn man die feste Absicht hat, sie auch zu bestehen. Für Peter waren das Wettkämpfe im Militärischen Mehrkampf in der GST, die abendlichen Runden um die Wohnblocks ging er etwas schneller an, eine Station mit Klimmzügen baute er ein. Bei Lutz, der kurz vor dem Abschluß des Abiturs stand und dann vor dem Beginn der Offizierslaufbahn, erkundigte sich Peter: Wie war das im vorigen Jahr bei dir? Der



Unauffällig helfen, kommandieren, ohne überheblich zu wirken, und körperlichen Einsatz bei der vormilitärischen

Ausbildung hält Peter Loheit für wichtig bei der Vorbereitung auf den zukünftigen Offiziersberuf

wies vor allem auf den 3000-Meter-Lauf hin. Den Bericht an den IX. Parteitag der SED nahm Peter sich des öfteren vor — zum Lesen und zum Nachdenken über Gelesenes und über eigene Konsequenzen.

Prüfungsvorbereitung — eigentlich hatte sie für Peter spätestens mit der 10. Klasse begonnen. Damals erhielt er eine Urkunde mit diesem Text: „Jugendfreund Peter Loheit, geboren am 14. 10. 1958, wird als Berufsoffiziersbewerber in das FDJ-Bewerberkollektiv aufgenommen."

Ja, erinnert sich Peter, das Suchen nach dem richtigen Beruf ist letzten Endes eine ganz persönliche Angelegenheit — die Einsichten, die ich mir erarbeitete, die Ansichten, zu denen ich gelangte, die Überzeugungen, die so nach und nach mein Handeln und Auftreten bestimmten. Ich erkannte dann auch, daß man als Offizier nicht zuletzt körperlich stets auf der Höhe der Forderungen sein muß und daß man sich nicht allein im stillen Kämmerchen auf diesen Beruf vorbereiten kann, sondern — und das kann ich heute nur dick unterstreichen — daß mir das FDJ-Bewerberkollektiv für militärische Berufe mit seinen vielen Helfern hierzu die günstigsten Möglichkeiten geboten hat.

Zuerst gab es bei uns an der Schule eine Arbeitsgemeinschaft Wehrerziehung. Wir sprachen dort auch über die Offizierslaufbahn, lernten erst einmal die Dienstgrade zu unterscheiden und hatten auch praktische Ausbildung. Seit 1974 dann dazu das Bewerberkollektiv der FDJ. Die erste Veranstaltung war der Besuch des Armeemuseums in Potsdam. Das hat sich bei mir nicht nur so eingeprägt, weil es am Anfang stand, sondern weil wir alle dort viel Neues und Interessantes sahen und erfuhren. Kurz danach waren wir in einer Garnison der Sowjetarmee. Da war das Traditionszimmer — gar keine verstaubte Angelegen-



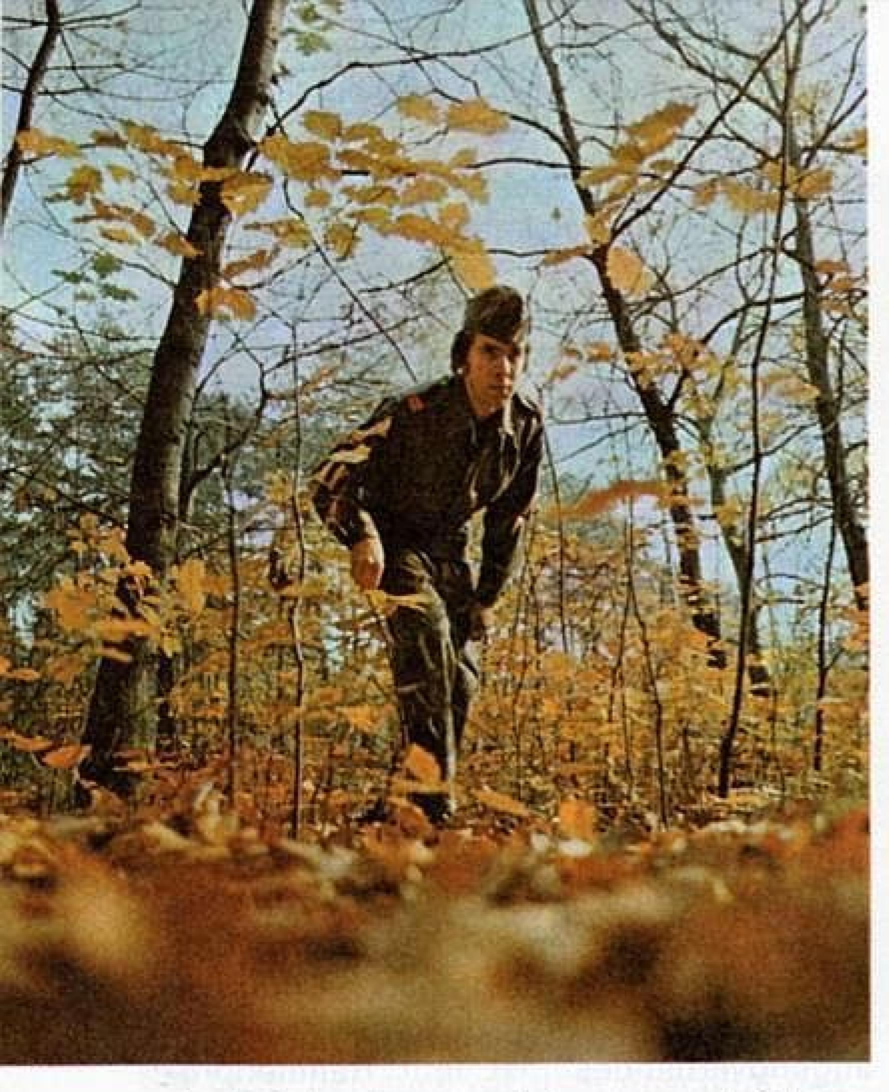
heit, sondern eine gute Hilfe, die heutigen Aufgaben der sozialistischen Landesverteidigung besser zu verstehen.
Vieles mußte erdacht, vorbereitet und organisiert werden. Wer hat uns eigentlich alles geholfen?
Daß sich der Jugendverband besonders um uns gekümmert hat, haben wir nicht allein daran gemerkt, daß wir in der „Parteitagsinitiative der FDJ" von der Kreisleitung eine Urkunde erhielten. Zum Jahresabschluß berieten wir gemeinsam, was besser gemacht werden kann. In der Leitung der FDJ-Grundorganisation unserer Schule hatten wir unseren Verantwortlichen für die Hans-Beimler-Wettkämpfe und die Wehrerziehung überhaupt. Dadurch kam dieses Thema regelmäßig auf die Tagesordnung der Mitgliederversammlungen. Und das gehört ja auch noch dazu: Wer die Offiziersbewerber oder die aktivsten in der GST sind, das wissen alle Schüler. Immer, wenn wir einen GST-Wettkampf gut bestanden hatten oder eine Aufgabe gut erfüllt war, wurden wir beim Fahnenappell von der Schul- und der FDJ-Leitung gelobt.

Die zweite Stütze des Bewerberkollektivs war das Wehrkreiskommando, von dem unser Leiter kommt. Veranstaltungen organisieren und durchführen, Exkursionen, Jahresabschlußfeiern, jeden zweiten Monat ein Forum — die Genossen vom Wehrkreiskommando, oft unterstützt von der NVA-Pateneinheit unserer Schule, ließen sich da immer wieder etwas einfallen.

III.

Bewerberkollektiv der FDJ für militärische Berufe — so heißt es exakt, und diese Bezeichnung läßt erkennen, daß es sich hier nicht etwa um eine Vorwegnahme der Ausbildung in der Nationalen Volksarmee, den Grenztruppen der DDR oder den anderen bewaffneten Organen handeln könnte. „Politisch-ideologische Bildungs- und Erziehungsarbeit des sozialistischen Jugendverbandes" ist laut Rahmenprogramm für die Tätigkeit der Bewerberkollektive gefragt, und die soll — so heißt es dort ebenfalls — unter anderem auch „Spaß und Freude" bereiten. So ist es ganz normal, wenn Peter nach zwei Jahren Mitarbeit in einem solchen Kollektiv meint, daß man sich da viel intensiver fragt, ob das der richtige Beruf für ihn ist, und auch prüft, ob er der Richtige für den Offiziersberuf ist.

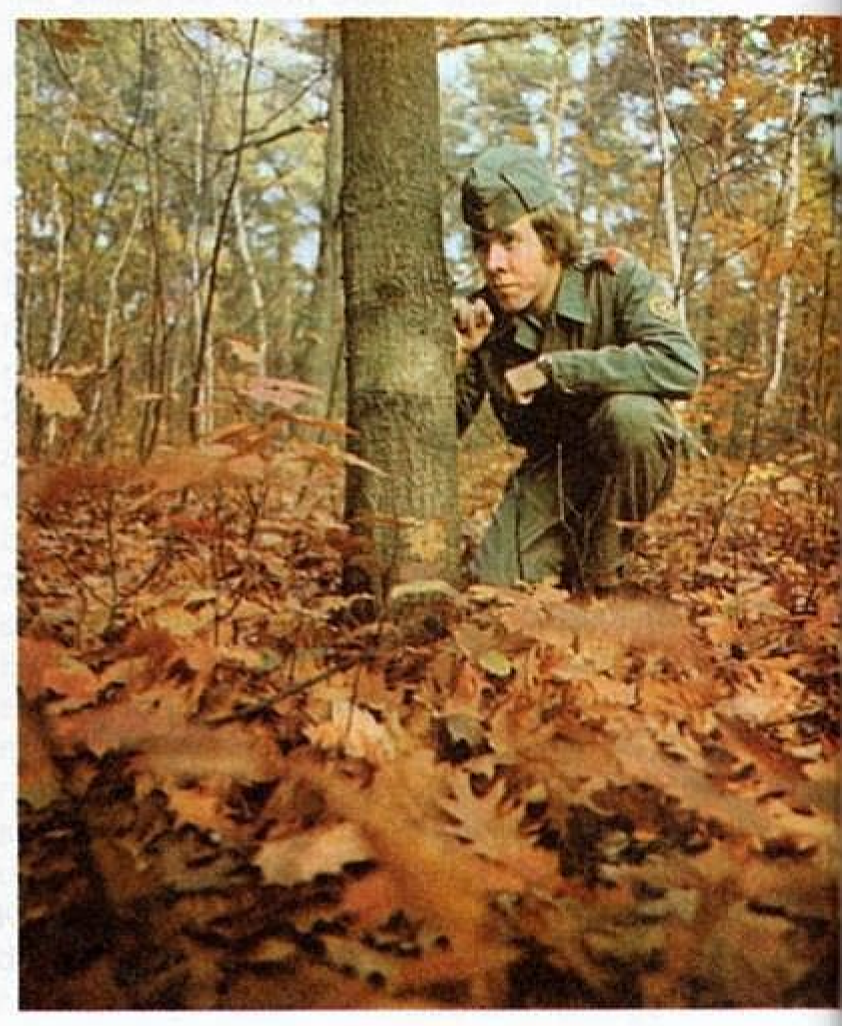
Acht Jungen sind wir in unserer Klasse. Vier davon wollen Offizier werden. Detlef Kraneis, er war damals noch ziemlich „neu" in unserem Bewerberkollektiv, hatte anfangs nicht so die richtige Meinung zum Militärberuf. Er bezweifelte, daß der Offiziersberuf heute noch eine Zukunft habe und verwies uns auf die Verträge der letzten Jahre, das Dokument von Helsinki, das Vorankommen der Entspannung. Seine Auffassung war Zündstoff für eine nützliche Diskussion. Beispielsweise darüber: Welche Kräfte bewirkten denn, daß





der Frieden immer sicherer wurde? Ist es nicht vor allem dem Einfluß des Sozialismus, nicht zuletzt seiner militärischen Stärke, zuzuschreiben, daß Helsinki zustande kam? Wir stritten uns, und wir dachten nach. Manches lasen wir auch nach, wobei wir auf viele interessante Fakten zu unserem Diskussionspunkt in der Rede von Armeegeneral Hoffmann auf dem IX. Parteitag der SED stießen. Es ging auch um diesen Satz, der auf dem X. Parlament der FDJ ausgesprochen wurde: „FDJ und NVA, Jugend und Schutz des Sozialismus, Blauhemd und Waffenrock gehören zusammen." Am Ende solcher Diskussionen blickte nicht nur Detlef besser durch. Wir hatten alle dazugelernt, waren zu neuen Gedanken und zu neuen Fragen angeregt worden.

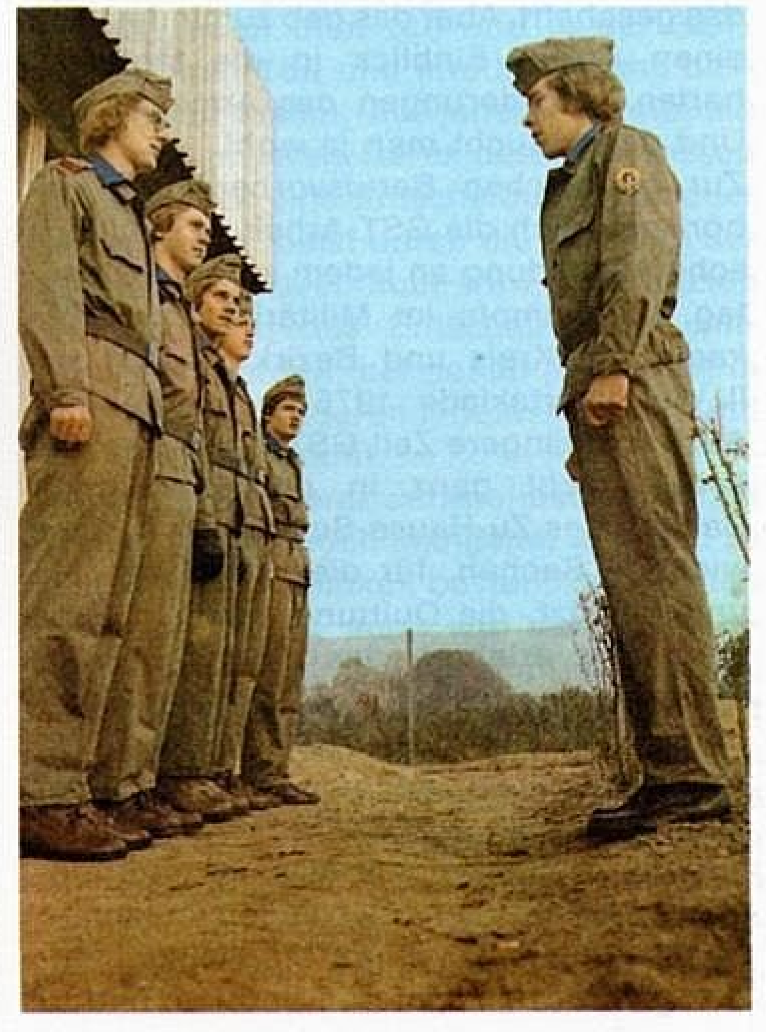
Überhaupt, Fragen hatte es immer jede Menge gegeben, natürlich auch Antworten darauf. Kein Forum mit den Genossen vom Wehrkreiskommando, von unserer NVA-Pateneinheit „Augustin Sandtner" oder



Das Beherrschen aller Übungen der vormilitärischen Grundausbildung betrachtet Peter als eine elementare Bedingung zur Entscheidung für einen militärischen Beruf

während verschiedener Exkursionen, bei dem wir sie nicht an den richtigen Mann bringen konnten. Was wir damals alles wissen wollten! Warum haben Raketen so eine hohe Treffgenauigkeit? Was für Pflichten und Rechte hat ein Soldat? Worin liegt das sichere Gefühl der militärischen Überlegenheit unserer sozialistischen Militärkoalition des Warschauer Vertrags gegenüber imperialistischen Armeen und Bündnissen begründet? Wieviel verdient ein Offizier? Wie steht es mit seinem Urlaub? Ist der Beruf eines Offiziers nicht langweilig, immer nur in der Kaserne? Die Fragenlatte war stets riesengroß.

Aber bei mancher Frage bedurfte es keines Offiziers, um eine richtige und überzeugende Antwort zu finden. Wir konnten das selbst. Wir vom FDJ-Bewerberkollektiv. Die meisten militärpolitischen Foren besuchten außer uns auch alle anderen Schüler der 11. Klassen, und wir fühlten uns dabei direkt angesprochen. So haben diese



Als GST-Ausbilder kann man sich schon erste Fähigkeiten im Erziehen erwerben

Foren ihren Zweck gleich doppelt erfüllt. Ging es hier oftmals mehr um theoretische Fragen, sozusagen den nötigen „Grund", so gab es aber auch „Praxis". Da fällt mir die Parade der NVA in Berlin, ein, die wir mit Offizieren des Patenregiments unserer Schule gemeinsam besuchten. Das war schon etwas. Modernste Technik unserer Volksarmee ganz aus der Nähe sehen, dazu Erläuterungen vom Fachmann. Gerade nach solchen Ereignissen hatten wir immer wieder den Wunsch, öfter NVA-Einheiten zu besuchen, um uns vom Leben in der Armee ein Bild machen zu können. Ich glaube, wir hätten damit etwas hartnäckiger sein sollen. Jedenfalls sehe ich hier noch eine ungenutzte Möglichkeit, daß sich noch mehr für diesen Beruf entscheiden.

Als wir zum erstenmal eine NVA-Einheit besuchten, waren wir auch kurz auf der Sturmbahn. Na ja, so ungefähr haben wir das geschafft. Aber das gab zumindest mal einen realen Einblick in die täglichen harten Anforderungen des Armeelebens. Und den braucht man ja wohl.

Zur praktischen Berufsvorbereitung gehört natürlich die GST-Arbeit. Vormilitärische Ausbildung an jedem zweiten Dienstag, Wettkämpfe im Militärischen Mehrkampf im Kreis und Bezirk bis hin zur II. Wehrspartakiade 1975 in Magdeburg. Auch mal längere Zeit GST-Lager, wo das Leben nicht ganz in den gewohnten Bahnen des Zu-Hause-Seins abläuft. Alles wichtige Sachen, für die, wenn man sie unterschätzt, die Quittung auf dem Fuße folgt. Wir erlebten das einmal bei der Kreiswehrspartakiade der GST: Den Handgranatenweitzielwurf, den machen wir schon mit links, dachten wir uns. Aber dann schafften wir die geforderte Norm nicht einmal mit rechts, was uns eindringlich zeigte, wo wir noch zulegen mußten.

Doch eigentlich war die Möglichkeit, sozusagen für den späteren Beruf ab und zu mal „trainieren" zu können, das Wichtigste an der GST-Arbeit. Wenn ich an unser Ausbildungslager denke, wo ich Gruppenführer und stellvertretender FDJ-Sekretär war, oder an die Ausbildungsnachmittage in unserer Schule, bei denen wir Jungen vom Bewerberkollektiv als Zugführer eingesetzt waren — wer da bestehen will, muß mit Menschen umgehen können. Das war — glaube ich — sehr wertvoll für die Vorbereitung auf den Offiziersberuf.

Dem Mitschüler einen Befehl erteilen, ohne daß dabei der Eindruck entsteht, man möchte sich irgendwie aufspielen. Die nötige Selbstüberwindung — nicht alle sind Sportskanonen oder haben Zeit für die GST eingeplant — immer wieder fordern und fördern. In entscheidenden Situationen stets Vorbild sein, auch wenn es dafür die Zähne zusammenzubeißen heißt. Das alles ist bestimmt viel, viel schwerer, als komplizierte Technik beherrschen zu lernen. Aber ohne all das kann wohl von einem guten Kommandeur nicht die Rede sein. Und deshalb war für mich jede Stunde GST-Ausbildung viel mehr als nur Exerzieren, Schießen oder Arbeit mit Karte und Kompaß.

IV.

Jeder Tag belegt die Notwendigkeit eines auch militärisch starken Sozialismus. Täglich gibt es Beispiele, die zeigen, daß Abkommen allein die Gefährlichkeit des Imperialismus nicht eindämmen. Das bringt eine hohe Verantwortung mit sich, sagt Peter, und die möchte er mit übernehmen.

In dieser Verantwortung bleibt nicht viel Platz für Wenn und Aber, das weiß er. Weil er auch das in den Jahren im Bewerberkollektiv klarer verstehen lernte: Immer ist ein eindeutiger Standpunkt gefragt.

Beim Eintritt in das Bewerberkollektiv — warum sollte ich das nicht offen und ehr-

lich eingestehen — stand noch ein bißchen die Haltung: Na, mal sehen! im Hintergrund. Auf die Dauer gelingen bei solcher Einstellung jedoch nur halbe Sachen. Das ist in der Schule so, auch beim Sport. Und im übrigen wird man durch den Gang der Dinge ja doch ständig gezwungen, klare Positionen einzunehmen.

Zum Beispiel zu den nicht allzu eifrigen GST-Mitgliedern. Nun wäre es natürlich das einfachste, sich mit diesem Zustand, so wie er ist, zufriedenzugeben und sogar noch den Vorteil zu sehen, daß der einzelne mehr Fragen stellen oder öfter auf die Schießscheibe zielen kann, wenn weniger da sind. Allerdings wäre das eine sehr kurzsichtige Reaktion — schließlich soll jeder etwas mitkriegen von unserer sozialistischen Militärpolitik und auch rechtzeitig lernen, daß ein Mitglied einer Organisation Rechte und Pflichten besitzt. Daß man deshalb gute GST-Arbeit nicht nur fordern, sondern sich zuallererst daran beteiligen und auch selbst Vorschläge machen muß, damit es für alle interessant wird und ein Nutzen 'rausspringt. Wir haben uns zusammengesetzt mit diesen Schülern — die FDJ-Kollektive und das Bewerberkollektiv. Natürlich änderten wir nicht alles auf einen Schlag, aber diese Auseinandersetzungen haben gerade bei uns Offiziersbewerbern die Einheit von Worten und Handeln merklich gefestigt und gefördert.

Ein anderes Problem waren die Mädchen. Auch bei uns wurde einer von seiner Freundin vor die Tatsache gestellt: Wenn du drei oder zehn oder noch mehr Jahre zur Armee gehen willst, kannst du dir 'ne andere suchen. Der Beruf als „Scheidungsgrund" sozusagen. Die Mädchen, die im Wehrsport in der GST mitmachten, dachten da schon weiter. Andrea sagte mir, ganz gelassen würde sie es nicht hinnehmen, wenn sie wüßte, ihr Freund wird Berufsoffizier. Doch dann würde sie ihm helfen. — Ihr Vater war auch zwanzig Jahre in der NVA. Und Uta meinte, daß es wichtig sei, sich treu zu bleiben. Für beide. Birgit erzählte mir: „Meiner geht für 25 Jahre oder so zur Armee. Meine Gründe dagegen sind eigentlich belanglos. Die Trennung und das Kommandieren finde ich nicht so gut. Aber ausreden kann ich es ihm wohl nicht mehr." Eine andere Andrea meinte: „Ist er wirklich davon überzeugt, daß es gut und nützlich ist, soll er länger zur Armee gehen, selbst wenn es zu Problemen kommen sollte. Die muß man auch in anderen Berufen lösen." Ganz normale Ansichten. Wenn es dann jeden selbst betrifft, gibt es jedoch hin und wieder Konflikte, die die vernünftige Einsicht in die Notwendigkeiten in den Hintergrund treten lassen. Deshalb, meine ich, gehören auch Mädchen nicht in das, aber zum Bewerberkollektiv. Daß wir sie zur Jahresabschlußfeier eingeladen haben, war goldrichtig. Vielleicht hätten wir das noch öfter tun und in der GST-Arbeit ihren Ton und ihre Interessen besser treffen sollen. Auf jeden Fall müßten sie über unseren Beruf dasselbe wissen wie wir, weil eine Entscheidung „für oder wider" doch meist durch die Meinung der anderen mit beeinflußt wird. Und letzten Endes sollen das Entscheidungen miteinander werden, bei denen jeder sich in die Lage des anderen hineinversetzen und ihn verstehen kann.

Worin es in unserer wehrpolitischen Arbeit an der Schule noch mangelte, war, daß zu selten die Möglichkeit bestand, mit Leuten aus der Armee, auch von der Offiziershochschule, direkt zusammenzutreffen, von ihnen Interessantes zu erfahren, mit ihnen unsere Probleme zu besprechen. Andererseits traten in jedem Jahr einige unserer Schulabsolventen einen längeren Dienst bei der NVA an oder nahmen ein Studium an einer der Offiziershochschulen auf. Ein seltsames Mißverhältnis,

sagten wir uns damals, überlegten und schrieben dann über unsere Arbeitsgemeinschaft Wehrerziehung Briefe an einige dieser Absolventen. Wir haben sie gebeten, entsprechend ihren Möglichkeiten über ihren Weg vom Oberschüler zum Kommandeur zu berichten, sie manchmal zu uns eingeladen. Darin sehen wir eine Möglichkeit, an unserer Schule anhand von Beispielen, die mancher noch persönlich kennt, über den Offiziersberuf und das Leben in der NVA zu informieren. So tun wir als Bewerberkollektiv nicht nur für uns etwas, sondern wenden uns ebenso an alle anderen Schüler. Das mag für den einen oder anderen auch Ansporn oder Anregung zum Nachdenken gewesen sein, und über Jahre gedacht, könnte das vielleicht sogar zu einer guten Tradition werden — die Verbindung der Schule zu „ihren" Offizieren.
Na ja, und wenn mich dann mal so ein Brief erreichen sollte, muß ich beim nächsten Besuch in Bernau wohl etwas mehr Zeit für die Schule einplanen, vor allem für die Jungen vom Bewerberkollektiv.

V.
„Warum wollen Sie Offizier werden?" Das war eine von den gewichtigen Fragen, die Peter nach seiner Ankunft im Aufnahmegespräch an der Offiziershochschule gestellt wurden.
Er antwortete ruhig, ohne zu zögern. Er hatte alles gut überlegt.
Seit August 1977 lernt Peter Loheit an der Offiziershochschule der Grenztruppen der DDR.

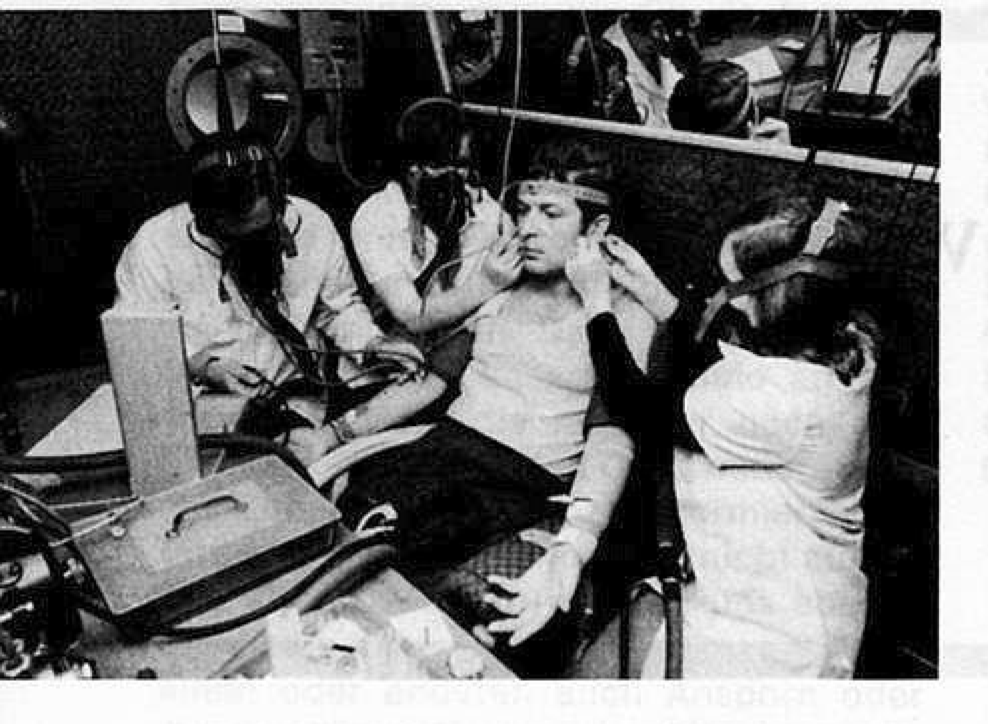
Mein Bruder will Jagdflieger werden

Lothar Willmann

Lieber Uwe!

Du hast richtig vermutet, daß ich gerade mitten in den Prüfungsvorbereitungen stecke. Offen gesagt, hätte ich Deine Fragen lieber während meines letzten Urlaubs in Dresden persönlich beantwortet, als jetzt einen langen Brief zu schreiben. Aber da die Sache offenbar drängt und es noch einige Zeit dauert, bis ich hier in Leningrad Urlaub bekomme, beiße ich in den sauren Apfel. So, diese Bemerkungen konnte ich mir nicht verkneifen. Doch nun Schwamm drüber!
Ich freue mich über Deinen Entschluß, Berufsoffizier der Nationalen Volksarmee zu werden, denn ich bin überzeugt, daß Du in jeder Beziehung das Zeug dazu hast, ein vorbildlicher Ausbilder und Erzieher junger Soldaten, ein verantwortungsbewußter Kommandeur und Offizier zu werden. Deine guten Leistungen in der Schule, Deine Initiative in der GST und in der FDJ sowie Deine Haltung zu unserem Staat bilden eine gute Grundlage; unseren Luftraum vor jeder Aggression des Gegners schützen zu helfen. Besonders freue ich mich natürlich, daß Du Jagdflieger werden willst wie ich. Deshalb antworte ich Dir, trotz Zeitmangels, gerne ausführlich.

Für einen künftigen Flugzeugführer sind Deine sportlichen Leistungen besonders hoch einzuschätzen. Darüber hinaus erfordert die Ausbildung zum Jagdflieger aber auch hervorragende Kenntnisse in den naturwissenschaftlichen Fächern. Zur Flugmedizinischen Kommission, abgekürzt FMK, muß tatsächlich jeder, der zur Ausbildung als Jagdflieger ausgewählt wird. Deine Bitte um Tips für diese Untersuchungen ist etwas doppeldeutig. Tricks oder ähnliche Methoden kannst Du gleich vergessen. Aber vielleicht können Dir meine Erfahrungen etwas nutzen.
In Deinem Alter war ich damals als Sechzehnjähriger schon seit einem Jahr Segelflieger, plötzlich aber wollte ich unbedingt Motorflieger werden. Tag und Nacht träumte ich nur von der Jak 18 und vom Trainer. Meine ganze Freizeit verbrachte ich auf unserem GST-Flugplatz, am liebsten hätte ich gleich im Hangar geschlafen. Nachdem mein Antrag, zu den Motorfliegern überzuwechseln, angenommen war, befaßte ich mich noch mehr als zuvor mit der Theorie des Fliegens. Zur Aerodynamik und Navigation kamen die Fächer Triebwerk, Zelle, Motorkunde usw.



den. Zu uns Jungen waren die Flugzeugführer sehr nett, und sie versuchten, uns mit guten Worten die Angst zu vertreiben. „Untauglich" ist immer drin, denn die Bedingungen sind sehr hart. Auch heute wird dort noch gründlich gesiebt.
Bei Deiner Kondition habe ich aber keine Angst um Dich. Denke jedoch daran, die Untersuchungen bringen alles ans Tageslicht. Die kleinste Abweichung vom zulässigen Bereich der gesundheitlichen Normwerte kann den Traum vom Fliegen begraben. Schließlich erfordert die Verantwortung, mit einem Überschalljäger unseren Luftraum zu sichern, etwas mehr, als ein Segelflugzeug rein sportlich zu führen. Daß Du nicht rauchst und keinen Alkohol trinkst, ist natürlich ganz prima!

Zu dieser Zeit war gerade ein alter GST-Hase, wie wir ihn nannten, Weltmeister im Motorkunstflug geworden. Wir waren begeistert. Fast alle träumten wir nun davon, auch einmal an einer Meisterschaft im Motorkunstflug teilzunehmen.
Angeregt durch einen Freund, beschloß ich dann jedoch bald, Flugzeugführer der NVA zu werden. Aber ich will nicht abschweifen. Du möchtest ja etwas über die Aufnahme und Untersuchung am Luftfahrtmedizinischen Institut erfahren.
Sehr gut erinnere ich mich der gemischten Gefühle bei unserer Ankunft. Auf den ersten Blick konnte man denken, es sei ein Sanatorium, alles verlief ruhig, die Zimmer waren gut eingerichtet, alles war freundlich und angenehm. Auf den Korridoren vor den Untersuchungsräumen saßen neben uns Jungen auch erfahrene Flugzeugführer, wie man den Gesprächen entnehmen konnte. Sie warteten auf ihre turnusmäßigen flugmedizinischen Kontrolluntersuchungen. Für diese Männer ist die Entscheidung der FMK wahrscheinlich noch viel bedeutungsvoller als für uns. Wenn ein Sinnesorgan nachgelassen hat oder auch nur die Kondition, folgen sofort weitere kompliziertere Untersuchungen, die letztlich über die Fluglizenz entschei-

Vorbereitungen zur Meßwerterfassung für den U-Kammer-Test

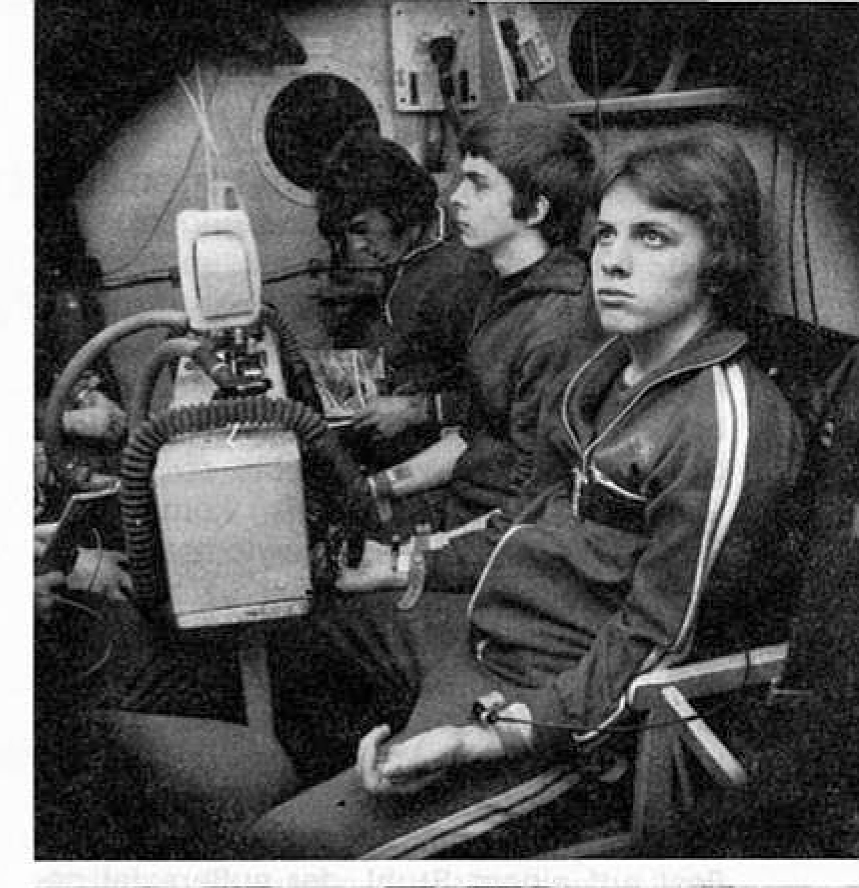
Das höchste Ziel eines Jagdfliegers ist es, den Gegner in kürzester Zeit aufzunehmen und zu vernichten. Es erfordert die absolute Beherrschung aller Sinnesorgane.
Nun will ich aber über den Untersuchungsablauf und einige moderne Untersuchungsmethoden und -geräte etwas mehr erzählen. Das Untersuchungsprogramm wird in fünf Tagen absolviert, dazu gehören die verschiedensten medizinischen Disziplinen: Innere Medizin, Augenheilkunde, Orthopädie-Chirurgie, Hals-Nasen-Ohrenheilkunde, Zahnheilkunde und Neurologie-Psychiatrie. Es werden die Aktionsströme der Herztätigkeit (EKG) und des Hirns (EEG) aufgezeichnet. Die Organe des Brustraums, die Wirbelsäule und die Nasennebenhöhlen werden geröntgt. Das Hörvermögen wird in verschiedenen Frequenzbereichen audiometrisch überprüft. Die psychologische Untersuchung umfaßt Tests, die in Gruppen und individuell durchgeführt werden. Befragungen und die Prüfung von Dokumenten geben über die bisherige Entwicklung des Bewerbers Auskunft.

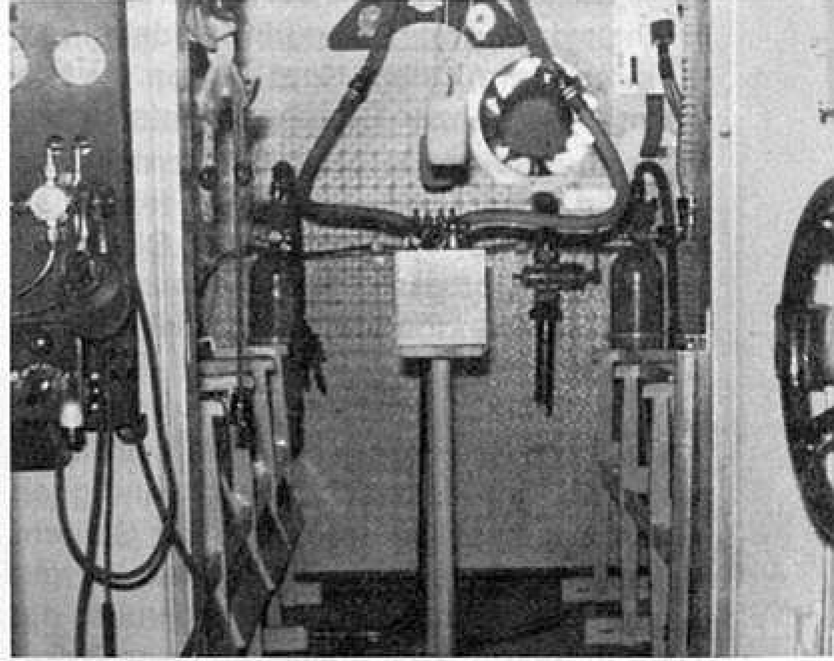
Der erste simulierte „Höhenflug" ist ein unvergeßliches Erlebnis

Selbstverständlich gehören zum Programm biochemische Untersuchungen der Zusammensetzung des Blutes und der Bestandteile des Urins. Auch bestimmte Verfahren zur Einschätzung des körperlichen Leistungsvermögens sind inbegriffen.

Als ich in der Unterdruckkammer saß — sie besteht aus einem druckfest konstruierten Hohlkörper aus Stahl, in dem mehrere Testpersonen Platz finden —, spürte ich plötzlich einen solchen Druck in meinen Ohren, daß ich dachte, gleich platzt ein Trommelfell. Beinahe hätte ich den betreuenden Ärzten das Zeichen zur Unterbrechung gegeben, dann aber habe ich doch durchgehalten. In der U-Kammer wird mit Hilfe von Vakuumpumpen hoher Leistung der Innendruck stufenlos geregelt und bis auf Bruchteile des atmosphärischen Drucks verringert. Auf diese Weise werden Flughöhen simuliert (nachgeahmt), die den tatsächlichen Druckverhältnissen bei entsprechendem Sauerstoffanteil entsprechen. Dabei werden Höhenveränderungen durchgeführt, wie sie unter realen Bedingungen beim Steig- oder Sturzflug auftreten. Angst brauchst Du dabei keine zu haben, erfahrene Luftfahrtmediziner überwachen jede Situation und beurteilen das Verhalten der zu Untersuchenden nicht nur durch direkte Beobachtung, sondern auch durch unbestechliche elektronische Aufzeichnung außerhalb der Unterdruckkammer. Für mich selbst waren die Druckverhältnisse damals sehr überraschend gekommen, eine kleine Erkältung, die längst abgeklungen war, hatte sich noch durch Ohrenschmerzen bemerkbar gemacht.

Da ich weiß, wie gerne Du Deine Körperbeherrschung auf der Überschlagschaukel gezeigt hast und mit der Achterbahn gefahren bist, mußt Du auch



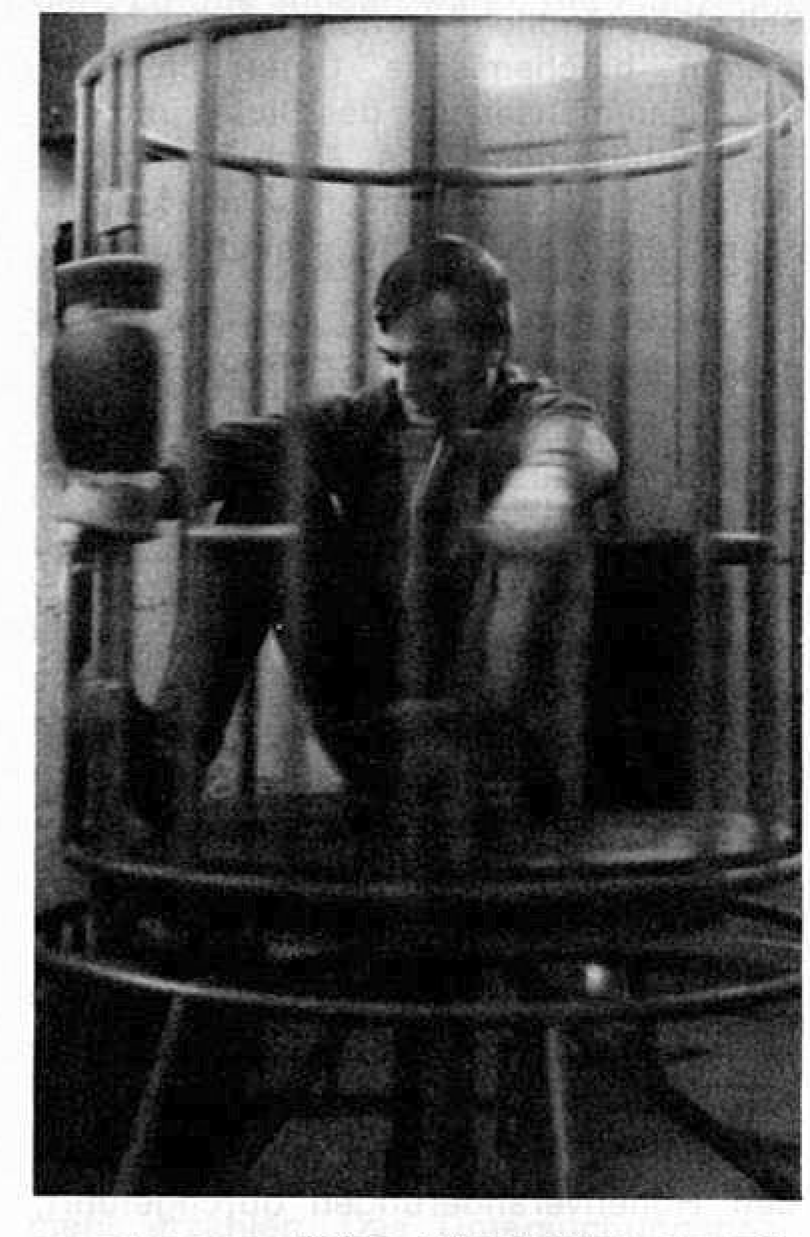


Die technische Ausrüstung einer Unterdruckkammer



Jeder Aufstieg wird von Luftfahrtmedizinern sorgfältig beobachtet und registriert

vor dem Drehstuhl keine Hemmungen haben. Die sogenannte Bewegungskrankheit (Kinetose) wird damit untersucht. Jeder Bewerber muß sich dieser Prüfung unterziehen. Im normalen Lebensablauf macht sich diese Krankheit selten bemerkbar, im Flugzeug aber, wenn Du bei einer Geschwindigkeit von ein bis zwei Mach Manöver ausführen mußt, kommt der Stabilität des Gleichgewichtsapparats größte Bedeutung zu. Als ich zum ersten Mal auf diesem Stuhl saß, wußte ich bald nicht mehr, ob die Erde über mir war oder unter mir. Einigen von uns wurde übel, und nicht wenige sind im Verlauf der Untersuchungen an dieser Prüfung gescheitert. Du mußt Dir vorstellen, Du säßest auf einem Stuhl, der außeraxial gedreht wird, und Du müßtest dabei auf Kommando mit dem Kopf nicken. Hierbei kann Dein ganzer Gleichgewichtsapparat völlig durcheinandergebracht werden. Wie wichtig diese Übung für einen künftigen Flugzeugführer ist, kannst Du Dir leicht vorstellen. Übrigens, diese Untersuchung lieben auch langgediente Jagdflieger nicht sonderlich.



Übungen im Rotor dienen der Stabilitätserhöhung des Gleichgewichtsapparats

Überlege mal, lieber kleiner Bruder, wie hoch Dein Reaktionsvermögen sein muß, wenn Du mit Überschallgeschwindigkeit einen Aggressor in der Luft außer Gefecht setzen mußt. Auch der Gegner ist gut ausgebildet, hat schnelle Maschinen, die Dich in Sekundenschnelle mit ihren Raketen vernichten können. Aber siegen mußt Du, Dein Kampfauftrag muß erfüllt werden, der Feind darf keine Lücke finden! Das erwartet die sozialistische Gesellschaft von Dir, das bist Du dem Vertrauen Deiner Freunde, Genossen und Waffenbrüder schuldig. Die Verantwortung eines Jagdfliegers ist hoch. Aber ich bin überzeugt, daß Du Deine Entscheidung im vollen Bewußtsein dieser Verantwortung getroffen hast und auch bereit bist, die für die Ausbildung notwendigen Anstrengungen zu ertragen, Deine Fähigkeiten zu entwickeln und Selbstsicherheit im Fliegen zu erwerben; denn wenn Du tausende Meter hoch über den Wolken dahinjagst, wird keiner zu Dir sagen, mach jetzt das, dann dieses, dann jenes. Für jede Operation bist Du dann selbst verantwortlich, wobei jeder Handgriff und jede Wahrnehmung sozusagen zu einer Einheit verschmelzen müssen. Denn die Steuerung eines Flugkörpers funktioniert vollkommen nur als organische Einheit des Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsprozesses. Etwa 90 Prozent aller Informationen über die Umwelt erlangt ein Jagdflieger über das Auge. Das Ohr als akustischer Analysator ist vor allem für die Zusammenarbeit einer Besatzung von Wichtigkeit. Die Zeit zur Aufnahme und Verarbeitung von Ein-

gangsreizen beträgt 0,25 bis 0,8 Sekunden — abhängig von der Schwierigkeit der Aufgabenstellung —, dazu kommt noch eine nervale Verzögerung des Muskelsystems von 40 bis 400 Millisekunden — abhängig von der Belastung.
Ich glaube, je mehr Du weißt, um so leichter wirst Du die Untersuchungen bestehen können. Natürlich muß auch Deine Wirbelsäule gesund sein, und an der Farbentüchtigkeit Deiner Augen darf es nichts zu deuteln geben. Aber diese leichteren Tests hast Du ja bereits alle bei der GST absolviert, sonst könntest Du dort ja nicht fliegen lernen.
Den Luftfahrtmedizinern und ihren Untersuchungen darfst Du nicht grollen, sie tun es sowohl für Deine Sicherheit als auch für die Zuverlässigkeit bei der Lösung von Gefechtsaufgaben. Sie müssen alle Bewerber mit — manchmal nur unbedeutenden! — gesundheitlichen Abweichungen ohne jeden Krankheitswert aussondern, weil diese Abweichungen durch das Einwirken ungünstiger Flugfaktoren zum plötzlichen Verlust der Flugfähigkeit oder zu Erkrankungen führen können, die die fliegerischen Einsatzmöglichkeiten erheblich einschränken. Da aber die Ausbildung eines Jagdfliegers einen sehr hohen Aufwand erfordert, wäre es unverantwortlich, wenn ein ausgebildeter Jagdflieger aus medizinisch voraussehbaren Gründen schon nach kurzer Zeit seine Aufgaben nicht mehr erfüllen könnte.
Solltest Du trotz allem ausgesiebt werden, sei nicht allzu traurig. Ich habe einen guten Freund, der bei der FMK durchfiel. Heute dient er als technischer Offizier auf unserem Platz und hat die volle Verantwortung über die Sicherstellung einer ganzen Staffel. Ein prima Kumpel, dem wir bedenkenlos unser Leben anvertrauen können.
Wenn Du aber alle Untersuchungen sowie Prüfungen überstanden hast und nach der Ausbildung auf dem Unterschalltrainer L-39 schließlich eine überschallschnelle MiG fliegst, wirst Du endgültig die hohen Anforderungen verstehen.
Und irgendwann, gewissermaßen als Entschädigung für manche Mühen und Entbehrungen, erwartet Dich das größte Erlebnis jedes Flugschülers — der Freiflug. Völlig allein bist Du dann verantwortlich, nur auf Dich angewiesen, der Fluglehrer ist unten geblieben. Nur dann und wann hörst Du die Anweisungen des Flugleiters. Deine Lehrer und Ausbilder, Deine Genossen, sie vertrauen Dir, in ihrem Kollektiv bist Du groß geworden, flugreif, und welcher Flugschüler möchte nicht das in ihn gesetzte Vertrauen jahrelanger komplizierter Schulung rechtfertigen? Unter dem Sitz faucht der Luftstrom in die Verdichter, vielleicht siehst Du in der Ferne, hoch über den Wolken einen Freund fliegen — nichts aber stört die Ruhe und die Konzentration zur Bewältigung der eigenen Aufgabe.
Denke immer daran, lieber Uwe, das wichtigste im Flugkörper ist der Mensch!

Dein Bruder

PS:
Von den Vorbereitungsarbeiten für eine Ausstellung über die luftfahrtmedizinische Forschung habe ich beiliegende Fotos übrigbehalten. Wenn Du möchtest, kannst Du sie auch für Eure Schulwandzeitung verwenden.

Luftaufklärung über Weißkosakengebiet

I. Petroshizki*

1919 war ein schweres Jahr für die junge Sowjetrepublik. Im Süden hatten die weißgardistischen Truppen Denikins den Kaukasus abgeschnitten, standen am Kuban und am Don, hielten das Donezbecken, die Krim und einen bedeutenden Teil der Ukraine besetzt. Koltschak zog von Osten auf die Wolga zu. Im Norden waren Judenitschs Truppen bis nahe an Petrograd herangekommen. Für August vermuteten wir einen Stoß mit großen Kavallerieverbänden in das Zentrum der Republik. Der Fliegerstab unserer Südfront erhielt von der Luftaufklärung einer Armee Meldungen über eine Konzentration von Kavallerietruppen im Hinterland des Gegners. Das Gebiet zwischen Nowochopjorsk und Tambow wurde von einem Kulakenaufstand erfaßt. An der Naht der 8. und 9. Armee brach Kosakenkavallerie durch und verschwand in unserem Rücken.

Die Südfront war ernsthaft bedroht. Wir mußten unbedingt aus der Luft aufklären. Doch das war so eine Sache. Unsere Militärflieger hatten nur ausgediente, meist schrottreife Flugzeuge zur Verfügung. Schon fliegen allein bedeutete für sie Einsatz ihres Lebens. Verständlich, daß Gefechtsaufgaben fast ausschließlich von Freiwilligen gelöst wurden. Der Kommandeur erläuterte den Piloten den Auftrag, meist fanden sich sofort mehrere bereit, ihn auszuführen. Dabei war es jedem selbst überlassen, wie er vorging. Initiativreichtum und Findigkeit waren Trumpf.

Trotz aller Anstrengungen blieb uns die Kavalleriekonzentration verborgen. Hätten wir doch mehr erfahrene Piloten und mehr Flugzeuge gehabt! Wir durchstöberten jeden Winkel nach etwas Brauchbarem. Im Materiallager stieß ich auf eine alte, mehrfach reparierte „Voisin", mit der nicht mehr geflogen werden durfte. Ich überprüfte die Holme und Spannseile. Die würden vielleicht noch halten! Der Motor schien allerdings arg mitgenommen, den mußten wir wohl auseinanderbauen.

Der Kommissar Kirillow unterstützte mich, gemeinsam gingen wir zum Stabschef der Front, Pnewski. Zuerst freute er sich über unsere Initiative, doch als er hörte, ich wolle fliegen, hielt er mir sofort entgegen: „Ihr rechter Arm ist nicht in Ordnung. Außerdem sind Sie schon einige Jahre nicht mehr geflogen."

„Aber ich bin doch ein erfahrener Flieger, mein Arm ist fast heil, ich werde die Hand an den Steuerknüppel binden. So bin ich schon geflogen."

*I. Petroshizki, Oberst i. R., war damals stellvertretender Chef der Fliegertruppen beim Stab der Südfront in Koslow (heute Mitschurinsk).

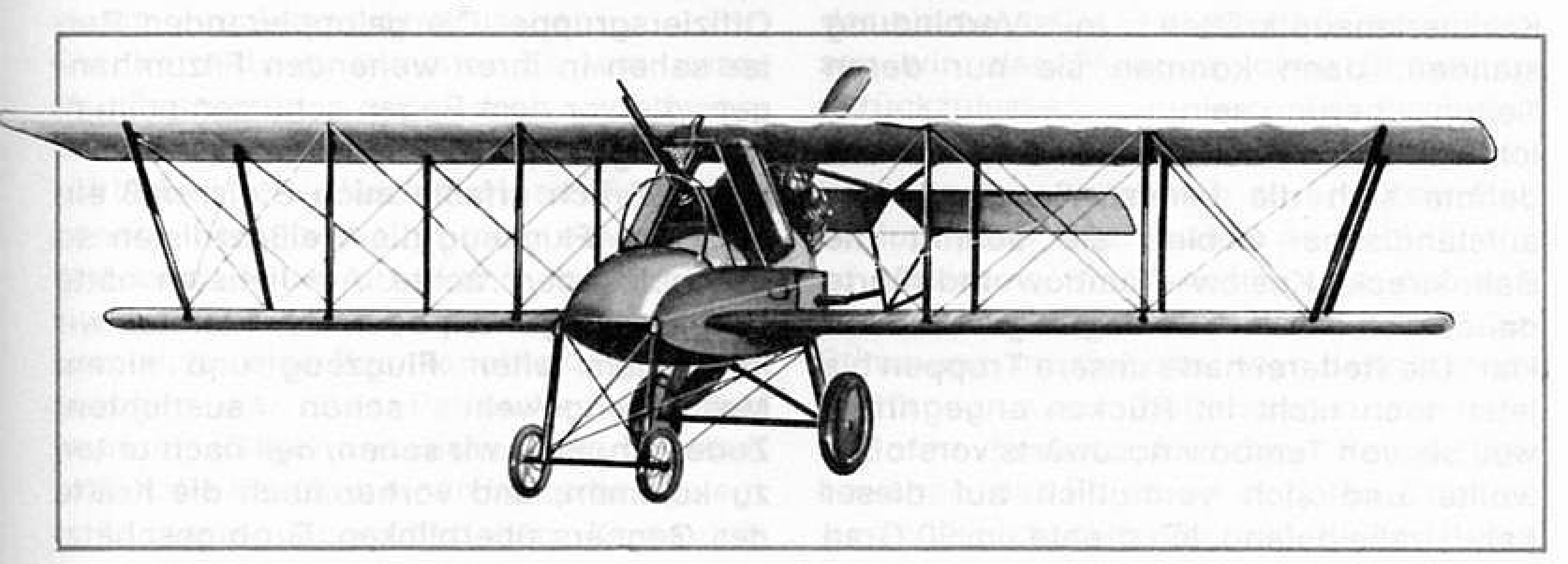
Der Chef der Frontfliegertruppen, Akaschew, gleichzeitig Chef der Luftflotte der Republik, weilte um diese Zeit in Moskau, Petroshizki war mit der Führung beauftragt.

Der Revolutionäre Kriegsrat der Republik zeichnete Petroshizki für die kühne Luftaufklärung mit dem Rotbannerorden aus.

Pnewski war nicht einverstanden. Als er dann noch erfuhr, daß Leichtbenzin verwendet werden sollte, war er vollends aus dem Häuschen. „Das ist absolut unzulässig! So können wir Sie bei der Frontlage überhaupt nicht fliegen lassen!"
Ich vermutete jedoch, wo man die durchgebrochene Kavallerie finden könnte. Kirillow hielt zu mir. Beide versuchten wir zu beweisen, daß der Flug stattfinden könne, wenn Motor und Flugzeug beim Probelauf zuverlässig arbeiteten.
Der Rest des Tages und auch die Nacht gingen für die Reparatur drauf. Gegen zehn Uhr morgens waren alle Vorbereitungen abgeschlossen. Am Steuerknüppel brachten wir eine Segeltuchschlinge an, damit die Hand Halt hatte. Beim ersten Startversuch blieb der Motor während des Abhebens stehen. Beim zweitenmal stieg das Flugzeug zwar auf, wollte aber partout nicht höher als 100 Meter hinauf. Also nochmal runter. Als wir glaubten, alle Mängel beseitigt zu haben, stiegen wir zum drittenmal auf. Während eines halbstündigen Kreisens über dem Flugplatz kamen wir auf 900 Meter Höhe. Schließlich ging die „Voisin" auf Kurs.
Ich hatte den Stabschef der Flieger, Shigalow, bei mir, der zwar erstmals flog, mir aber als ehemaliger zaristischer Offizier mit seiner guten militärischen Ausbildung und Gefechtserfahrung nützlicher sein konnte als jeder andere. Außerdem schoß er ausgezeichnet mit dem Maschinengewehr.
Wir hatten vor, in das Aufstandsgebiet zu fliegen, es gründlich abzusuchen, wobei wir hofften, die Kavallerie im Nordosten zu finden.
Der Motor qualmte und spuckte, lief aber schon seit vier Stunden. Wir konnten ein ausgedehntes Terrain überblicken. Außer kleinen Gruppen, die uns aus Gewehren beschossen, war nichts zu entdecken. Shigalow zeigte auf die Uhr und wies in Richtung Koslow. Ich verstand ihn, wollte aber nicht ohne Ergebnisse zurückkehren, das Flugzeug hielt sich ja noch in der Luft. Ich flog also weiter ostwärts, wollte über Tambow hinweg zur Eisenbahnstrecke Tambow—Koslow abdrehen und bei irgendeiner Bahnstation landen, wenn der Kraftstoff zu Ende ging. Den Bericht

Technische Daten:
150-PS-Salmson-Motor,
Geschwindigkeit 100 km/h,
Gipfelhöhe 3 500 m,
Flugdauer 4 bis 5 Stunden,
400 kg Nutzlast,
1 MG, 2 Mann Besatzung;
Bomben wurden mit der Hand über Bord geworfen, fotografieren konnte man über die Bordwand, Ausrüstung mit Schneekufen war möglich.

Im ersten Weltkrieg war die Voisin in der russischen Militärfliegerei eingesetzt, sie wurde in russischen Flugzeugwerken in Lizenz serienweise hergestellt. 1917 gab es in Rußland 150 Voisin, die später teilweise von den revolutionären Fliegerkräften verwendet wurden.



Voisin-Doppeldecker im Museum der sowjetischen Luftstreitkräfte in Monino bei Moskau

konnte ich von dort telefonisch durchgeben, das Flugzeug hoffte ich auf einem Plattenwagen mit der Bahn zum Flugplatz bringen zu können.
Unter uns zeichnete sich deutlich ein durchgehender Schützengraben ab, der sich um Tambow herum durch die Steppe zog, er war nicht besetzt. Vom langen angespannten Flug stellte sich Müdigkeit ein. Die Hand war eingeschlafen, ich hatte sie noch nicht ein einziges Mal aus der Schlinge nehmen können. Ich ging schließlich auf Nordkurs, zur Bahnstrecke, und wollte dort den Flug abbrechen. Der Mißerfolg bedrückte mich. Der einsetzende Regen tat ein übriges, meine Stimmung zu verschlechtern.
Da bemerkten wir plötzlich, weit vor uns, an den Drahtverhauen längs des Grabens eine kleine Detonation. Beim Heranfliegen stellten wir Gefechtsspuren fest: überall Granattrichter, die Drahthindernisse vor dem Graben beseitigt, der Graben selbst für den Durchzug der Artillerie zugeschüttet.
War hier eine Kosakenabteilung gewaltsam durchgebrochen? Um die Vorausabteilung der Hauptkräfte konnte es sich kaum handeln, denn wer würde gegen Tambow vorgehen, da sich in Koslow der Stab der Südfront mit allen rückwärtigen Einrichtungen und die Frontreserven befanden! Also, wenn diese Kosaken mit den Kavalleriehauptkräften in Verbindung standen, dann konnten sie nur deren Seitensicherung sein.
Ich warf einen Blick auf die Karte: Vor uns dehnte sich die Landstraße durch das aufständische Gebiet, sie schnitt die Bahnstrecke Koslow—Tambow und führte dann nach Norden. Schlagartig wurde mir klar: Die Reiterei hatte unsere Truppen bis jetzt noch nicht im Rücken angegriffen, weil sie von Tambow nordwärts vorstoßen wollte und sich vermutlich auf dieser Landstraße befand. Ich drehte um 90 Grad ab und flog nach Westen, der Landstraße zu.
Der Kraftstoff ging zu Ende. Für die etwa 20 Flugminuten bis zur Landstraße und weiter schräg an die Bahnstrecke heran würde er nicht reichen. Doch ein Rest war noch im Starttank, zudem glaubte ich jetzt an den Erfolg, da war es schwer, die letzte Möglichkeit ungenutzt zu lassen.
Ich steuerte das Flugzeug nicht direkt nach Westen, der Landstraße zu, sondern nordwestlich. Damit näherte ich mich gleichzeitig der Bahn. Nach wenigen Minuten hatten wir gefunden, wonach wir so lange suchten. Weit vor uns bewegten sich langsam neun dunkle Raupen — die Kavalleriekolonnen — nordwärts auf die Bahn zu. Die mittlere und längste, sie führte Artillerie mit sich, benutzte die Straße.
Die Kolonnen waren noch etwa 10 bis 12 Kilometer von der Bahn entfernt. Wir mußten sie überfliegen, um bei einem Bahnhof landen und die Meldung durchgeben zu können.
Unser Flugzeug mit dem roten Stern rief unten Unruhe hervor. Von den Wolken auf 600 Meter herabgedrückt, konnten wir sogar durch den Regenschleier die wie Borsten auf uns gerichteten Gewehrläufe sehen. Zwei Batterien protzten ab und bereiteten sich zum Schießen vor. Von der Spitze der Mittelkolonne löste sich eine Offiziersgruppe. Die galoppierenden Reiter sahen in ihren wehenden Filzumhängen, die vor dem Regen schützen sollten, wie riesige hüpfende Heuschrecken aus.
Unwillkürlich erfaßte mich Stolz, daß ein einzelnes Flugzeug die Weißgardisten so durcheinanderbrachte. Am liebsten hätte ich sie angegriffen, doch was konnten wir mit einem alten Flugzeug und einem Maschinengewehr schon ausrichten! Zudem mußten wir sehen, heil nach unten zu kommen, und vorher noch die Kräfte des Gegners überblicken. Grob geschätzt

waren es etwa 9600 Kavalleristen und sechs Batterien. Die entfernteren Kolonnen führten ebenfalls Fahrzeuge mit sich. Ob sie Soldaten oder Lasten beförderten, konnten wir nicht mehr überprüfen. Unser Motor blieb stehen. Obwohl ich ja jeden Augenblick damit rechnen mußte, traf mich die plötzliche Stille doch. Ich schaltete den Motor sofort auf den Starttank um.

Das sekundenlange Warten, das über Leben und Tod entschied, schien endlos zu sein. Als der Motor wieder ansprang, beherrschte uns nur ein Gedanke: Hoffentlich kommen wir weit genug von den Kosaken weg.

Eine mächtige Regenwolke war unsere Rettung. Man verlor uns aus den Augen und bemerkte die Notlandung nicht. Beim Austritt aus der Wolke blieb der Motor nämlich endgültig stehen. Doch der Benzinrest aus dem Starttank hatte ausgereicht, das Flugzeug so weit links von den Kosakenkolonnen niedergehen zu lassen, daß wir uns relativ sicher fühlen konnten.

Rechts vor uns brannte ein Bahnhofsgebäude. Links, etwa 5 Kilometer von ihm entfernt, stand ein kurzer Zug. Daß die Lokomotive qualmte, aber nicht auf den Bahnhof zufuhr, ließ uns vermuten, der Zug sei von uns. Wir landeten unweit davon in einem Weizenfeld, dicht neben einem Streckenwärterhäuschen.

Die Vermutung stimmte: Es war unser MG-Panzerzug mit drei sandsackgeschützten Plattenwagen. Im Streckenwärterhäuschen fanden wir ein Telefon — konnte man überhaupt mehr erwarten?

Während wir uns um eine Verbindung mit Koslow bemühten, erfuhren wir, daß hier kurz zuvor eine Kosakenabteilung durchgezogen war. Ihre Patrouillen machten noch die Gegend unsicher. Am Bahnhof hatten die Kosaken einen Hinterhalt gelegt und unseren Zug überfallen. Kommunisten und Kommandeure waren erschossen worden, die einfachen Rotarmisten hatte man laufen lassen. Die MG-Schützen zeigten uns ein Flugblatt mit einem Aufruf von General Mamontow. Danach wollte er gegen Moskau ziehen und den Krieg mit einem Schlag beenden. Die Bevölkerung sollte die Sowjetmacht stürzen, die Rotarmisten sollten ihre Waffen niederlegen, dann würde ihnen gnädig verziehen, und sie könnten zu friedlicher Arbeit zurückkehren.

Wir konnten dem Frontoberbefehlshaber also gleich mehrere wichtige Meldungen über den Gegner durchgeben und auch unsere Lage schildern. Ich bat, uns Flugzeugbenzin oder eine Lokomotive mit einem Plattenwagen zu schicken. Vorläufig seien wir provisorisch durch den Panzerzug gedeckt. Ein zweites Telefongespräch, direkt mit unserem Fliegerstab, kam nicht mehr zustande. Offenbar hatte eine Kosakenpatrouille die Leitungen längs der Bahnlinie durchtrennt.

Der Kommandeur des Panzerzugs befürchtete, die Gleise könnten gesprengt werden, deshalb wollte er in Fahrt bleiben. Er überließ uns ein MG und ein Gewehr, und dann waren wir allein. Unruhig erwarteten wir jeden Augenblick, Kosaken könnten uns entdecken, doch wir harrten aus, hofften, das Flugzeug zu retten.

Bald dunkelte es. Als der Panzerzug wieder einmal bei uns auftauchte, beschlossen wir, das Flugzeug ohne Sicherung zurückzulassen und von der nächsten Station noch einmal zu versuchen, Verbindung zum Frontstab zu erhalten. Das schlug leider fehl. Koslow war nicht mehr zu erreichen. Man erzählte uns, daß von der Stadt her Schüsse zu hören waren. Die Stimmung im Bahnhof war bedrückend. Wir fanden einen Plattenwagen und wollten den Kommandeur des Panzerzugs bewegen, das Flugzeug zu holen. Doch er war zu solch riskanter nächtlicher Fahrt

nicht bereit. Während wir noch diskutierten, ertönten Hupsignale eines Pkw, und jemand rief: „Weiß vielleicht einer, wo das Flugzeug mit dem Piloten Petroshizki gelandet ist?"
Wie groß war unsere Freude, als wir Kommissar Kirillow erkannten. Nachdem er von unserer Notlandung gehört hatte, war er mit drei Genossen und vier Maschinengewehren losgebraust, uns zu suchen.
Seine kühne nächtliche Fahrt gab allen Mut. Nach wenigen Minuten fuhr der Panzerzug — der Minengefahr wegen einen schienenbeladenen Plattenwagen vor sich herschiebend — zum Flugzeug. Schnell wurde es aufgeladen und die Rückfahrt angetreten. Alles klappte. Ein einziges Mal wurden wir aus MGs und Gewehren beschossen, als wir über eine Brücke fuhren.
Die Gefahr war vorüber, die Spannung löste sich. Wir waren stolz und zufrieden, denn wir hatten einen verantwortungsvollen Auftrag erfüllt. Das Frontoberkommando würde nun Maßnahmen ergreifen können, um die weiße Kosakenkavallerie zu zerschlagen.
Im Oktober war es geschafft. Budjonnys Kavalleriekorps und die 8. Armee gingen gemeinsam gegen Schkuros und Mamontows Reitertruppen vor und befreiten am 24. Oktober Woronesh.

Aus dem Russischen
übersetzt von Waldo Jasch

Die Entscheidung

Uwe Berger



Und siebzehn war's, im großen Jahre —
Befehl des Rats der Volkskommissare:
Frieden! Die Revolution braucht Frieden,
sie muß sich ihre Waffen schmieden!
Krieg will die Heeresleitung haben,
der Republik das Grab zu graben.
Duchonin hat das Heer verraten,
doch Lenin sagt zu den Soldaten:
„Die Zukunft wird von euch entschieden.
Die Offiziere schlagt! Macht Frieden!"
Duchonin wurde in jenen Tagen
von seinen Soldaten erschlagen.

Brückenschlag

Otto Gotsche

In der Nacht zum 10. April 1945 sprengten marodierende und auf regelloser Flucht herumstreunende SS-Banditen die Saalebrücke bei Leissling, um den Panzereinheiten der US Army den Weg zu verlegen. Das war so dumm, wie der Versuch verbrecherisch war, im Herzen Deutschlands, entlang der Saale hellem Strande, noch eine Wende im längst verlorenen Krieg herbeizuführen. Die Shermanpanzer der Amerikaner durchfuhren den Fluß an seichten Stellen ohne Aufenthalt und standen wenig später bei Naumburg, Weißenfels und Zeitz.
Und kurz darauf flog auch die massive Saalebrücke bei Schkopau in die Luft. Die bedeutende Straße, mitten durch das Gebiet der chemischen Großindustrie zwischen Halle—Ammendorf, den Bunawerken, Leuna und Merseburg—Weißenfels, war damit unterbrochen.
Die Verantwortungslosen, die die Brücken gesprengt hatten und einen halben Tag später ihre Uniformen gegen längst bereitgehaltene Zivilkleidung tauschten, verkrochen sich bei Freunden, Bekannten, bei ihren Familien.
Die Leute, die jahrelang unter der Totenkopffahne mit dem Hakenkreuz und den SS-Runen an den Kragenspiegeln durch ganz Europa marschiert waren, hatten nun nur noch ein einziges Ziel: untertauchen! Dabei versuchten sie irgendwie, durch Operationen, raffinierte Transplantationen oder durch Ätzungen die entlarvenden Tätowierungen, die ihnen Heinrich Himmler, Reichsführer SS, in die Achselhöhlen hatte einbringen lassen, loszuwerden. Mit allen Mitteln wollten sie sich vor der Verantwortung drücken.
Die auf den Straßen Artern—Querfurt—Geiseltal nach Merseburg vorstoßenden motorisierten Einheiten des Panzergenerals Patton fanden keinen Widerstand. Um das Treibstoffwerk Lützkendorf, um Leuna und Buna hatte Göring seit langem eine Flakdivision stationieren lassen. Sie konnte die schweren Bombardements der anglo-amerikanischen Luftwaffe auf die Werke nicht abwehren. Als zuletzt Panzeralarm gegeben wurde, liefen die Mannschaften in den Geschützständen einfach auseinander und suchten sich in Sicherheit zu bringen. Nur zwischen Mücheln und Frankleben, am Flußlauf der Geisel, feuerten einige Batterien auf die vorrückenden Panzerspitzen.Die Flakeinheiten wurden überrollt, die Zivilbevölkerung erlitt große Verluste.
Wir wurden Zeuge, wie sich die zurück-

flutende Hitlerwehrmacht ostwärts absetzte. Schäbige Reste, zwei Autos, ein Opelwagen und ein dahinter angebundener DKW mit einigen Offizieren, „zogen sich zurück". Amerikanische Jagdbomber trieben die mit zahlreichem persönlichem Gepäck fliehenden Offiziere auseinander. Die ließen ihre Wagen stehen. Die Jabos schossen die Fahrzeuge in Brand. Der Krieg im Geiseltal und an der Saale war zu Ende.

Der Nazigauleiter Eggeling in Halle beging Selbstmord. Einige Unentwegte aus den Lazarettkompanien, Ausbildungseinheiten der Heeresnachrichtenschule, herumlungernde SD-Formationen, standen in der Saalestadt noch immer Posten. Die Amerikaner zögerten über acht Tage, Halle zu nehmen. Goebbels redete über den Deutschlandsender vom Endsieg, seine Durchhalteparolen klangen wie kalter Hohn. Wenn auch mit gedämpftem Trommelklang, gaben sich einige unter den Offizieren noch immer den Anschein, als könne die offene Stadt verteidigt werden. Dann ließ General Terry de la M. Allen, Kommandeur der 104. amerikanischen Division, ein Flugblatt abwerfen, in dem er ein Ultimatum stellte: „Übergabe oder Vernichtung! — Noch stehen Eure Häuser, noch bleibt Euch die Zuflucht Eurer Wohnungen ... Wer dieses Dokument findet, begebe sich unverzüglich zum Kampfkommandanten und überreiche es ihm!"

Einen solchen Kampfkommandanten gab es nicht mehr. Die Herren waren geflohen, und die „Endsieger" warfen ihre Gewehre fort, flüchteten ebenfalls, oder sie ergaben sich. Am 30. April 1945 trafen die Soldaten Marschall Konews bei Torgau auf die Amerikaner. Wir, die deutschen Antifaschisten, übernahmen mit der Verantwortung für den Wiederaufbau ein schlimmes Erbe.

Ein langes Vierteljahr, von April bis Anfang Juli, hielten die Beauftragten des Military Government, die sich unter dem Fünfsternegeneral Eisenhower im Verwaltungsgebäude des IG-Farbenkonzerns in Frankfurt/Main etablierten, den mitteldeutschen Raum besetzt. Die in Offiziersuniformen gesteckten Prokuristen der Wallstreet behinderten und verhinderten alles, was dazu dienen konnte, die Wirtschaft wieder in Gang zu setzen, um eine bescheidene Lebensgrundlage für die Bevölkerung zu schaffen. Die großen Industriebetriebe lagen still, soweit es den Herren gefiel, wurden sie gezielt heruntergewirtschaftet. Da die Verantwortlichen der Militärregierung wußten, daß das Gebiet aufgrund der Beschlüsse von Jalta an die Rote Armee übergeben werden mußte, wurde alles ausgeräumt, was des Mitnehmens wert war: Lokomotiven und Schnellzugwaggons, Güterspezialwagen und Drehbänke, Maschinen und Vorräte, Ingenieure und Wissenschaftler. Der Kartoffelacker, das reine Agrarland, sollte, wie es der Plan des damaligen USA-Finanzministers Morgenthau für Deutschland vorsah, für uns bestimmend bleiben.

Der Besatzungswechsel beendete den organisierten Diebstahl. Doch nun kam es darauf an, die Produktion in Gang zu setzen. Eine schwere, fast unlösbare Aufgabe, die Sowjetunion nahm die ausschlaggebenden Betriebe in eigene Regie. Damit schob sie der Demontage der lebenswichtigsten Betriebe einen Riegel vor. Das Aufbauwerk begann.

Straßen sind Lebensadern. Um von Merseburg—Leuna nach Halle, der Hauptstadt des neugebildeten Landes Sachsen-Anhalt zu kommen, waren große Umwege auf kaum befahrbaren Straßen notwendig. Oft standen wir am Bunawerk abwägend vor der gesprengten Saalebrücke. Das war der Engpaß, die im Wasser rostende, zer-



fetzte Stahlkonstruktion konnte nicht repariert werden. Eine neue Brücke mußten wir errichten, unbedingt, unverzüglich. Die Saale riegelte den Verkehr ab, täglich kostete die Sperre Tausende kostbarer Arbeitsstunden und Tausende und Abertausende Mark. Erforderliche Schwertransporte waren kaum möglich.

Was tun?

Uns fehlte Stahl, uns fehlte Zement, uns fehlte Holz, uns fehlten Transportmittel. Was wir besaßen, war die fester und fester werdende Freundschaft zu unseren sowjetischen Genossen.

Ich erinnere mich an eine Aussprache bei General Kotikow, dem Chef der Sowjetischen Militäradministration für Sachsen-Anhalt.

„Die Brücke zwischen Ammendorf-Schkopau über die Saale muß neu gebaut werden!"

Ein Befehl? — Ein Befehl!

Wir überlegten, rechneten, legten dar, daß unsere Mittel beschränkt seien, wir besaßen keine Fahrzeuge, keinen Treibstoff, kein Baumaterial.

„Muß die Brücke gebaut werden? Ist sie lebenswichtig?" — Was gab es da zu sagen?

Der weißhaarige General mit dem Gelehrtenkopf und den klugen Augen trommelte mit den Fingern auf den Tisch.

Schwer, fast unerträglich war sein Schweigen. Natürlich, er hatte es so satt wie wir, über das Katzenkopfsteinpflaster der Landstraße bei Burgliebenau oder Knapendorf zu rumpeln, wenn er in einen der großen SAG-Betriebe fahren wollte. Normalerweise eine Fahrt von zwanzig Minuten Dauer; auf den Umwegen benötigte man anderthalb Stunden und riskierte Achsen- und Federbrüche.

Dann entschied er.
„Polkownik Medschedew soll kommen!"
Medschedew war der Wirtschaftsoffizier der SMA, ein stiller, oft unzugänglicher Mensch. Dieser Oberst unternahm es, die steckengebliebene, eingerostete Produktion zu organisieren. Dabei ging es um alles, was uns fehlte, was wir brauchten und was produziert werden mußte. Es ging um Hufnägel und Stecknadeln, es ging um Kohle und Treibstoff, es ging um Mauersteine, Kalk und Kali.
Was dann kam, war wie ein Donnerschlag.
Der Oberst rechnete, berechnete. Auf seinen Knien lag ein grauer Schreibblock, er schrieb etwas hinein. Ich sah ihm zu. Seine Zahlenkolonnen wuchsen, da war die Zahl der Schlepper und Lastwagen, da waren die Rammen, die Anzahl der Fichtenstämme, die aus dem Harz herangeschafft werden mußten, Festmeter um Festmeter, ausgewählte Stämme, die ein Brückenjoch werden sollten, eine mächtige Straßenbrücke, über die Schwertransporte rollen konnten.
Nachmittags standen wir am Saaleufer. Der General kletterte auf den gesprengten Betonpfeilern herum. Medschedew hatte seinen unvermeidlichen Schreibblock in den Händen. Ein eisgrauer Pioniermajor, mit einer Baßstimme, die wie Orgelton grollte, hielt einen Stab waagerecht gegen die Sonne, nahm Maß, ließ einen Leutnant und einen Hauptmann schätzen, genauer Maß nehmen und rechnen. Zuletzt saßen wir am Wasser, und der General gab seine Befehle.
Eine Pionierkompanie wurde zu einer Feldübung abkommandiert, unter kriegsmäßigen Bedingungen, ein Wasserhinder-



nis sollte aus der Bewegung heraus forciert werden. Binnen vier Tagen säuberten die Pioniere den Flußlauf. Das Bunawerk lieferte Gas und Sauerstoff für die Schweißbrenner, irgendwoher kam auch der Sprengstoff, um die im Wasser liegenden Betonsäulen fortzuräumen, kamen Schrapper. Der schwarzhaarige Leutnant freute sich wie ein Kind,wenn die Brocken genauso flogen, wie er es berechnet hatte, nicht weiter, als er angegeben. Dort genau stand er, wenn die Sprengung gezündet wurde.

Der Tag, an dem die ersten Stämme anrollten, wurde zu einem Festtag. Hatten wir in unserem Bezirk nicht die Sektkellerei in Freyburg an der Unstrut? — Hatten wir! War es möglich, einige Flaschen Rotkäppchen ‚abzuzweigen'? Ja, das mußte sein.

Die Brücke wuchs. Die Holzfäller im Harz lieferten Stämme bester Qualität. Was da heranrollte, konnte auch im Jahrhundert massiver Stahlkonstruktionen einiges überdauern. Manchmal stockte der Bau, aber nicht, weil die Sattelschlepper das Holz nicht schnell genug heranbrachten, sondern weil wir unfähig waren, die notwendigen Zubehörteile zu beschaffen, Schrauben, Bolzen, Nägel.

Der Leutnant sprach dann entrüstet von Feindeinwirkung.

Wir suchten unsere Genossen in den Betrieben auf, im Bunawerk, in Leuna, in Zeitz. — „Könnt ihr helfen?"

„Es müßte gehen, es geht ja um die Brücke."

Es ging sogar sehr schnell. General Kotikow besah die ihm vorgelegten Vorschläge nicht lange. Seine Befehle beschleunigten die Herstellung der Schrauben, Bolzen, Krampen und Nägel. Gut, unsere Kollegen und Genossen Schmiede in den SAG-Betrieben haben sie im urväterlichen Handbetrieb hergestellt, aber sie haben sie geschmiedet, tonnenweise. Ich wußte bis dahin nicht, was ein Jesusnagel ist, ich erfuhr es, die Zimmerleute unter den Pionieren sagten es mir. Es ist ein achtzölliger Nagel, dick, wie der kleine Finger.

Sechs Wochen dauerte der Brückenbau. Eine Riesenarbeit war getan. Der Verkehr besaß seine gerade, ebene, flache Bahn wieder. Die sowjetischen Pioniere schlugen nicht nur eine Brücke über die Saale, es war ein Brückenschlag zu den Herzen, es war ja unsere Brücke, die sie gebaut hatten.

Lied von der Grenze

Uwe Berger

Die Grenze, wo wir stehn, die Waffe in der Hand,
ist nicht nur eine Grenze zwischen Land und Land.
Wir stehen unsern Mann,
daß sie bestehen kann.

Das ist die Grenze zwischen Gestern und dem Heut,
die unsre Arbeit schützt, das Volk, das sich befreit.
Wir stehen unsern Mann,
daß sie bestehen kann.

Die Grenze zwischen dem Profit und unsrer Macht,
die Grenze, die dem Feuer trotzt, der Lüge lacht.
Wir stehen unsern Mann,
daß sie bestehen kann.

Die Klassengrenze, welche sichtbar diese Welt
durchquert, wo immer rote Front die Wache hält.
Wir stehen unsern Mann,
daß sie bestehen kann.

Ankunft bei der Truppe

Karl Wurzberger

Der letzte Urlaubstag ist selten heiter und ungetrübt. Leutnant Jürgen Michell hat die Offiziershochschule mit Ausgezeichnet beendet, ein halbes Jahr Grenzdienst hinter sich und nun die Versetzung zu einer Ausbildungseinheit in der Tasche, in ein Dorf, dessen Lage er nur von der Landkarte kennt.

Der Geländewagen, der Jürgen vom Stab des Truppenteils zu seiner Dienststelle bringt, fährt mitten hinein in die Strahlen der Abendsonne, die blendend durch die Frontscheibe dringen. Der Fahrer, ein kleiner stämmiger Gefreiter mit ungezählten Sommersprossen auf Wangen und Nase, wirft dem Leutnant einen raschen Blick zu und sagt: „Ich geb' Ihnen meine Sonnenbrille, wenn Sie wollen."

„Danke. Sie brauchen sie nötiger." Er beugt sich vor und blickt durch das Seitenfenster. Draußen breiten sich Felder und Weiden zum Fluß hinunter, der, den Windungen des Tales folgend, der Ebene zustrebt. Die Wiesen sind bereits grün. Am jenseitigen Ufer umrunden Traktoren ein weitflächiges Feld und bringen späte Frühjahrssaat in den Boden.

An der anderen Straßenseite steigt eine Böschung schroff in die Höhe und geht in einen gewölbten Bergrücken über, der vom Fuß an dichten Nadelwald trägt. Jürgen sieht es und sieht es nicht. Die wechselnden Bilder huschen vorüber wie flüchtige Klänge leiser Musik. Sie können ihn nicht einfangen.

„Was ist?" fragt er, als der Fahrer die Maschine drosselt.

„Nichts weiter. Da vorn fängt die Kurverei an, die Berge hinauf. Schlaglöcher wie gesät. Weiter oben wird's wieder besser. Sie kriegen den dritten Zug bei uns."

„Ja", antwortet Jürgen und spürt plötzlich das Verlangen, etwas über die zu erfahren, mit denen er in Zukunft zusammenleben wird, vielleicht auf Jahre hinaus. „Wie heißen Sie eigentlich?" fragt er.

„Ibold. Hermann Ibold. Ich bin Fahrer auf der Hütte. Seit einem halben Jahr."

‚Auf der Hütte' ist soviel wie Bornhütte, so heißt das Dorf, und so wird auch die Ausbildungseinheit genannt. Das weiß Jürgen bereits.

Wenig später, sie haben die zerlöcherte Wegstrecke hinter sich und fahren an einer mit Haselgesträuch bewachsenen Böschung entlang, bemerkt er klares Wasser, das in armdickem Quell aus dem steinigen Hang springt und den Anfang eines Baches bildet, der weiter unten in den Fluß mündet.

„Halten Sie!" befiehlt er. „Fahren Sie ein Stückchen zurück!" Er steigt aus, beugt sich über die Quelle und trinkt. Erst als er Jacke und Hemd ausgezogen hat und sich wäscht, bemerkt er, daß der Fahrer neben ihm steht.
„Das ist der Hexenspring", sagt Ibold, während er ihm ein Handtuch reicht. „Die Alten erzählen, wer daraus trinkt, kriegt das Mädchen nicht, das er haben will ... Nur weiß keiner genau, ob er's nicht auch so los wird. Trocknen Sie die Haare gut ab. In dieser Jahreszeit holt man sich schnell was weg."
Jürgen dankt und lacht. „Und wenn ein Mädchen aus der Quelle trinkt?"
Über das Gesicht des Gefreiten huscht ein verschmitztes Lächeln. „Tja ... Die Häßlichen trinken, daß es jeder sieht und behaupten dabei, sie kommen ohne Mann sowieso besser hin. Die Hübschen trinken ohne Sorge, weil sich für sie allemal einer findet. So ist das ... Ziehen Sie die Jacke lieber gleich wieder an. Bei diesem Wetter täuscht man sich leicht."
Jürgen fühlt es selbst. Die Sonne ist hinter den Bergen im Westen verschwunden, und es ist kühler geworden.
Ibold zieht eine Decke vom Wagensitz, breitet sie aus und setzt sich neben dem Leutnant hin.
„Erzählen Sie", bittet Jürgen. „Von der Einheit und von meinem Zug."
„Wo soll ich da anfangen ... Das Leben bei uns ist einfach. Wir machen unseren Dienst, und in der Freizeit, da hat jeder seine Marotten. Der eine spielt Schach, der andere Skat oder Fußball. Mancher hängt über den Büchern, und wieder andere basteln herum. Sie spielen wohl Gitarre?"
„Ein bißchen."
Der Gefreite zögert ein paar Sekunden, dann erzählt er weiter; von den Soldaten



des dritten Zuges, vom Leben und Treiben in der Einheit und von der Gegend.

„Wie ist der Kompaniechef?" fragt Jürgen.

„Ich kann nicht klagen ... Sie kommen von vorn? Von der Grenze?"

„So ist es!" Jürgen steht auf und streckt dem Gefreiten impulsiv die Hand hin. „Sie gefallen mir. Auf gutes Auskommen!"

Ibold greift zu und antwortet mit einem breiten Lächeln: „Warum nicht. Es wird schon werden."

Ein Stück weiter oben ziehen sich Steinhalden die Hänge hinauf. „Das war alles mal Wismut", erklärt der Fahrer mit einer Kopfbewegung zum Fenster hinaus. „Aber das ist schon lange her. Aus dieser Zeit stammen auch unsere Häuser auf der Hütte. Deshalb sieht alles aus wie ein Dörfchen am Dorf und nicht wie Kasernen."

Es dauert nicht mehr lange, bis sie in der Ausbildungseinheit eintreffen, einer Handvoll langgestreckter einstöckiger Gebäude mit spitzen Dächern, alles von einem säuberlich gestrichenen Zaun umgeben.

Die Wache ist informiert, und als sie vor dem Hauptgebäude halten, deutet Ibold auf den Mann, der sie vor dem Eingang erwartet.

„Hauptmann Rieger", sagt er, „der Kompaniechef."

Jürgen versucht mit einem Blick alles zu erfassen: die Landschaft und das Dorf, die gepflegten Gebäude und Einrichtungen, in denen er leben und arbeiten wird, den Mann, der hier zu befehlen hat und von dessen Ansichten und Fähigkeiten unendlich viel abhängt: Ob man besteht oder unterliegt, ob man Zugführer sein wird oder Figur auf einem Schachbrett, ob man sich geborgen fühlen oder auf dem Sprung bleiben wird...

Er steigt aus dem Wagen, ordnet seine Uniform und meldet sich zum Dienstantritt.

Der Hauptmann, breitschultrig, Anfang dreißig, schaut ihn aufmerksam an, reicht ihm die Hand und stellt sich vor. „Es freut mich, daß Sie da sind. Sie werden gebraucht." Nachdem er befohlen hat, das Gepäck des Leutnants ins Zimmer zu bringen, fragt er: „Was machen wir mit dem angebrochenen Abend? Ihre Vorstellung, die Einweisung, das passiert alles morgen früh. Heute ist es sowieso zu spät. Sie können jetzt Ihre Sachen verstauen, sich frisch machen und ausschlafen. Wenn Sie Lust haben, können Sie mich auch zur Ausbildungskontrolle begleiten. Ihr Zug ist im Gelände. Der Zug, den Sie führen werden."

Jürgen ist für den Kontrollgang, und der Hauptmann nickt. „Kommen Sie. Ich zeige Ihnen Ihr Zimmer."

Als sie den hellgetünchten Raum betreten, erhebt sich ein schlanker dunkelhaariger Mann, den Rieger als Leutnant Kanter, den zweiten Zugführer, vorstellt. „Machen Sie sich bekannt", sagt er, schon halb wieder im Gehen. „Einundzwanzig Uhr kommen Sie in mein Zimmer."

Jürgen blickt Kanter neugierig ins Gesicht, hat ihn schon gesehen, weiß aber nicht, wann und wo.

Kanter sieht es, fängt an zu lachen und ruft: „Soll ich nachhelfen? Studium an der Hochschule, ein Jahrgang vor dir. Du warst das As in der Singegruppe..."

„Und du warst in der zentralen FDJ-Leitung! Tatsache, Menschenskind!" Jürgen freut sich und drückt ihm die Hand.

„Hoffentlich ist dir klar, daß man hier einiges von dir erwartet", sagt Kanter lächelnd.

„Wer ist ‚man' und warum?"

„Alle. Nicht jeden Tag geht einer mit Auszeichnung von der Offiziershochschule. So was bleibt nicht geheim, wenn erst mal jemand geplaudert hat."

Jürgen setzt sich auf sein Bett und schüttelt den Kopf. „Das heißt: Hier er-

wartet man Wunder von mir. So was wie Heldentaten ... Ihr glaubt, daß ich Bäume ausreiße, kaum, daß ich die Tür hinter mir zugemacht habe?"
Kanter lacht. „Mit dem Bäumefällen laß dir Zeit. Wenn du mit dem Unterholz anfängst, das hier manchem vor den Augen wuchert, bist du besser beraten."
„Na dann: Prost Mahlzeit!"
Jürgen beginnt seinen Schrank einzuräumen. „Weißt du was von meinem Zug?"
„Muß ich ja. Das gehört zu meinen Pflichten als Parteileitungsmitglied ... Fünf Genossen hast du im Zug. Du selbst bist der sechste. Barlach hätte es längst sein können..."
„Wer ist Barlach?"
„Dein zweiter Gruppenführer. Der Junge will, aber das Wollen reicht heute nicht mehr. Du weißt. Und dann rammelt ihm Meiers vieles ein, was er gerade mühselig aufgebaut hat..."
„Wer ist Meiers?" fragt Jürgen und lächelt, weil Kanter so spricht, als müßte Jürgen längst alle kennen.
„Den nimm nicht auf die leichte Schulter... Er ist dein erster, und seine Gruppe ist die beste in der Einheit. Ich bin nur noch nicht dahintergekommen, wie er das macht. Einerseits ist er empfindlich wie eine Jungfer, andrerseits mit allen Hunden gehetzt. Erfolg um jeden Preis, der Zweck heiligt die Mittel..."
Jürgen unterbricht ihn. „Was heißt, der Zweck heiligt die Mittel. Die Wege zum Erfolg sind bei uns doch eigentlich klar definiert und andere nicht gefragt."
Kanter nickt. „Stimmt. Aber nur theoretisch. Ich will ihn auch gar nicht miesmachen. Versteh mich mal richtig. Am besten, du nimmst ihn selbst unter die Lupe."
„Werde ich. Wer ist der dritte?"
„Günter Roschall. Auf den kannst du dich verlassen. Ist während der Ausbildungszeit Kandidat geworden, bald wird er Mitglied." Kanter blickt auf die Uhr. „Ich muß gehen. Eine Aussprache im Zug."
Nachdenklich sieht sich Jürgen um. Zwei Betten, Spinde, ein Klubtisch und drei Sitzmöglichkeiten, Mitte zwischen Stuhl und Sessel. Am anderen Nachttisch ein Radio, vermutlich Kanters Eigentum.
Eine halbe Stunde später klettert Jürgen mit in den Kübelwagen.
Noch bevor sie das Dorf erreichen, biegen sie ab und holpern über einen ausgefahrenen Feldweg auf den Wald zu.
Die Luft ist kühl, klarer als nachmittags, und riecht nach frischer feuchter Erde.
Gleich wird er mit den Fragen anfangen, denkt Jürgen. Umsonst schleppt er mich doch nicht gleich am ersten Abend mit ins Gelände. Woher und was war dort, welche Vorstellungen und Ziele, schließlich einige Verhaltensempfehlungen...
Aber nichts, bis auf wenige Sätze zu Ibold über Richtung und Ziel der Fahrt.
Als sie den Wald erreichen, wird der Weg schlecht. Tiefe Pfützen stehen quer über der Fahrbahn, und dazwischen ragen steinige Höcker wie Inseln aus einem schmutzigen Teich. Jürgen klammert sich an das Deckengestänge des Wagens und fängt mit aufgestemmten Füßen die Schlingerbewegungen und Stöße ab, bis sie eine Stelle erreichen, an der das Waldmassiv jäh zurückweicht und einer weiträumigen Lichtung Platz macht. Sie halten, und der Hauptmann befiehlt Ibold, an dieser Stelle auf sie zu warten.
„Kommen Sie", sagt er zu Jürgen. „Wir gehen zu Fuß weiter. Das ist die Borkheide, unser Ausbildungsgelände. Das unten im Tal ist Blankenau."
Jürgen schaut auf das weithin gedehnte Lichtgewimmel hinunter, dessen Widerschein sich wie eine gewaltige Glocke gegen den Himmel wölbt.
Die Nacht ist still, nur von rechts her dringt ab und zu ein halblauter Ruf oder das Brechen eines Zweiges herüber.

„Eins noch", sagt Rieger. „Diese Soldaten sind nur noch wenige Tage bei uns, und ich halte es für richtig, wenn wir den Oberfeldwebel solange den Zug führen lassen. Einverstanden?"
Jürgen sagt: „Jawohl!" und lächelt, weil dieses „Einverstanden" keinen Widerspruch erwartet und weil es ihm so recht ist.
„Gut. Der Zug hat Grenzausbildung. Bleiben Sie hinter mir und passen Sie auf. Ausbildungsgelände ist kein Parkett."
Sie gehen den Waldrand entlang, und schon nach wenigen Augenblicken verdeckt ein flacher Geländerücken die Lichtglocke über Blankenau.
„Stop!" befiehlt Rieger auf einmal. „Das ist Gläser."
Jürgen sieht nichts, aber er hört eine spröde, ungehaltene Stimme.
„Mann Gottes, ich will nur wissen, wann aus dir mal ein Kerl wird! Schiebt sich eine halbe Fichte unter den Wanst, das Bürschchen, statt daß er sich so flach wie möglich macht! Siehst du das nicht, Genosse Barlach?"
Keine Antwort, dafür aber Gläser: „Weg mit dem Weihnachtsbaum und runter! Wir sind doch hier nicht bei der Heilsarmee!"
Rieger und Jürgen treten zu Gläser. „Ihr künftiger Stellvertreter", sagt der Kompaniechef. „Macht euch bekannt. Und das ist Unteroffizier Barlach."
Jürgen drückt zwei Genossen die Hand, die er in der Dunkelheit nur als Schatten sehen kann.
„Na also!" sagt Gläser mit lauter kehliger Stimme. „Sind wir ja endlich komplett!"
Jürgen nickt. „Wie läuft die Ausbildung?"
„Wie immer. Wird Ihnen aber nicht viel sagen. Das beste, wir reden morgen darüber. Muß mich jetzt um die Truppe kümmern."
Jürgen hat kein gutes Gefühl. Ich hätte diesen Kontrollgang doch ablehnen sollen, denkt er und ärgert sich. Es taugt nichts, mit einem zu reden und ihm dabei nicht ins Gesicht sehen zu können. Ich hätte es wissen müssen...
Sie gehen weiter, und Jürgen sieht, daß Rieger seine Einheit genau kennt. Seine Fragen beweisen es, seine knappen Bemerkungen, seine exakten Weisungen.
Was Jürgen mitnimmt, sind Stimmen, Konturen, vage Eindrücke. Zuletzt treffen sie auf Roschall.
„Gut, daß Sie da sind!" sagt der Unteroffizier leise. „Wir haben auf Sie gewartet."
„Weshalb gewartet?" fragt Jürgen den Gruppenführer, von dem er nicht mehr wahrnimmt, als daß er mittelgroß und von schmaler Statur ist.
Roschall zögert, sagt dann aber entschlossen: „Das kann nicht hier und nicht mit ein paar Worten erklärt werden. Jedenfalls, gut, daß Sie hier sind!"
„Wir sehen uns morgen", sagt Jürgen, als sie die Gruppe verlassen. Sie kehren zurück, diesmal quer über das Ausbildungsgelände. Inzwischen ist der Mond aufgegangen, und alles liegt in fahlschimmerndem Licht. Am Fuß eines Hanges macht der Hauptmann halt. In einer Vertiefung, die mit trockenen Zweigen ausgelegt ist, lassen sie sich nieder.
„Roschall ist einer von den Unzufriedenen", sagt Rieger, als hätte er nur auf diese Gelegenheit gewartet. „Ihn treibt es und treibt es ... Er kann nie anhalten oder wenigstens mal verschnaufen. Kaum ist was einigermaßen geschafft, geht schon wieder anderes durch seinen Schädel. Wenn andere schlafen, liegt er und büffelt, manchmal nur mit der Taschenlampe. Bereitet sich auf das Studieren vor. Weiß der Teufel, wo dieser Kerl die Energie hernimmt."
„Was ist er von Beruf?"
„Schweißer. Facharbeiter für Schweiß-



technik ... Sein Betrieb hat es gar nicht so gerne gesehen, daß er sich für drei Jahre verpflichtet hat. Er sollte eine Brigade übernehmen, in ein oder zwei Jahren. Nichts. Was sich der Bursche in den Kopf gesetzt hat, das tut er auch. Na, die Zeit bei uns wird ihm nicht schaden."

„Dann verstehe ich etwas nicht", sagt Jürgen nach einer Weile. „Wenn es so ist, müßte eigentlich er die beste Gruppe haben im Zug. Aber die hat Meiers. Ist der besser?"

Rieger überlegt. „Besser ist nicht das rechte Wort. Anders ist er. Ganz anders."

„Wie anders?"

„Ja, wie eigentlich ... In der ersten Zeit dachte ich, er ist überheblich. Maßlos überheblich. Aber das ist es nicht. Heute würde ich sagen: selbstbewußt. Selbstbewußt bis zur Grenze der Überheblichkeit. Aber eben nur bis zur Grenze. Und verdammt sensibel, wenn es um ihn selbst geht. Mit den Soldaten diskutiert er nicht, er befiehlt und setzt durch. Wozu Roschall einen Abend braucht oder eine ganze Nacht, das ist bei ihm mit drei Worten gemacht. Leicht auszukommen ist mit ihm nicht."

Jürgen nickt. „Ich erwarte kein Himmelbett. Wichtig ist nur, daß man mit seinen Ansichten nicht allein steht. Nicht mit dem Kopf durch Mauern muß."

„Wenn man nicht erwartet, bei anderen nur Gleiches zu finden, steht man nie allein. Das richtige Maß von Konsequenz und Toleranz finden, das ist hier die Frage, glaube ich."

Rieger steht auf und streckt die Arme, daß es in seinen Gelenken knackt. „Kommen Sie jetzt."

Am Rand des Dorfes läßt er noch einmal halten, zeigt durch das Seitenfenster und sagt: „Hier werden wir bauen. Nächste Woche mache ich den ersten Spatenstich. Im Spätherbst ist Richtfest, wenn nichts dazwischenkommt. Wenn Sie dann verheiratet sind, haben Sie Aussichten."
Heiraten ... Jürgen antwortet nicht. Er blickt hinaus auf den freien Platz im Mondlicht, der von Hagebuttensträuchern und Ginster überwuchert ist, und nickt.

Die nächsten Tage sind mit Arbeit bis zum Rand gefüllt. Jürgen versucht alles möglichst rasch zu erfassen: die Lage in der Einheit und den zweckmäßig organisierten Tagesablauf, die Eigenheiten seiner Unterstellten, deren Personalunterlagen er studiert hat und deren Verhalten er nun beobachtet. Während der Ausbildung und abends beim Fußball, die Art, in der sie auf Befehle reagieren und miteinander verkehren, ihre Stärken und ihre Schwächen. Fragen, die weder in Lebensläufen noch in ausgefüllten Fragebogen Antwort finden, dennoch aber ungleich wichtiger als jedes Stück Papier sind.
Als einer der ersten fällt ihm Meiers auf, ein schlanker, nahezu graziler Mensch, dessen schmaler geschwungener Mund seinem Gesicht etwas Mädchenhaftes gibt, das mit den wassergrauen Augen eigenartig kontrastiert.
Nachmittags turnt der Zug unter Aufsicht des Oberfeldwebels an den Geräten. Jürgen steht am Rand des Sportgartens. Ohne sich einzumischen, beobachtet er die Organisation und die Leistungen der einzelnen, macht Notizen und vergleicht.
Nach einer halben Stunde weiß er, daß Meiers Gruppe mehr als die anderen kann, sogar entschieden mehr, und er fängt an, die Arbeitsweise der Gruppenführer zu studieren.
Bei Meiers wirkt alles flüssig und elegant. Mühelos schafft er zehn Klimmzüge hintereinander, beim Sprung über das Pferd braucht er kaum die Hände zum Abstützen, und bei besonders geglückten Übungen wirft er den Kopf zurück und schürzt die Lippen.
Seine Gruppe ist gut. Nicht einer der Soldaten bleibt unter der geforderten Norm, selbst beim Sprung über das langgestellte Pferd bleibt keiner am Gerät hängen. Manchem fällt es schwer, aber sie schaffen es.
Völlig anders Peter Barlach, der zweite Gruppenführer. Auch er turnt vor, doch er benötigt dazu alle Kraft. Bereits beim sechsten Klimmzug beginnen seine Armmuskeln zu zittern. Beim neunten läßt er sich fallen und pumpt die Lungen hastig voll Luft. Er ist kaum in der Lage, das Kommando zum Anfang zu geben.
Beim Pferdsprung, einer Übung, die vor allem Mut erfordert, wird der Unterschied offenbar. Barlach selbst schafft es gerade noch, aber zwei seiner Soldaten bleiben auf dem Gerät sitzen, gleiten resigniert an der Seite herunter, und einer wagt es gar nicht erst. Er nimmt mehrmals Anlauf, stoppt dann im letzten Augenblick oder rennt am Gerät vorbei. Barlach redet ihm zu, springt selbst noch einmal, befiehlt, aber auch das verfehlt die Wirkung. Der Soldat, ein langer schlaksiger Bursche, hat einfach Angst. Er zuckt mit den Schultern, beteuert seine Unfähigkeit, diese Übung zu erlernen, bis Gläser eingreift und die Gruppe kopfschüttelnd zum Klettergerüst befiehlt.
Jürgen versucht die Ursachen dieser unterschiedlichen Leistungen zu ergründen. Sicher, das Beispiel Meiers stachelt an, aber das kann nicht alles sein. Vielleicht nicht einmal das Entscheidende. Was ist es dann aber, das eine ganze Gruppe dazu bringt, die Angst zu verdrängen und mehr Kraft und Mut aufzubringen als andere? Kurzentschlossen befiehlt er Meiers zu

sich. Der nähert sich mit federnden Schritten, flankt über den niedrigen Zaun und meldet sich zur Stelle. Jürgen blickt ihm ins Gesicht und weiß sofort, daß Meiers längst darauf hingearbeitet und den Ruf wahrscheinlich schon erwartet hat.

Ich hätte es nicht tun sollen, denkt er. Es ist noch zu früh für ein Urteil. Noch wissen wir zuwenig voneinander. Nutzt nichts. Jetzt muß es sein...

„Was meinen Sie: Warum schaffen Ihre Soldaten mehr als die anderen?"

Meiers lächelt. Er tritt neben ihn, so daß auch er den Zug übersehen kann und sagt: „Sie meinen Barlachs Gruppe. Von Roschall kann man das ja nicht behaupten ... Wenn Sie mich fragen: Vormachen und fordern. Ohne großes Theater. Das ist das ganze Geheimnis. Ich zeige es, beweise damit, daß es geht, und dann wird es verlangt. Das ist alles."

Jürgen schüttelt den Kopf. „Das kann nicht alles sein. Zum Wollen gehört in jedem Fall auch das Können."

„Natürlich. Die meisten aus meiner Gruppe sind damals auch beim zweiten Klimmzug vom Reck gefallen. Vor einem halben Jahr. Oder nehmen Sie Roschall selbst. So eine Art Wühler. Hatte vom Sport keinen blassen Dunst, als er zur Truppe kam. Heute macht er es vor, und nicht schlecht. Sie sehen es ja."

Jürgen winkt ab. „Roschall ist für mich kein Beispiel. Er ist ein Wühler. Sie haben es selbst gesagt. So einer schafft viel, wenn er es als richtig und erreichbar erkannt hat. Aber wie ist das mit den anderen? Mit diesem Langen beispielsweise aus Barlachs Gruppe?"

„Der? Ein schlapper Bursche. Dem würde ich Beine machen. Ich kann nur sagen: dranbleiben, vormachen und fordern!"

„Demnach fordert Unteroffizier Barlach nichts?" fragt Jürgen und blickt Meiers forschend ins Gesicht.

„Das — würde ich nicht sagen. Der eine schafft es, der andere nicht. Vielleicht müßte er mehr von dem tun, was er sich vornimmt. Verstehen Sie?"

„Nicht ganz: Noch kenne ich ihn nicht. Aber eine Frage: Haben Sie ihm das schon selbst gesagt? Ins Gesicht?"

Meiers stutzt, lächelt und entgegnet: „Ja. Wenn auch nicht so deutlich wie Ihnen jetzt ... Er müßte das fühlen. So was merkt man doch."

„Gut, wir werden sehen. Übernehmen Sie die Gruppe!"

Gleich danach ist die Stunde zu Ende. Für Jürgen ist sie es nicht. Die Wochen der Ausbildung sind so gut wie abgeschlossen, für die meisten der Soldaten beginnt in wenigen Tagen der Dienst an der Staatsgrenze, und eine Gruppe erfüllt ihre Aufgaben ungenügend. Das liegt in erster Linie an der Führung, keine Frage. Aber in diesem Zug, den der Oberfeldwebel führt, ist gleichzeitig auch die beste Gruppe der Einheit. Die Weisheit der Schule ist das eine, die Weisheit des Lebens das andere...

All das beschäftigt ihn noch, als er am Abend mit seiner Gitarre über die Felder geht, zum Fluß hinunter, der klares, sauberes Wasser führt. Er hat das Bedürfnis, allein zu sein. Auf einen Weidenstamm, der nahe am Wasser liegt, setzt er sich und beginnt leise zu spielen. Er improvisiert, variiert alte und neue Melodien und fängt an, über sich und seine Zeit nachzudenken, über seine Aufgabe, die sich ihm bis jetzt noch jede Stunde anders darstellt.

Wo anfangen in diesem Zug, der die beste und zugleich die schwächste Gruppe in der Einheit hat?

Das könnte der Anfang sein: alle bereit machen, alles Hemmende aus dem Wege räumen. Er greift in die Saiten und beginnt zu singen, singt, bis hinter ihm jemand in die Hände klatscht.



Überrascht steht er auf, wendet sich um und sieht ein Mädchen, das bereits den Uferhang zu ihm herunterklettert.
„Vorsicht!" warnt er und streckt ihr die Hand entgegen.
Sie greift zu, läßt sich über den Weidenstamm helfen und blickt ihn aus ein wenig schräggestellten Augen neugierig an. „Ich lausche schon eine ganze Weile", sagt sie. „Sie haben Talent."
Jürgen weiß nicht recht, was er antworten soll. „Und ich finde", sagt er schließlich ein bißchen verlegen und mit gespieltem Unwillen, „daß es nicht fair ist, von hinten anzuschleichen und zu lauschen!"
„Von vorn ging's schlecht", erwidert sie mit einem Blick über das Wasser. „Das werden Sie zugeben. Überdies bin ich nicht geschlichen, sondern einfach gegangen. Sie haben wirklich Talent."
Jürgen hebt die Schultern. „Nein. Ich habe in der Schule aufgepaßt und im Singen immer die Eins erwischt."
„Die Eins ist ein bißchen geschmeichelt, aber eine Zwei hätte auch ich Ihnen gegeben", sagt sie ungerührt.
Er lacht. „Sind Sie Lehrerin?"
Sie nickt. „Kunsterziehung, Deutsch und fakultativ ein bißchen Französisch. Ich muß gehen. Es ist noch ein Hausbesuch fällig, heute abend."
„Was Unangenehmes?"
Sie schaut ihn einige Sekunden forschend an, nickt dann und sagt: „Wie man's nimmt."
„Wenn Sie nichts dagegen haben, komme ich ein Stückchen mit." Er hilft ihr die Böschung hinauf, schultert die Gitarre wie ein Gewehr und geht neben ihr dem Dorf zu.

„Mir fällt was ein", sagt sie nach wenigen Schritten. „Ich habe mich die ganze Zeit bemüht, hier im Dorf was auf die Beine zu bringen. Mit meiner Klasse. Es geht schon ganz gut, aber lange nicht gut genug. Sie könnten mir helfen."
„Ich?" fragt Jürgen überrascht. „Ich bin ja noch gar nicht ganz hier. Muß mich einfuchsen und könnte im Augenblick vier Hände brauchen!"
„Auf die Zahl der Hände kommt es nicht an, glaube ich. Wohl mehr auf das Wollen. Es war auch nur eine Frage."
Er bleibt stehen und schüttelt den Kopf. „Ich weiß ja nicht einmal, was Sie auf die Beine gebracht haben. Volkstanz oder so was?"
„Nein. Etwas können Sie mir schon zutrauen ... Am Sonnabend treten wir zum ersten Mal auf. Frühlingsfest der Kooperation. Das ist hier Brauch. Vielleicht lassen Sie sich mal sehen?"
„Ihr singt?"
Sie lächelt, fast ein bißchen spöttisch. „Sicher. Wie hätte ich sonst gerade um Ihre Hilfe gebeten, da ich doch von Ihnen nichts weiß, als daß Sie singen können?"
Er lacht. „Einverstanden. Versprechen kann ich es nicht."
„Versprechen brauche ich auch nicht. Was ich brauche, sind Leute, die helfen können und helfen wollen. Weshalb eigentlich haben Sie Ihre Stimme nicht ausbilden lassen?"
„Ja, warum ... Vielleicht so: Das Singen ist für mich kein Beruf. Ich will singen, wenn ich Lust habe, nicht, wenn ich muß."
„Das ist ein Argument. Also: Werden Sie kommen?"
Er nickt. „Ich werde es versuchen."
Sie verabschiedet sich und geht.
Er bleibt stehen, schaut ihr nach.
Kopfschüttelnd nimmt er die Gitarre, macht sich auf den Heimweg, und allmählich kehren die verscheuchten Gedanken zurück. Er nimmt sich vor, als erstes mit Barlach zu sprechen.

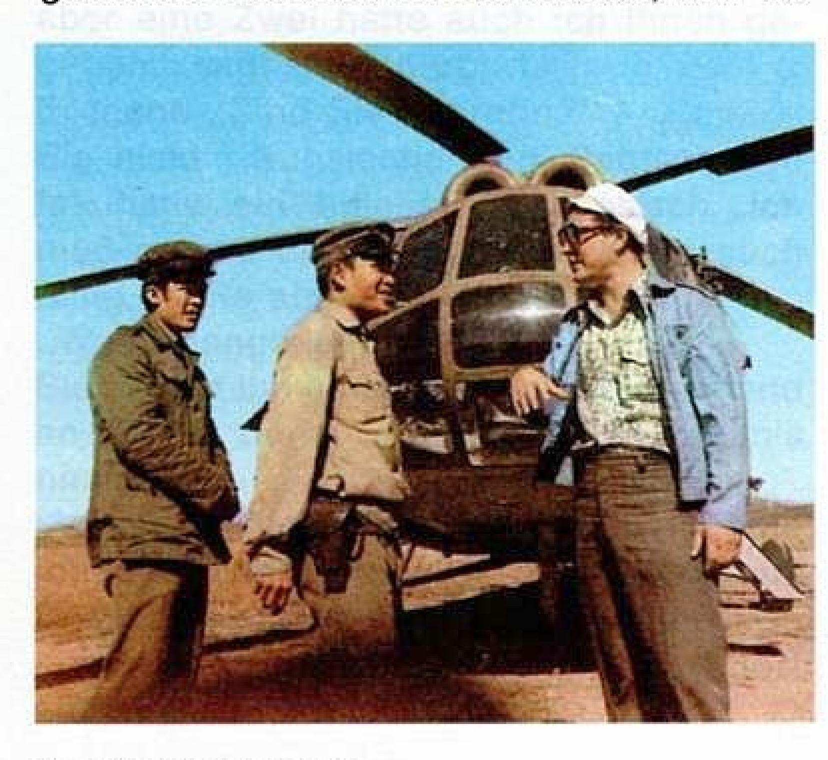
In der Ebene der Krüge

Horst Szeponik

„Was Phone Savanh von zahlreichen anderen strohgedeckten laotischen Dörfern unterscheidet, ist die komfortable Einrichtung des ‚Schneeleoparden', der im Stil einer Jagdhütte errichtet wurde. Im letzten Monat sammelten sich Männer im ‚Schneeleoparden', um ihren Pastis zu nippen, die Geschäfte zu besprechen und auf die Meo mit ihrem jährlichen Angebot von ‚jam' (Marmelade) zu warten, wie hier Opium bezeichnet wird ..." (Aus dem US-Nachrichtenmagazin „Time", 29. Februar 1960)

An einem Januartag 1977 geht Champong, Hubschrauberpilot der laotischen Volksbefreiungsarmee, mit seiner olivgrünen Mi-6 auf dem Feldflugplatz von Phone Savanh nieder. Die gelben Gräser ducken sich und zittern im Sog der Rotoren, der rote Staub des Lateritbodens wirbelt auf. Obwohl die Sonne vom wolkenlosen Himmel strahlt, empfinden wir Kühle. Vor mehr als einer Stunde sind wir schwitzend bei Temperaturen von etwa 30 Grad Celsius auf dem Flughafen Wattay der Hauptstadt Vientiane gestartet, doch hier am Rande der Ebene der Krüge — etwa 1 200 Meter über dem Meeresspiegel — mögen es 15 Grad weniger sein als im Mekongtal.

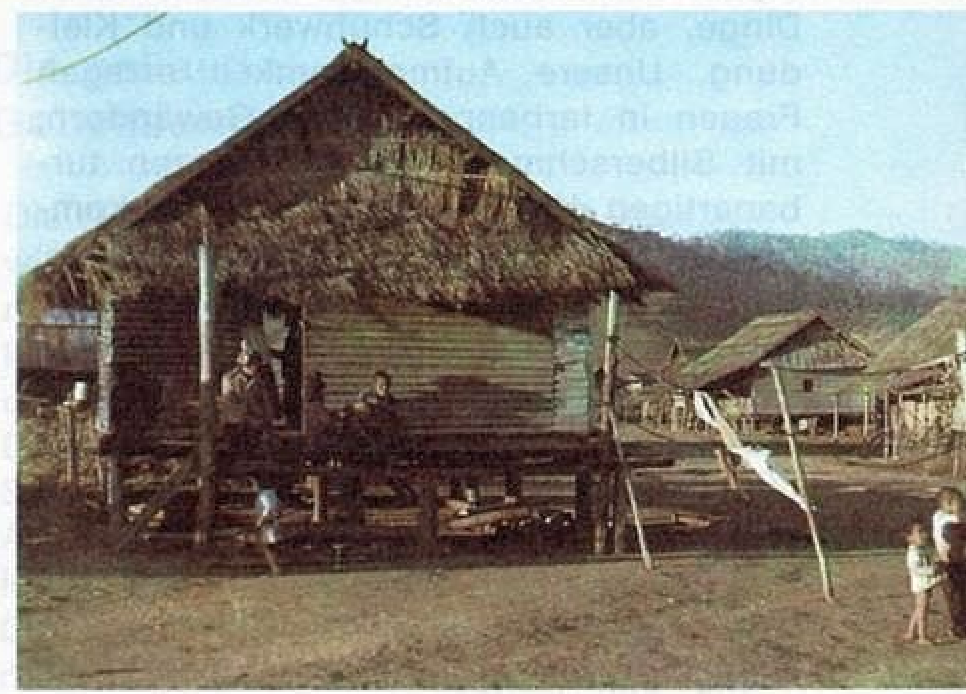
Es ist siebzehn Jahre her, daß der amerikanische „Time"-Reporter über Phone Savanh, einen Umschlagplatz für Opium, berichtete. Es ist der Monat, da die Männer im „Schneeleoparden" auf die Ankunft der begehrten „Marmelade" zu warten pflegten. Auf der Fahrt in den nahen Ort sehen wir mit Elefantengras gedeckte Bambushütten, aber auch einige eingeschossige Steinhäuser. Unser Begleiter erklärt: „Diese Unterkünfte sind erst in jüngster Zeit entstanden!" Amerikanische Bomben hatten diesen Ort dem Erdboden gleichgemacht. Es blieb nichts stehen, und so



Von Vientiane brachte uns der Hubschrauber in die Ebene der Krüge

erübrigt sich die Frage nach dem „Schneeleoparden“. Über die Mohnbauern und die Opiumhändler jedoch wird noch zu berichten sein.
Unser Jeep hinterläßt auf der ungepflasterten und holprigen Hauptstraße von Phone Savanh, das zeitweilig die Verwaltung der Provinz Xieng Khouang beherbergt, eine lange Staubfahne. Menschen und Häuser werden gleichermaßen von Schwaden eingehüllt. Im Januar ist auch in Laos Winter, der mit der Trockenzeit identisch ist. In der ersten Nacht spüren wir den Unterschied zur Ebene, die Temperatur sinkt auf fast null Grad.

Diese Krüge gaben der Ebene ihren Namen



Ein laotisches Dorf

Am nächsten Tag sind wir, noch bevor der Morgen dämmert, auf den Beinen. Auf der Straße, an der sich unsere Unterkunft befindet, hat der Tag bereits begonnen. Sie ist schon belebt, ehe sich der Feuerball über die Bergkette schiebt und den Ort in gleißendes Licht taucht. Wir kneifen die Augen zu und betrachten fasziniert den schnellen Aufstieg der Sonne, die in diesen Breiten so unvermittelt kommt und am Abend mit der gleichen Eile auch geht.
Auf der breiten, ausgefahrenen Straße rollen Lastkraftwagen, am Lenkrad sitzen zumeist junge Burschen in den grünen Uniformen der Volksbefreiungsarmee. Auch auf der Plattform hocken Kämpfer, dazwischen Bäuerinnen, die oft Kleinkinder in einem Tuch an ihrem Körper tragen und mit ihren vollen Körben zum Markt mitgenommen werden. Der Markt — das ist eine Ansammlung von niedrigen, schmalbrüstigen Holzbuden, überdachten Ständen und einfach auf dem Erdboden kauernden Frauen, die direkt aus dem Korb ihre frische Ware verkaufen: Gemüse, Obst und Schweinefleisch, das bereits in etwa pfundschwere Stücke zerkleinert worden ist. Ansonsten kann man hier kaufen, was im Alltag an Notwendigem gebraucht wird: Nadeln, Garne, Seife, Zigaretten, Messer und viele andere kleine Dinge, aber auch Schuhwerk und Kleidung. Unsere Aufmerksamkeit erregen Frauen in farbenprächtigen Gewändern, mit Silberschmuck und schwarzen turbanartigen Kopfbedeckungen. Sie kommen aus den Gipfellagen der nahen Berge. Und solche Frauen, die vor siebzehn Jahren im Januar und Februar von ihren Höhen hinabstiegen, trugen in ihren Körben Rohopium, das ihnen die Händler im „Schneeleoparden“ abkauften. Für ein Linsengericht, würden wir sagen. Die Händler, meist Chinesen, erzielten mit dem Rauschgift in den Städten Gewinnspannen von mehreren hundert Prozent. Und ein Vielfaches mehr warf das Geschäft ab, wenn die Drogen in die großen Städte Westeuropas und der USA gelangten.

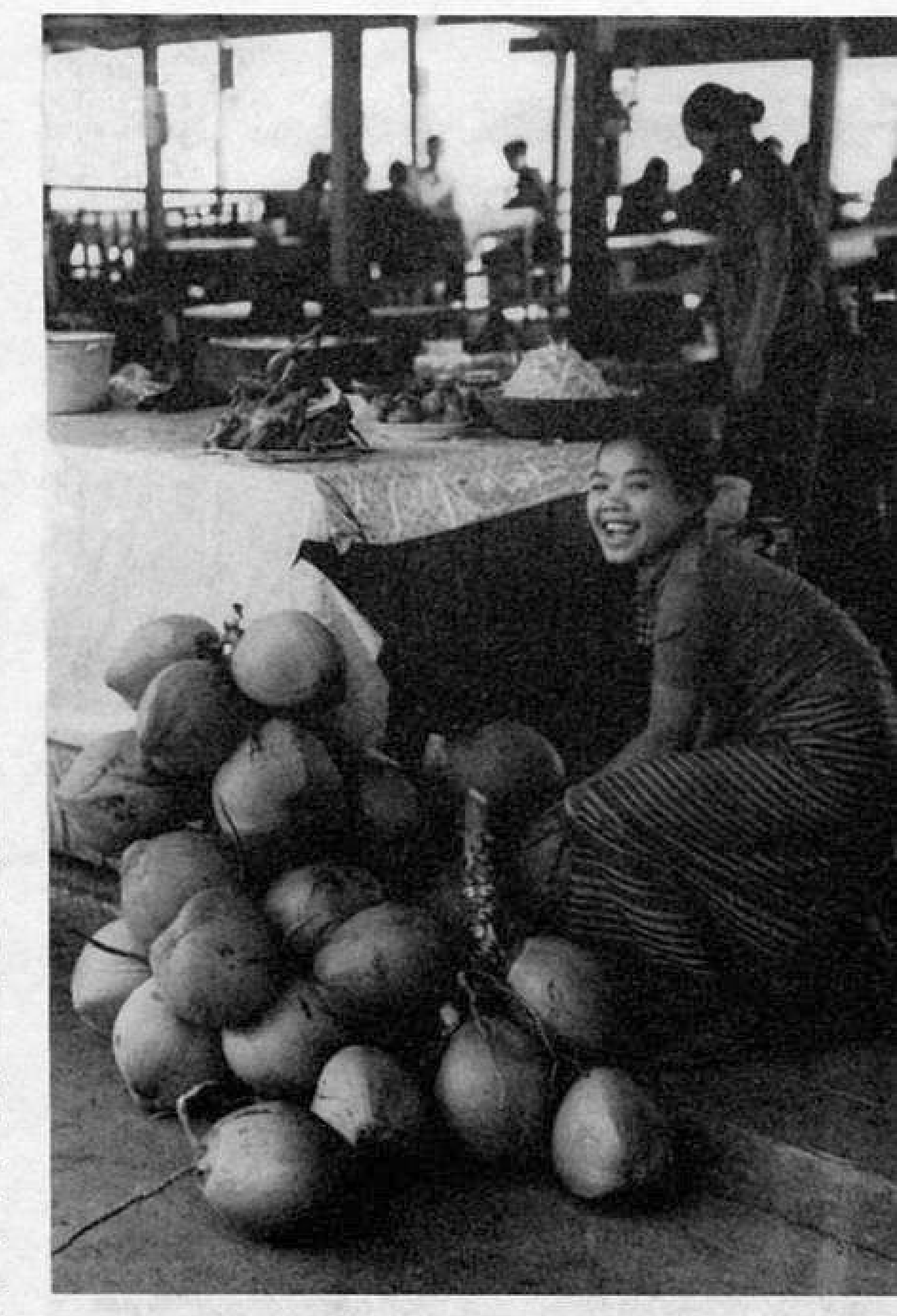
Kopfgelder und Opiumsteuer

Diese Frauen gehören zum Volk der Meo (in Laos Hmong genannt), die in den Bergwäldern Südostasiens als nomadisierende Bauern, Jäger und auch Sammler leben — vor allem in Südchina, aber auch in Vietnam, Laos und Thailand. In der Volksdemokratischen Republik Laos zählen sie zu den 68 Nationalitäten, die sich in drei Hauptgruppen teilen: die Lao-Thai, die als Bewohner der Ebene etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmachen; die Lao Theung, die Bewohner der mittleren Regionen, und die Lao Soung, die Bewohner der hohen Berggebiete. Der letzten Gruppe werden auch die Meo zugerechnet, die Anfang des 18. Jahrhunderts aus Südchina in die nördlichen laotischen Provinzen Phong Saly, Xieng Khouang, Luang Prabang, Vientiane, Nam Tha und Sayabouri einwanderten.
Sie leben in Clans und Stämmen, verstreut in kleinen Dörfern. Ihre Lebensgrundlage ist der Brandrodungsfeldbau. Ein Stück Wald wird abgebrannt, wobei die verkohlten Baumstümpfe in der Erde bleiben. Wenn die Regenzeit beginnt und der Boden durchgefeuchtet und von der Asche gedüngt ist, wird das Feld mit Trockenreis, Mais, Melonen oder etwas Gemüse bestellt. Die Erträge sind niedrig, und nach drei Jahren ist der Boden meist total von Unkraut überwuchert, die Erde ausgelaugt. Dann geht ein neues Stück Wald in Flammen auf. Sind in der Umgebung schließlich nicht mehr genügend für den Ackerbau geeignete Flächen vorhanden, ziehen die Meo weiter ...

Vom Hubschrauber aus sehen wir die in das Dunkelgrün der Wälder eingebrannten Flecken. Unser Begleiter weist uns darauf hin und fügt hinzu: „Diese primitive Feldbaumethode richtet unermeßlichen Schaden an. Wertvolle Edelhölzer werden vernichtet, die tropischen Regengüsse spülen die Bodenkrume weg, das Wasser kann nicht mehr gespeichert werden und verursacht in den Tälern Überschwemmungen ... Eine wichtige und zugleich sehr schwierige Aufgabe unserer jungen Volksmacht ist es, die Nomaden seßhaft zu machen und sie für fortschrittlichere Anbaumethoden zu gewinnen. Das bedeutet einen tiefen Einschnitt in die bisherigen Lebensgewohnheiten dieses Volkes."

Doch die Meo säen nicht nur Reis, seit altersher wächst auf ihren Feldern auch Schlafmohn, aus dessen Kapseln sie Opium gewannen, das ihnen als schmerzlinderndes Mittel diente. Als jedoch Frankreich nach Vietnam und Kambodscha im Jahr 1893 auch Laos seinem Kolonialreich in Indochina angliederte, wurde das Opium eine der wichtigsten Einnahmequellen der fremden Herren. Dazu bemerkt Phoumi Vongvichit, Mitglied des Politbüros der Laotischen Revolutionären Volkspartei und stellvertretender Ministerpräsident: „Die Franzosen bürdeten der Bevölkerung drückende Steuern auf: Kopfgelder, Abgaben für Rinder, Büffel, Elefanten, Pferde, Boote ... Kopfgelder und Opium bildeten die Hauptquellen ihrer Einkünfte, sie erhoben Steuern für jedes Mohnfeld, und die Opiumbehörde verkaufte Lizenzen für die Eröffnung von Raucherbuden, was von den Kolonialisten gefördert wurde."

Bereits 1889 war die „Régie d'Opium" für Indochina gegründet worden. Sie erhielt 1903 das Monopol von der französischen Kolonialverwaltung. Durch die „Régie" wurde ein Fünftel des Kolonialbudgets für Indochina aufgebracht.



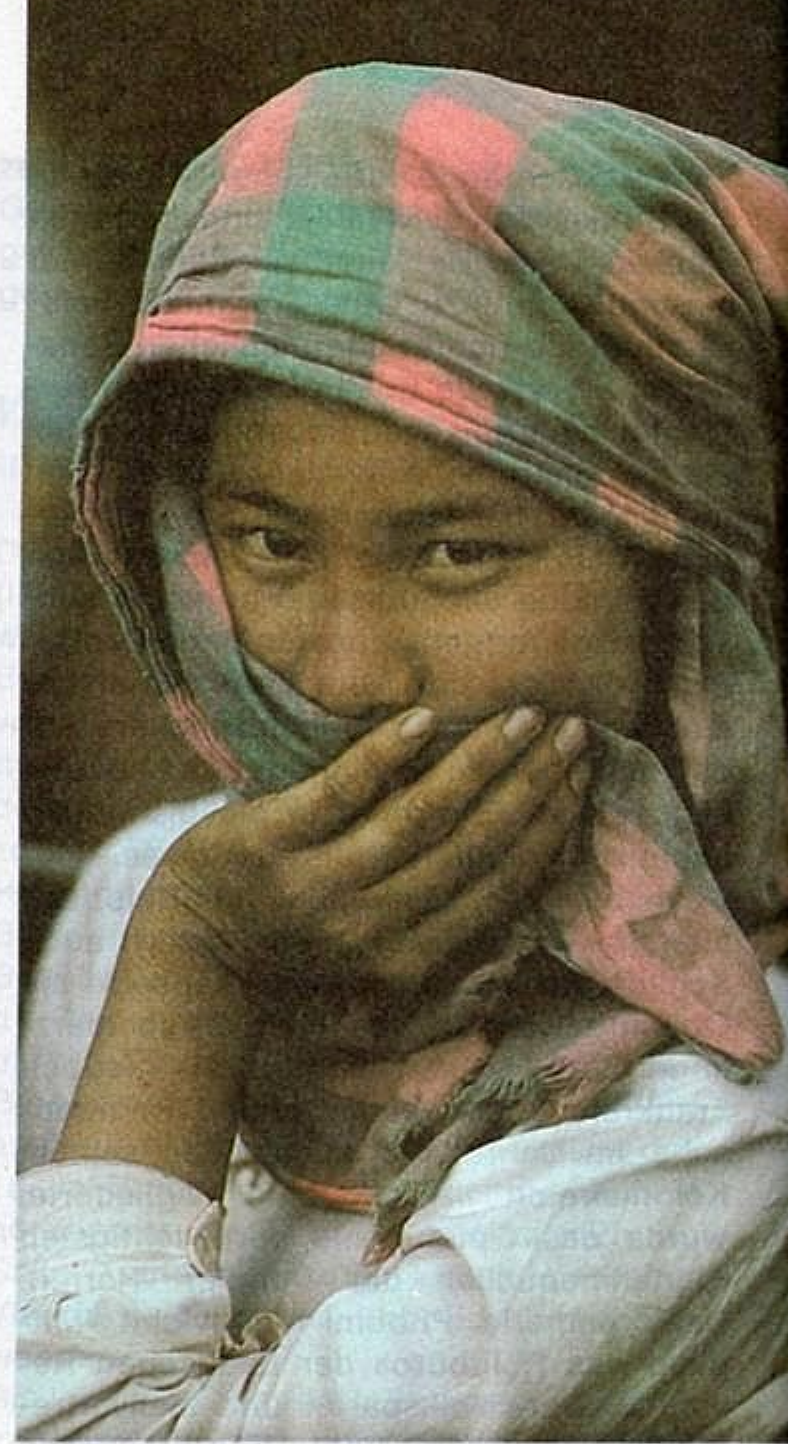
Auf dem Markt

Die gekaufte Geheimarmee

Die Meo betrachteten bald Opium als wichtiges und meist einziges Zahlungsmittel, mit dem sie Waren eintauschen konnten. Auch Reis und Nahrungsmittel, und so wurde der Mohn zur Hauptkultur. Diese Abhängigkeit sollte einigen Meo-Stämmen zum Verhängnis werden.

Als im Jahr 1954 die französische Kolonialarmee in der Dschungelfestung von Dien Bien Phu im Nordwesten Vietnams, nahe der laotischen Grenze, ihre ent-





scheidende Niederlage erlitt, mußte Frankreich seine kolonialen Wunschträume endgültig aufgeben. Es mußte das veränderte Kräfteverhältnis zur Kenntnis nehmen, das sich mit der Herausbildung des sozialistischen Weltsystems nach dem zweiten Weltkrieg dramatisch entwickelt hatte und auch günstige Bedingungen für den Kampf um nationale Unabhängigkeit in den Kolonialländern brachte.

Aber noch hoffte der amerikanische Imperialismus, die Nachfolge seines gescheiterten französischen Vorgängers antreten zu können. Wie in Südvietnam begannen sich auch in der laotischen Hauptstadt Vientiane die „stillen Amerikaner" einzunisten und feste Verbindungen zur einheimischen Reaktion zu knüpfen. Im September 1954 gründeten die USA den Südostasienpakt (SEATO), der die nationalen Befreiungsbewegungen in diesem Raum eindämmen und zerschlagen sollte. Kambodscha (heute Kampuchea) und Laos wurden kurzerhand gegen ihren Willen zu „Schutzzonen" der SEATO erklärt. Die CIA steigerte ihre Aktivitäten, um auch Laos, das etwa die Fläche von Großbritannien hat, aber nur drei Millionen Einwohner zählt, in seine Einflußsphäre zu ziehen.

Von der Mi-6 aus aufgenommen: Bombenkrater in der Ebene

Meo-Mädchen



Die französische Kolonialarmee hatte geschickt traditionelle Stammesfehden und das von altersher gespannte Verhältnis zwischen den Bergvölkern und den Lao-Thai in der Ebene ausgenutzt und eine Streitmacht aus Meo-Söldnern aufgebaut. Sie unterstand dem französischen Expeditionskorps und zählte gegen Ende des Indochina-Krieges (1946—1954) etwa 3 000 Mann. Der amerikanische Geheimdienst CIA umwarb und kaufte schließlich einen gewissen Vang Pao, der als Stammesführer der Meo und im Range eines Unteroffiziers der französischen Kolonialarmee in dieser Söldnertruppe gedient hatte.

LKWs bringen die Meos vom Markt wieder in ihre Dörfer

Eine Wohnsiedlung



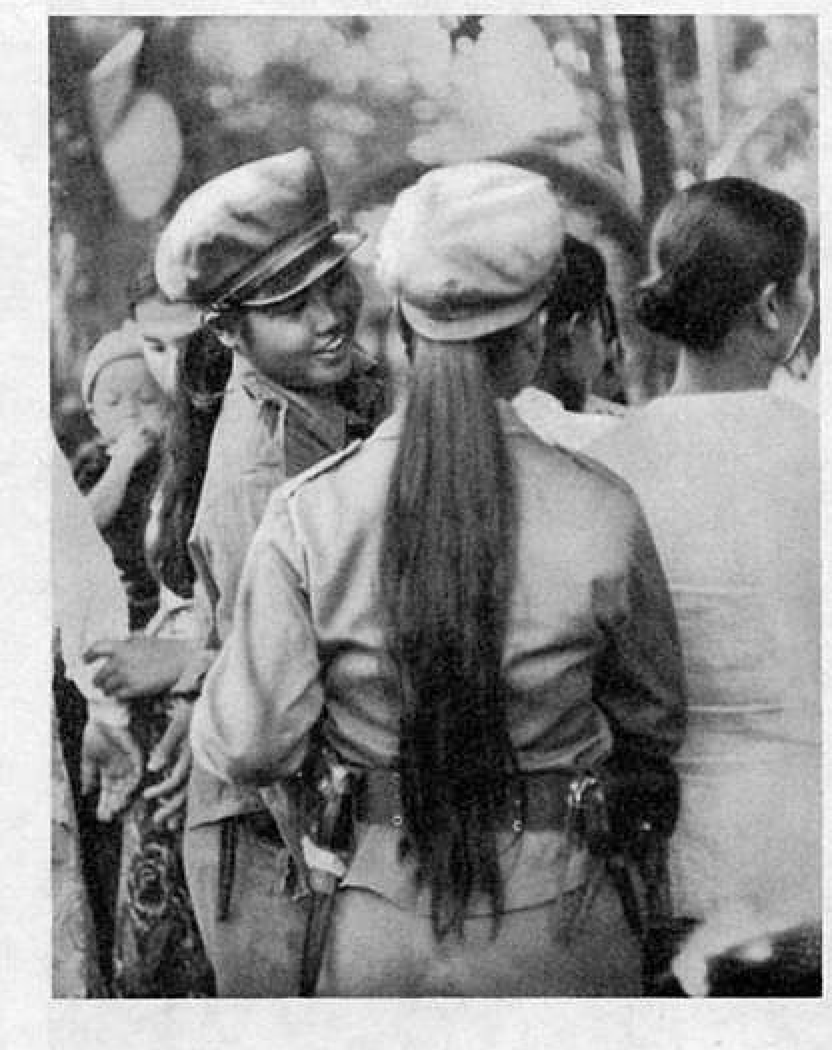
Ausbildung in der Volksbefreiungsarmee

Vang Pao, von seinen amerikanischen Gönnern reichlich mit Waffen ausgerüstet und mit Dollars versehen, begann diese Truppen systematisch zu verstärken. Er korrumpierte Häuptlinge, und das genügte meist, denn die Meo sind ihren Führern grenzenlos ergeben. Die Amerikaner schenkten bunte Stoffe, Ketten, Armbänder und Ringe aus Messing. Sie nutzten weidlich die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit dieser Menschen. Sie spielten sich als Halbgötter auf, die aus dem Himmel kamen und dorthin zurückkehren konnten — dank ihrer Hubschrauber. Und sie kauften ihnen das Opium ab.
Bereits Anfang der sechziger Jahre zählte die Geheimarmee, die von der CIA gelenkt und finanziert wurde, etwa 15000 Mann. Die berüchtigten Green Berets (Grüne Barette) der US Special Forces übernahmen die Ausbildung der Meo, die schon immer als besonders ausdauernde, gewandte und kühne Jäger und Krieger gegolten hatten. Sie wurden vor allem zu kleinen Kommandogruppen zusammengestellt, die zu Mordanschlägen, Sabotage und Spionage in die von der Patriotischen Front von Laos (Neo Lao Haksat) kontrollierten Gebiete ausgesandt wurden.

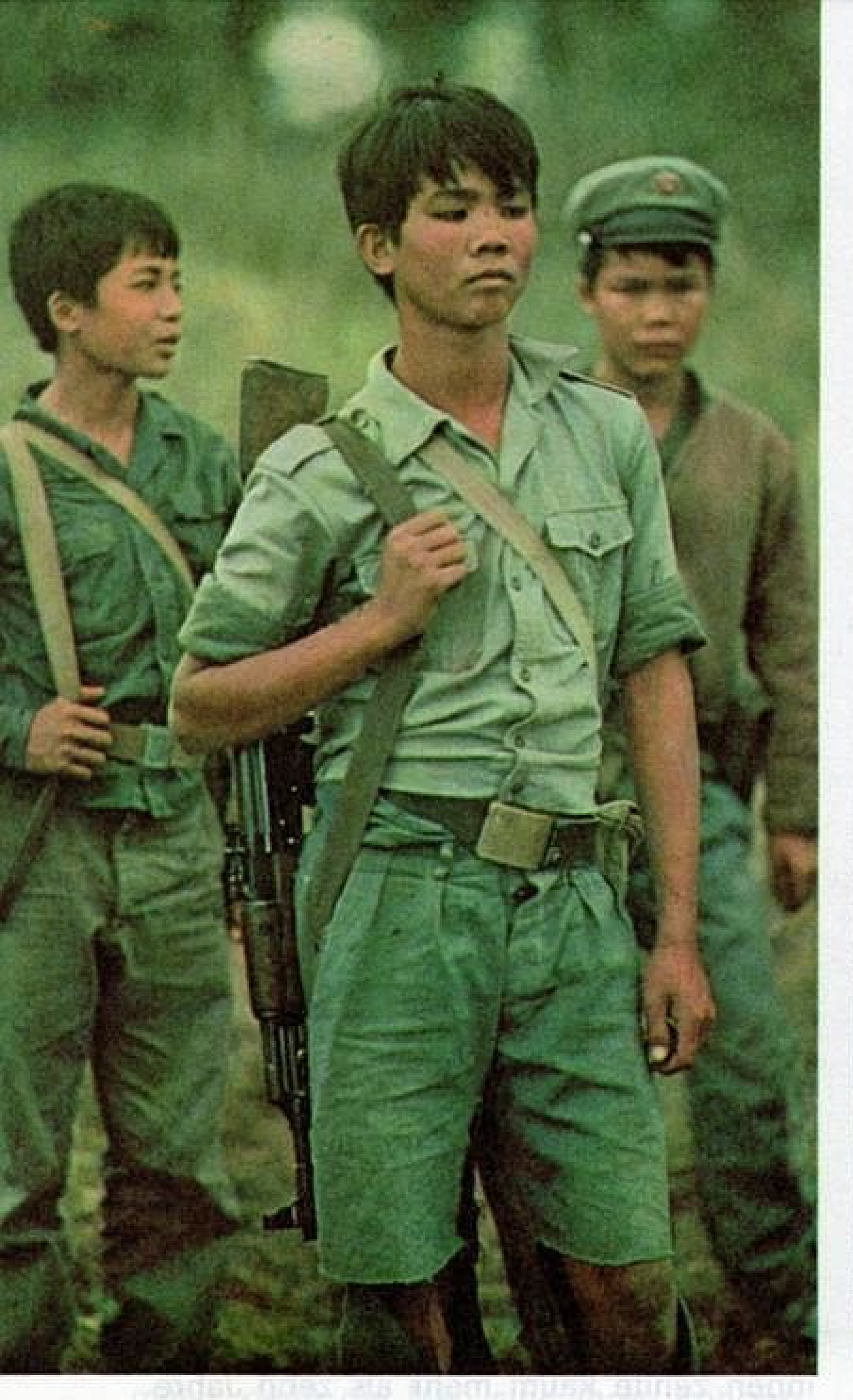
Stützpunkt Long Cheng

Mit dem Hubschrauber fliegen wir über ein Tal, das etwa 50 Kilometer von der Ebene der Krüge entfernt ist. In die dschungelbewachsenen Berge eingebettet, erstreckt es sich unter uns ungefähr vier Kilometer lang und zwei Kilometer breit. Aus der Vogelschau erblicken wir zahlreiche Gebäude, einen Sendemast und einen Flugplatz. Dieses Tal mit dem Stützpunkt Long Cheng hat Schlagzeilen in der Weltpresse gemacht. Und amerikanische Reporter nannten es einmal die „Hauptstadt des Meo-Königreiches". Dort hatte Vang Pao seine Residenz, in einer hermetisch von der Außenwelt abgeriegelten Basis, die das Hauptquartier der CIA-Geheimarmee bildete. Dort drillten einst die „Grünen Teufel", wie die wegen ihrer Grausamkeiten berüchtigten Green Berets auch genannt wurden, die Meo-Söldner für ihre Einsätze. Der Stützpunkt beherbergte große Lager für Waffen, Munition und Lebensmittel. Meo-Kommandos, die in befreiten Gebieten operierten, mußten aus der Luft versorgt werden.
Die Flugzeuge trugen die Aufschrift „Continental Air Service" und „Air America". Hinter diesen Bezeichnungen verbargen sich Fluggesellschaften der CIA. Ihre Piloten brachten nicht nur Nachschub für Vang Paos Banden, sie beförderten und schmuggelten auch das von den Meo er-

worbene Opium, was den Tarnfirmen schließlich den Namen „Air Opium" eintrug. Auf dem Höhepunkt der amerikanischen Aggression gegen Laos startete und landete auf dem Rollfeld von Long Cheng fast jede Minute eine Maschine.
Das war in den Jahren 1969 bis 1972, als die Geheimarmee unglaubliche Anstrengungen unternahm, um die strategisch wichtige Ebene der Krüge zu erobern. 1954 hatte der damalige USA-Außenminister Laos als das „Schwert im Herzen Indochinas" bezeichnet. Und die Ebene der Krüge betrachteten die amerikanischen Imperialisten — um im Bild zu bleiben — als den Griff dieses Schwertes, den sie unbedingt in die Hand bekommen wollten.
Im Frühjahr 1970 gelang es dem amerikanischen Korrespondenten T. D. Allman, sich in den CIA-Stützpunkt Long Cheng einzuschmuggeln. In der „New York Times" berichtete er: „Junge Amerikaner, die in Zivilkleidung in offenen Jeeps fuhren, M-16-Maschinenpistolen und Revolver trugen, sind zumeist frühere Angehörige der Green Berets, die von der CIA unter Vertrag genommen sind, um laotische Truppen zu beraten und auszubilden...
Fast jeder männliche Meo im Alter von 12 bis 50 Jahren ist in der von der CIA aufgebauten Armee, an deren Spitze Generalmajor Vang Pao steht. Die anderen — Frauen, Kinder und alte Männer — sind an den früher unbewohnten Hügeln südlich und westlich von Long Cheng neu angesiedelt worden. Sie sind fast völlig auf amerikanische Geschenke — Reis, Medikamente und Kleidung — angewiesen. Die Verbände, die einst 18000 Mann zählten, sind heute nur rund 6000 Mann stark..."
Die Verluste der Geheimarmee wuchsen weiter. Der amerikanische Journalist Robert Shaplen sprach mit Edgar „Pop" Buell, dem Chefberater von Vang Pao, der unverblümt erklärte: „Vor wenigen Tagen war ich mit Offizieren Vang Paos zusammen, als sie gerade 300 neue Meo-Rekruten zusammentrieben. 30 Prozent der Jungen waren vierzehn Jahre alt oder noch darunter, und etwa ein Dutzend von ihnen zählte kaum mehr als zehn Jahre. Weitere 30 Prozent waren 15 oder 16 Jahre alt. Der Rest war so um 35 und darüber. Wo sind die Jahrgänge dazwischen geblieben? Ich kann es Ihnen sagen: Sie sind alle tot. Da standen nun diese Knirpse in ihren viel zu großen Tarnanzügen ... Sie sind zu jung und haben keine Ausbildung erhalten. In wenigen Wochen werden 90 Prozent von ihnen tot sein."
Vang Paos Truppen gerieten immer mehr in Bedrängnis. Da die Familien ständig in der Nähe der Krieger lebten, viele Dörfer jedoch aufgegeben werden mußten, wurden die Frauen, Kinder und Greise in



Milizionärinnen



amerikanische Großtransportflugzeuge getrieben und in Flüchtlingslager der Ebene, vor allem des Mekongtals, verschleppt. Die USA wollten verhindern, daß sie unter die Kontrolle der Patriotischen Front kamen. In den Camps führten die Flüchtlinge ein elendes Dasein, viele Meo erkrankten und starben an Malaria, denn als Bergbewohner besaßen sie keinerlei Abwehrstoffe gegen das Sumpffieber.
Längst nicht alle Meo, deren Anzahl in Laos Mitte der sechziger Jahre auf etwa 400 000 Menschen geschätzt wurde, standen auf der Seite der Amerikaner. Wie viele andere Nationalitäten kämpften auch Angehörige dieses Volkes in den Reihen der Patriotischen Front von Laos.
Bald gab es nicht mehr genügend Meo, um die Verluste auszugleichen. Die Geheimarmee rekrutierte auch die Angehörigen anderer Bergstämme, und schließlich stießen Söldner aus Thailand zu ihr. Ihnen gegenüber standen die Volksbefreiungsstreitkräfte — kurz Pathet Lao genannt. Im Jahr 1949 als Partisanenverbände gegründet, waren sie schlecht bewaffnet und ungenügend ausgebildet, aber von dem unerschütterlichen Willen beseelt, die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes zu erringen. Dank der brüderlichen Solidarität der sozialistischen Staaten verfügten sie bei der Abwehr der amerikanischen Aggressoren über Artillerie, Panzer und Luftabwehr. Alle Einheiten besaßen inzwischen automatische Feuerwaffen.
In der Silvesternacht 1971 gingen schwere Artilleriesalven auf Long Cheng nieder. Bis zehn Uhr morgens prasselten die Granaten auf den Stützpunkt. Danach stürmten die Einheiten der Pathet Lao einen Außenposten nach dem anderen. Die nördliche Verteidigungslinie wurde völlig durchbrochen. Bis zum 5. Januar 1972 eroberte die Volksbefreiungsarmee alle Höhen auf

Junge Kämpfer der laotischen Volksbefreiungsarmee



Amerikanische Kugelbombe



der östlichen Seite. Long Cheng wurde eingekesselt.
Die Artilleristen hatten schließlich die Flugpiste der Basis so im Visier, daß keine Maschinen mehr landen und Nachschub für die in Betonbunkern und Berghöhlen verschanzten Söldner bringen konnten. Amerikanische Bomber flogen Entlastungsangriffe, pausenlos klinkten sie ihre Todeslasten über den vermuteten Stellungen und dem Hinterland der patriotischen Streitkräfte aus. Vergebens, der stählerne Ring um die CIA-Festung schloß sich immer enger.
Der Widerstand der Geheimarmee erlosch. Aus dem übermannshohen Elefantengras tauchten nun Meo, mit den traditionellen langen Ketten und Amuletten behangen, auf und ergaben sich. Am 12. Januar 1972 um 17.47 Uhr wehte über Long Cheng die blau-rote Fahne mit dem weißen Kreis, die heutige Nationalflagge der Volksdemokratischen Republik Laos.
Vang Pao konnte in letzter Minute mit einem amerikanischen Hubschrauber fliehen und sich auf den USA-Militärstützpunkt Udorn im benachbarten Thailand retten. Der amerikanische Imperialismus hatte die Schlacht um die Ebene der Krüge verloren.

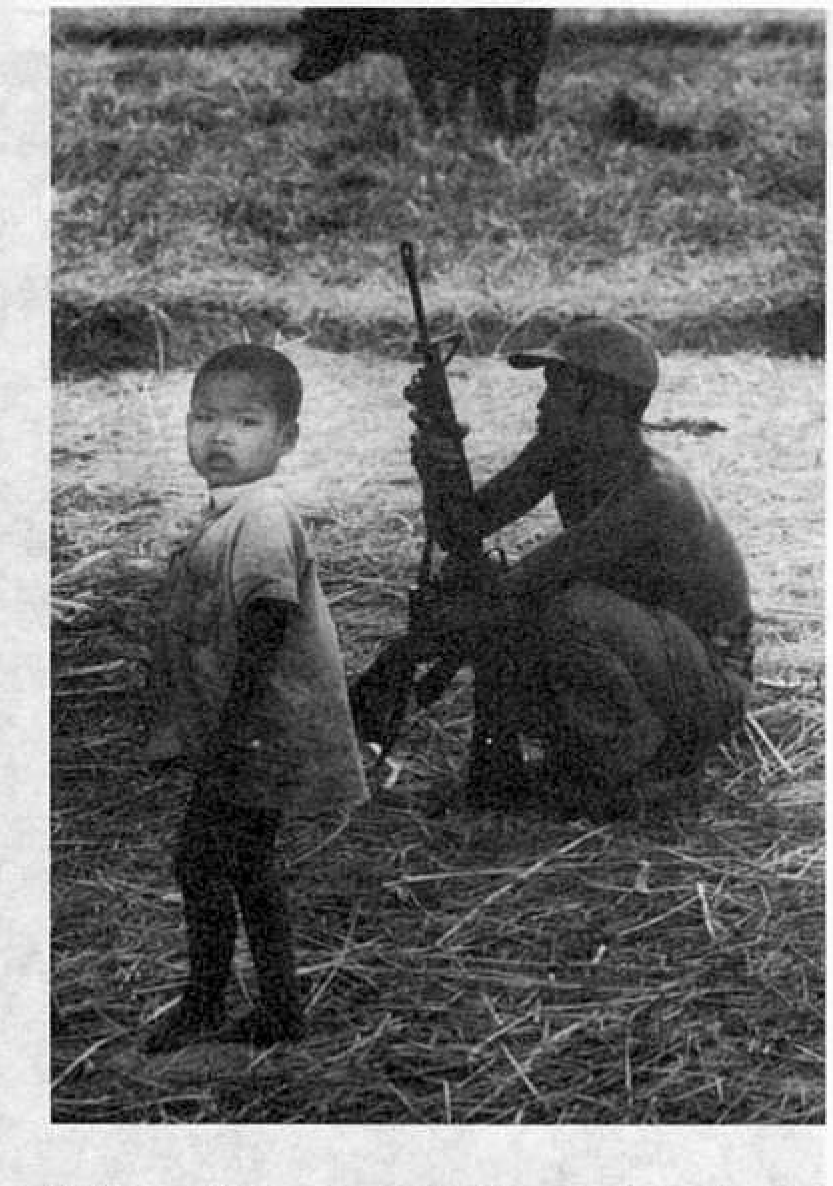
Bereit zum Schutz der jungen Republik

Neue Siedler und Dörfer

Ungezählte Bombenkrater auf dem Hochplateau und in den anderen Teilen der Provinz Xieng Khouang zeugen noch heute von dem mörderischen Luftterror. Nicht nur Phone Savanh wurde während des Krieges dem Erdboden gleichgemacht, der Ort teilte das Schicksal mit fast allen Ansiedlungen in Xieng Khouang. Was nicht den Bombardements — bei 120 000 Einwohnern dieser Provinz wurden zwei Tonnen Bomben je Person geworfen — zum Opfer fiel, sank bei den Bodenkämpfen in Schutt und Asche.

Die von Bomben und Granaten gepflügte Erde wird wieder bestellt, neue Siedler sind aus der Ebene zurückgekehrt, darunter auch Meo. Der Bürgermeister empfängt uns zwischen Bambushütten. Nur wenige Frauen und Kinder sind anwesend, alle anderen sind auf den Feldern. Auch Bürgermeister Viengphong kommt von der Arbeit, noch mit dem Staub der roten Erde bedeckt. Etwas verlegen erzählt er von den 2 800 Einwohnern, die sich hier neu angesiedelt haben. Er zeigt uns die Schule, eine Dispensärstation ... und glaubt, sich für die bescheidenen Anfänge entschuldigen zu müssen.

Der Neubeginn ist schwer. Wenn früher eine große Familie oft vierzig bis fünfzig Stück Vieh besaß, so kommt heute auf zehn Familien oft nur ein Büffel als Zugvieh. Die junge volksdemokratische Republik garantiert die kostenlose Ausgabe von 26 Kilogramm Reis je Person monatlich, denn das Land muß erst wieder kultiviert und bestellt werden. Mit uns sind Mitarbeiter des Landwirtschaftsministeriums und zwei ungarische Agrarexperten zur Ebene der Krüge gereist. Sie unterstützen die Bildung der ersten landwirtschaftlichen Genossenschaften. Gemeinsam sollen die Felder bestellt und abgeerntet werden.



Doch mehr noch als für den Anbau von Reis eignen sich die Hochebene und die vielen Berghänge für die Viehzucht. Eines Tages werden dort große Herden von Rindern und Büffeln weiden. Die Sowjetunion hilft, zwei staatliche Güter für Viehzucht zu errichten. Und es arbeiten sowjetische Experten Projekte für den Straßenbau und die Errichtung einer neuen Provinzhauptstadt aus, denn in Xieng Khouang, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, war nach den Bombenangriffen kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Doch auch dorthin sind die Menschen wieder zurückgekehrt, Ruinen wurden ausgebaut, neue Bambushütten entstanden an den von Re-

Nichts Ungewöhnliches in Laos: Der Bauer schützt seine Familie und sein Land

gengüssen ausgewaschenen Straßen, wo jeder Windstoß jetzt zur Trockenzeit rote Staubwolken vor sich hertreibt.

Plateau der Hoffnung

Mit dem Jeep fahren wir in die Ebene der Krüge, direkt zu den riesigen Gefäßen aus Sandstein, von denen der Name für das etwa 39 Kilometer lange und 12 Kilometer breite Hochplateau herrührt. Sie sind von unterschiedlicher Größe — kniehoch bis übermannsgroß — und sollen im 2. Jahrhundert u. Z. entstanden sein. Wer hat sie geformt, und zu welchem Zweck? Darauf gibt es noch keine gültige Antwort. Nur Vermutungen. Sind diese Riesenbehälter für kultische Handlungen, als Vorratslager für Reis oder gar als Fässer angelegt worden, aus denen Krieger mit Bambusrohren berauschende Getränke gesogen haben? Krieger sind vielleicht ein Hinweis, denn seit altersher galt die Ebene als Kopf des indochinesischen Elefanten, und man versuchte schon immer, sich seiner zu bemächtigen. Viele Eroberer sind mit ihren Heeren über dieses Gebiet gezogen. Doch niemand von ihnen hat so viele Spuren hinterlassen wie die amerikanischen Aggressoren.

Uns begleiten mit „Kalaschnikows" bewaffnete Soldaten. Sie achten darauf, daß wir nicht von dem schmalen Pfad abkommen. Noch konnten nicht alle Bomben, Granaten und Minen beseitigt werden. Die jungen Männer in grünen Uniformen wachen auch über unsere Sicherheit. Denn Vang Pao, der sich mit einigen Meo-Truppen und ihren Angehörigen über den Mekong nach Thailand geflüchtet hat, schickt noch immer Kommandos, die Mordaufträge ausführen, Straßen und Brücken in der Volksdemokratischen Republik Laos sprengen sollen. Noch ist für einen Teil des Meo-Volkes der Leidensweg nicht beendet. Sie werden weiter mißbraucht und sterben für fremde Interessen...

Friedliche Stille liegt über der hügeligen Ebene, ein kühler Wind fegt durch das Elefantengras. Die Ruhe ist nicht trügerisch. Unser Begleiter meint, daß man künftig die Ebene der Krüge nicht nur als Schlachtfeld kennen wird. An das Hochplateau grenzen Wälder mit vielen Edelhölzern, und es ruhen im Schoß der Erde große Schätze: Erze mit einem hohen Eisengehalt, Kohle, Anthrazit, Gold, Edelsteine, es wird auch Erdöl vermutet. Diese Vorkommen harren der genauen Erkundung und der Erschließung. Eines Tages wird wohl die Ebene der Krüge genannt werden müssen, wenn vom Aufstieg und vom wachsenden Wohlstand der Volksdemokratischen Republik Laos berichtet wird.



Ausbildung in der Volksbefreiungsarmee



Die Volkskunst der laotischen Völker

Nachrichtenverbindungen im modernen Gefecht

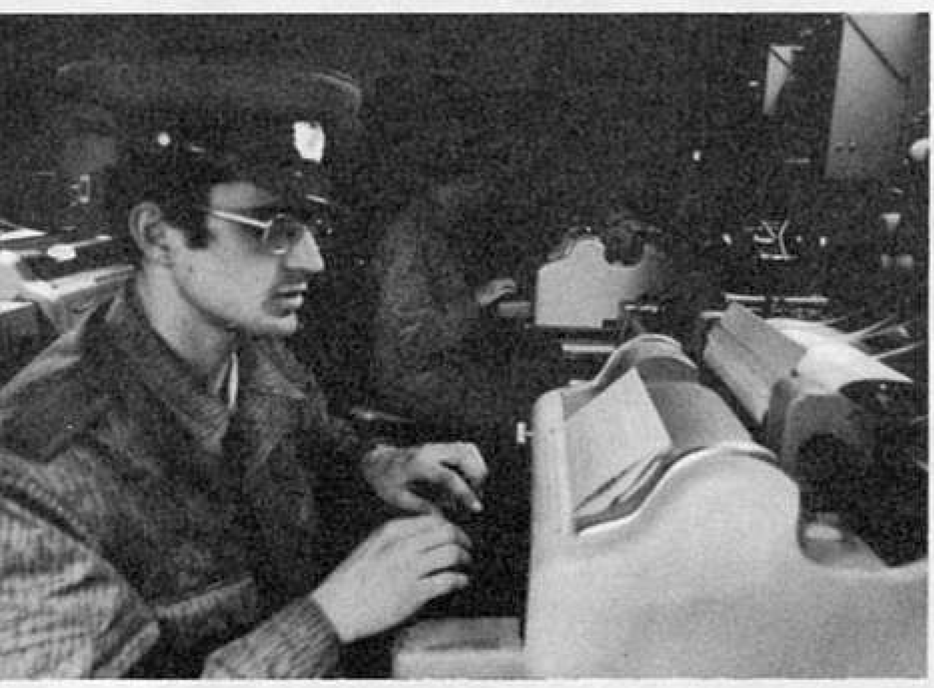
Generalmajor Walter Paduch

Es ist lange nach Mitternacht. Schon seit einigen Stunden läuft eine Übung zur Überprüfung der Einsatzbereitschaft unseres Luftverteidigungssystems. Auf einem kleinen Hügel drehen sich unermüdlich die Antennen der Radarstation einer weit vorgeschobenen Einheit im Norden unserer Republik. Die Sicht ist schlecht, das Wetter lädt nicht gerade zum Verweilen im Freien ein.
Plötzlich werden die von den Antennen ausgestrahlten Impulse von einem unbekannten Ziel reflektiert, das wenig später als eine Gruppe „gegnerischer" Flugzeuge ausgemacht werden kann, die in unseren Luftraum einfliegen. Ihre Höhe beträgt 15000 m, die Geschwindigkeit 2 Mach (doppelte Schallgeschwindigkeit), d. h. je Minute legen sie 40 km, je Stunde 2400 km zurück. Diese Information muß deshalb in Sekundenschnelle den Gefechtsständen und Führungszentren zur Auswertung übermittelt und in Entschlüsse zur Abwehr oder Vernichtung des „Luftgegners" umgewandelt werden. Dazu notwendige Befehle müssen nahezu augenblicklich die Ausführenden erreichen. Denn erst dann können die in unserem Falle zum Abfangen oder zur Vernichtung des Zieles in der Luft befindlichen Jagdflugzeuge mit der Erfüllung ihres Kampfauftrags beginnen. Unter komplizierten meteorologischen Bedingungen werden sie vom Boden aus über Funk mit hoher Geschwindigkeit an das stark manövrierende und elektronische Störungen ausstrahlende Ziel herangeführt. Die Erfüllung des Auftrags melden die Flugzeugführer sofort aus der Luft. Der Fliegerleitoffizier, auch Steuermann genannt, leitet die Flugzeuge anschließend sicher an neue Ziele heran oder auf den



Kommandostabsfahrzeug







Flugplatz zurück. Von den Gefechtsständen wird ständig die Lage gemeldet, und die Kommandeure und Stäbe berichten umgehend ihren vorgesetzten Stellen. Und dabei geht es immer um Sekunden. So oder ähnlich verlaufen die Führungsprozesse bei modernen Kampfhandlungen auch in den Land- und Seestreitkräften sowie beim Schutz der Staatsgrenze durch die Grenztruppen der DDR. In extrem kurzer Zeit müssen über größere Entfernungen relativ umfangreiche Informationen oder Daten sicher und zuverlässig transportiert und übertragen werden. *Und das geschieht über Nachrichtenverbindungen.* In einem modernen Gefecht sind die Nachrichtenverbindungen das wichtigste Mittel für die ununterbrochene elastische Truppenführung, vor allem im Verlauf von Gefechtshandlungen. Deshalb werden heute außerordentlich hohe, früher unbekannte Forderungen an sie gestellt. So müssen das Führungs- und das Nachrichtensystem ständig gefechtsbereit sein, teilweise mit einer Bereitschaftsstufe, die sogar die der Truppen und der Kampftechnik übertrifft.

Nur so gelingt es, den umfangreichen und ständig anwachsenden Strom von Lage- und vielseitigen anderen Informationen vollständig zu erfassen, schnell und geheim zu übertragen und mit Hilfe moderner Rechen- und Lagedarstellungstechnik auswertbar zu machen. Aber gerade das befähigt erst die militärische Führung, rechtzeitig richtige Entschlüsse zu fassen, sofort den Truppen entsprechende Aufgaben zu stellen, zu übermitteln und das komplizierte Zusammenwirken der verschiedenartigsten Kräfte möglichst lückenlos zu organisieren.

Damit auch im Verlaufe der Gefechtshandlungen schnell auf alle Lageänderungen reagiert werden kann, müssen die Nachrichtenverbindungen standhaft sein gegen alle Waffenwirkung.

Blick in eine Vermittlung

Fernschreiber

Blick in eine fahrbare Nachrichtenwerkstatt

Waren Nachrichtenverbindungen nicht schon immer das wichtigste Führungsmittel?

Sicher: Schon im Altertum und im Mittelalter mußte man Informationen übermitteln, um benachbarte Ansiedlungen oder Stämme vor Katastrophen zu warnen oder feindliche Eroberer zu melden. Man benutzte damals Feuerzeichen, Rauchsignale, die Klänge weithin hörbarer Trommeln oder auch Blasinstrumente. So primitiv uns diese „Nachrichtenmittel" heute auch erscheinen mögen — sie entsprachen den Ansprüchen der damaligen Zeit.

Unvergleichlich höhere Forderungen wurden jedoch bereits in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an die Nachrichtenübermittlung gestellt.

Gründe dafür waren die Entstehung von Massenarmeen am Vorabend des ersten Weltkriegs und die beginnende und sich in seinem Verlauf immer mehr entwikkelnde Kriegführung auf und unter Wasser sowie in der Luft. Die militärischen Führungen kamen schon recht bald zu dem Schluß, daß mit den bis dahin üblichen Mitteln und Methoden keine sichere Führung der Streitkräfte mehr möglich war. Es wurden technische Mittel gefordert, die einerseits in vertretbarer Zeit befriedigend genaue Angaben über die Lage an der Front und auf den Seekriegsschauplätzen bis zur obersten Führung übertragen und andererseits deren Befehle möglichst schnell und zuverlässig bis zu den Ausführenden übermitteln sollten. Die großen technischen Entdeckungen und Entwicklungen um die Jahrhundertwende (Telefon, elektrische Telegrafie, Nutzung elektromagnetischer Wellen für Funkverbindungen) schufen oder verbesserten die technischen Voraussetzungen dafür.

So wurden in Gestalt der „Telegrafenkompanien", zunächst meist im Bestand der Pionier- oder Genietruppen, technische Einheiten aufgestellt, die diese für damalige Verhältnisse recht komplizierten Geräte bedienen und nutzen konnten. Im Verlaufe des ersten Weltkriegs entstanden in fast allen Armeen der kriegführenden Länder nach und nach aus diesen Telegrafenkompanien selbständige Fernmelde- oder Nachrichtentruppen. Der größte Teil der Kampfmaschinen war jedoch überhaupt nicht mit Nachrichtengeräten ausgerüstet. Die wenigen Tanks und Flugzeuge hatten keine Nachrichtengeräte, die Kriegsschiffe und -zeppeline nur sehr unvollkommene.

Der Gedankenaustausch zwischen den Kommandierenden und den Stäben zu wichtigen Fragen verlief hauptsächlich über persönliche Begegnungen oder über Telegramme; „vorn" auf dem Gefechtsfeld wurde nach wie vor mit akustischen und optischen Zeichen geführt; Meldegänger, Meldehunde und -reiter überbrachten die Nachrichten. Auch Brieftauben wurden eingesetzt.

Diese Arten der Nachrichtenübertragung konnte man sich leisten, da das Tempo der Truppenbewegungen und Gefechte damals vor allem durch die sich zu Fuß bewegende Infanterie bestimmt wurde und die Kampfhandlungen zum großen Teil den Charakter eines Stellungskriegs hatten.

Wesentlich anders sah es schon während des zweiten Weltkriegs aus. Die kriegführenden Länder verfügten jetzt über Massen von Panzern, Schützenpanzerwagen und Artillerie.

Sie konnten reaktive Feuermittel, leistungsfähige und relativ weitreichende Flugzeuge, moderne Überwasserkampfschiffe und U-Boote einsetzen. Mit Hilfe



der allgemein gestiegenen Motorisierung erhöhten sich ihre Manövrierfähigkeit und Geländebeweglichkeit. Erst dadurch wurden die Streitkräfte wirklich in die Lage versetzt, hoch bewegliche Kampfhandlungen in großen Räumen und tatsächlich gleichzeitig in drei Medien, zu Lande, zu und unter Wasser und in der Luft, zu führen. Diese Entwicklung und die Entstehung neuer Waffengattungen zu Beginn und im Verlauf des zweiten Weltkriegs — wie der Fallschirmtruppen, der strategischen Fernfliegerkräfte oder der Luftverteidigung — stellten jedoch ungleich höhere Anforderungen an die Truppenführung und das Kommunikations- und Nachrichtenwesen.
So entstanden schrittweise *Nachrichtensysteme*, bestehend aus den verschiedenartigsten drahtgebundenen und drahtlosen Nachrichtenmitteln, ein- und mehrkanäligen Übertragungsstrecken und Nachrichtenzentralen, die von relativ gut ausgerüsteten und gut ausgebildeten Nachrichtentruppen bedient wurden. Die Entwicklung der Mehrkanaltelefonie und -telegrafie mit Hilfe feldverwendungsfähiger Trägerfrequenzgeräte und Fernschreib-Mehrfachausnutzungsapparaturren, neuer Feldkabel und -leitungen, elek-

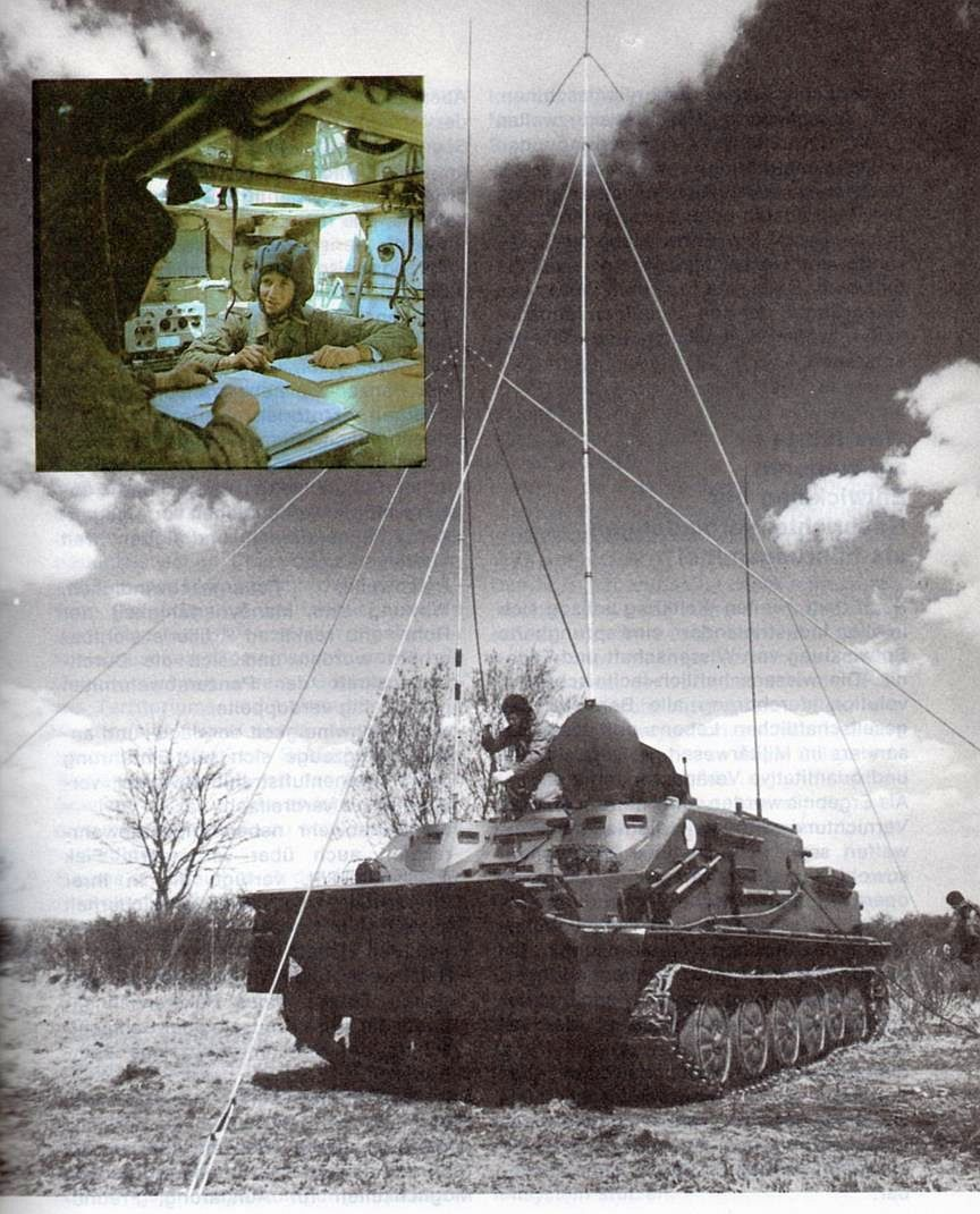




Anschließen der Parabolspiegel einer Richtfunkstation

Im Arbeitsraum des Anschalttrupps

Montage des Richtfunkmastes



Blick in den Arbeitsraum des Kommandostabsfahrzeugs

tromechanischer Fernschreibmaschinen, die Erschließung der Ultrakurzwellen (UKW) für militärische Funkverbindungen sowie Konstruktion und Einsatz erster Dezimeter- (DM-) Richtfunkstationen ab 1943/44 bildeten unter anderen ihre technische Basis. Die Entwicklung der Führungs- und Nachrichtensysteme erreichte mit dem Ende des zweiten Weltkriegs einen Stand, der den damaligen Möglichkeiten von Wissenschaft und Technik entsprach.

Was führte zur weiteren Entwicklung der Nachrichtenverbindungen als Führungsmittel?

Nach dem zweiten Weltkrieg vollzog sich in allen Industrieländern eine sprunghafte Entwicklung von Wissenschaft und Technik. Die wissenschaftlich-technische Revolution durchdrang alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und löste besonders im Militärwesen große qualitative und quantitative Veränderungen aus.
Als Ergebnis wurden völlig neue, mächtige Vernichtungsmittel, wie die Raketenkernwaffen sowie verschiedene Trägermittel sowohl für die strategische als auch operative und taktische Verwendung entwickelt. Wissenschaft und Technik schufen die technischen Voraussetzungen für die Entstehung neuer Waffengattungen und Spezialtruppen wie unter anderen der strategischen Raketentruppen, der raketentragenden Unterwasser- und Fliegerkräfte, der Luftlandetruppen, der Truppen der Luft- und kosmischen Verteidigung sowie der Truppen des funkelektronischen Kampfes; ein Ende dieses Prozesses ist noch nicht absehbar.

Aber auch Bewaffnung und Ausrüstung der traditionellen Land-, Luft- und Seestreitkräfte wurden beachtlich weiterentwickelt, modernisiert und in Massenproduktion übergeführt. Es ist kein Geheimnis, daß heute

— die Infanterie auf dem Gefechtsfeld sich vorzugsweise auf hochmanövrierfähigen, stark bewaffneten und schwimmfähigen Schützenpanzerwagen bewegt,
— die wichtigsten Gefechtseigenschaften der Panzer wie Feuerkraft und Treffsicherheit, Motorleistung und Geländegängigkeit, Panzer- und Kernstrahlungs-, chemischer und bakteriologischer Schutz, Aktionsradius und Führungsmöglichkeiten denen vorangegangener Generationen und Typen weit überlegen sind,
— Reichweite, Feuergeschwindigkeit, Wirkung und Manövrierfähigkeit der Rohr- und reaktiven Artillerie sichtbar erhöht wurden und sich die Durchschlagskraft der Panzerabwehrmittel gleichzeitig verdoppelte,
— die Geschwindigkeit der Jagd- und anderer Flugzeuge sich seit Einführung der Turbinenluftstrahltriebwerke verdoppelt bis verdreifacht hat,
— die Luftabwehr neben Fliegerabwehrraketen auch über verbesserte Flak sowie Fla-SFL verfügt, die in ihrer Effektivität und Funktionssicherheit alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellen,
— Reichweite und Wirksamkeit des gezielten Feuers *eines* Raketenschnellboots die eines Kreuzers oder Schlachtschiffs des zweiten Weltkriegs übertreffen.

Der große Aufschwung und das breite Eindringen der Elektronik in alle Bereiche des Militärwesens taten ein übriges. Sie förderten diesen Prozeß und erhöhten die Möglichkeiten für Aufklärung, Freund-

Feind-Erkennung, Zielauffassung und -verfolgung, Erhöhung der Treffgenauigkeit, automatische Leitung ganzer Waffensysteme sowie für die Abwehr gegnerischer elektronischer Mittel, deren Irreführung oder Störung beträchtlich. Diese Entwicklung führte zwangsläufig zu neuen, höheren Anforderungen an die Truppenführung und die Nachrichtenverbindungen.
Entscheidend für uns war die Entwicklung des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten des sozialistischen Weltsystems. Auch die Besonderheiten der exponierten militärgeographischen Lage der DDR als Teil der sozialistischen Militärkoalition hatten auf die Erhöhung der Anforderungen einen bestimmenden Einfluß. Insbesondere werden sie durch den internationalistischen Charakter des Klassenauftrags der NVA bestimmt, die sozialistische Ordnung und das friedliche Leben der Bürger der DDR und aller Staaten der sozialistischen Gemeinschaft sowie die Unverletzlichkeit unserer Grenzen, unseres Territoriums und Luftraums, unserer Territorialgewässer sowie des Festlandsockels Schulter an Schulter in fester Waffenbrüderschaft mit der ruhmreichen Sowjetarmee und den anderen sozialistischen Bruderarmeen zu schützen und zu verteidigen.
Daraus ergibt sich auch der *übernationale* Charakter des Nachrichtensystems der vereinten sozialistischen Streitkräfte und die hohe internationalistische Verpflichtung des Nachrichtenpersonals.

Welche Aufgaben ergeben sich daraus und wie können sie erfüllt werden?

Das moderne Gefecht verlangt vom militärischen Nachrichtenwesen, unter den schwierigsten Lagebedingungen pausenlos, zuverlässig und gedeckt arbeitende Nachrichtenverbindungen sicherzustellen. Sie sind Voraussetzung für

- eine standhafte, hochbewegliche Führung der Truppen und technischen Kampfmittel,
- das ständige, reibungslose Zusammenwirken und die Koordinierung der Gefechtshandlungen aller teilnehmenden Kräfte,
- die rechtzeitige Benachrichtigung und Warnung aller Stäbe, Truppen und rückwärtigen Einrichtungen vor gegnerischem Waffeneinsatz und seinen Auswirkungen, insbesondere bei Flieger- und Atomgefahr,
- eine ununterbrochene Versorgung, materielle und technische sowie medizinische Sicherstellung der Truppen und Kampftechnik.

Das hört sich zunächst recht einfach an, jedoch wird bei näherer Betrachtung schnell sichtbar, daß dazu ein ganzer *Komplex von Maßnahmen* erforderlich ist. Er reicht von der vorausschauenden Planung des Nachrichtensystems über die geschickte Organisation der Nachrichtenverbindungen bis hin zu ihrem Schutz vor der gegnerischen Aufklärung und elektronischen Kampfführung. Nur ein *komplexes Nachrichtensystem*, in dem sich durch die Mehrmedienführung wichtiger Strekken und durch den kombinierten Einsatz moderner drahtloser und drahtgebundener oder auch traditioneller Nachrichtenmittel die Vorzüge der einzelnen Geräte und Teilsysteme addieren, ist genügend standhaft und störsicher und in der Lage, die oben genannten Aufgaben zu erfüllen.
Weiter gehört dazu, daß alle Untersysteme der Teilstreitkräfte und Waffengattungen sinnvoll miteinander verknüpft werden und sich auf dem eigenen Territorium weitgehend auf das staatliche Nachrichtensystem stützen.

Hauptinstrument zur Entfaltung und für das Betreiben dieses sich als raum- oder flächendeckendes, flexibles und weitverzweigtes Netz darstellenden Systems ist die *Nachrichtentruppe.* Sie bringt in allen Teilstreitkräften zum Einsatz:

Funkmittel mit einer Leistungsskala von wenigen Watt bis zu mehreren Kilowatt in allen gängigen Frequenzbereichen mit Reichweiten bis zu mehreren tausend Kilometern. Dazu gehören auch Troposphärenscatterstationen (Funk- oder Richtfunkstellen, deren eng gebündelte und gerichtete Ausstrahlungen in einem bestimmten Winkel von der Troposphäre reflektiert und der Gegenstelle ohne quasi-optische Sicht zugespielt werden) und Satellitenbodenfunkstellen. Sie arbeiten mit allen bekannten Modulationsverfahren und Betriebsarten und sind beispielsweise beim Marsch einer Division Hauptmittel und in bestimmten Gefechtssituationen einziges Mittel zur Gewährleistung einer ununterbrochenen Führung. Die modernen Funkmittel zeichnen sich durch hohe Frequenzstabilität aus und gestatten die Aufnahme der Verbindung ohne Suchen der Gegenstelle, d. h. auf „Anhieb".

Richtfunkmittel verschiedener Kanalzahl im UKW-Bereich und im DM-Bereich mit Frequenzmodulation (FM) und Pulsphasenmodulation (PPM), die auf quasioptische Sicht mit Funkfeldlängen von 40 bis 50 km oder als Troposphärenscatter arbeiten. Die Qualität ihrer nutzbaren Kanäle unterscheidet sich nicht von den Drahtverbindungen, jedoch sind sie wesentlich mobiler als diese, können dafür aber leichter abgehört werden, sind abhängig von der Richtwirkung der Antennen und von der Bündelung der Energieausstrahlung.

TF-(Trägerfrequenz)Feldkabel zur Übertragung von Frequenzbändern bis zu 250 kHz und damit unter Verwendung von



TF- und Multiplexapparaturen zur Bildung von bis zu 60 Standardfernsprechkanälen auf Entfernungen über 1 000 km. Durch Aufschalten von Wechselstromtelegrafiegeräten (WT) kann jeder dieser Kanäle mit 24 Fernschreiben gleichzeitig belegt und damit die Bündelung in wichtigen Richtungen noch verstärkt werden. Neben der hohen Qualität der Verbindungen besteht vor allem darin der Vorteil von TF- und WT-Systemen.

Für den Bau von Einzel- und Kurzstreckenverbindungen wird darüber hinaus ein Sortiment *leichter Feldkabel* und niederfrequenter Systemfeldkabel verschiedener Kapazität angewandt.

Ausgehend vom Kommunikationsbedürfnis werden in den *Nachrichtenzentralen* sozusagen als Konzentratoren der Kanalbündel automatische und handbediente Fernsprech- und Fernschreibvermittlungen verschiedener Teilnehmerkapazitäten eingesetzt.

Nicht zu vergessen ist hier ein breites Spektrum *peripherer und Endtechnik.* Dazu gehören Fernschreibmaschinen, Verschlüsselungsapparaturen, Faksimilegeräte, Technik zur Beschleunigung des Funk- und Fernschreibverkehrs (Lochstreifentechnik, automatische Morseta-

Verlegen von Kabel durch ein Wasserhindernis

sten), elektronische Lagedarstellungsgeräte, Telecode- und Datenfernübertragungsapparaturen, die auch direkt an elektronische Datenverarbeitungsanlagen angeschlossen werden können.

Da alle bisher genannte Technik auf Elektroenergie angewiesen ist, müssen auch die umfangreichen mobilen *Stromversorgungsanlagen* mit Leistungen bis zu 50 kVA bei dieser Aufzählung erwähnt werden.

Aber auch *Kuriere und Feldpost* mit den schon traditionellen Beförderungsmitteln Kfz und Krad, heute ergänzt durch moderne schwimmfähige Schützenpanzerwagen sowie vor allem Hubschrauber und Verbindungsflugzeuge, gehören untrennbar zum Nachrichtensystem. In bestimmten Situationen können sie sogar das einzige und zugleich sicherste Mittel zur Nachrichtenübertragung sein.

Bei den See- und Luftstreitkräften, den Truppen der Luftverteidigung sowie beim Schutz der Staatsgrenze der DDR hat die Nachrichtentruppe darüber hinaus noch spezifische Aufgaben zu lösen, zum Beispiel die Gewährleistung der Flugsicherheit mit funkelektronischen Mitteln. Deshalb wird sie manchmal auch Nachrichten- und Flugsicherungstruppe genannt und ist dafür mit spezieller Technik ausgerüstet.

Charakteristisch für eine bewaffnete Auseinandersetzung mit dem Imperialismus und der Reaktion wäre die Gesamtheit koordinierter Kampfhandlungen (moderne Gefechte und militärische Operationen) aller Teile, Waffengattungen und Spezialtruppen der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrags zur Abwehr einer Aggression und zur Zerschlagung des Aggressors. Unter diesen Bedingungen würde das moderne Gefecht gekennzeichnet sein durch

- einheitliche politische und entschiedene militärische Zielsetzung,
- Teilnahme großer Massen verschiedensprachiger Truppen und vielfältiger moderner Kampftechnik,
- große räumliche Ausdehnung und gleichzeitige Führung in drei Medien, zu Lande, zu Wasser und in der Luft (bzw. auch im Kosmos),
- Zielstrebigkeit, hohes Tempo und vielseitige Manöver,
- mögliche jähe Lageveränderungen, vor allem im Ergebnis der Anwendung modernster Kampfmittel.

Diesen Forderungen gerecht zu werden, das komplizierte System modernster und vielfältigster Technik richtig einzusetzen, zu bedienen und seine Vorzüge voll zu nutzen, ist eine ehrenvolle Aufgabe. Sie verlangt der Nachrichtentruppe alles ab und setzt einen hohen Bewußtseinsgrad und Ausbildungsstand ihrer Offiziere, Fähnriche, Unteroffiziere und Soldaten voraus. Der Nachrichtensoldat wird mit äußerst interessanten und vielfältigen Tätigkeiten vertraut gemacht, die hohe Ansprüche an die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit sowie an das Verantwortungsbewußtsein stellen. Denn — von der richtigen Arbeit oder vom Versagen *eines* Elements, ja eines einzelnen Menschen in diesem System, können Verlauf



Unterqueren einer Eisenbahnstrecke beim Verlegen von Kabel

und Ausgang des Gefechts wesentlich beeinflußt werden. Die ständige Konfrontation mit der elektronischen Kampfführung des Gegners und seinen Möglichkeiten zur Radiodiversion verlangen darüber hinaus große politische Standhaftigkeit vom Nachrichtenmann, insbesondere aber von den Funkern und Richtfunkern. Demnach hat also jener Jugendliche die besten Voraussetzungen, ein Meister der militärischen Nachrichtenverbindungen zu werden, der sich frühzeitig für die Nachrichtentruppe interessiert und entscheidet. Unser sozialistisches Bildungssystem bietet ihm alle notwendigen Voraussetzungen, sich allseitig auf seinen Ehrendienst vorzubereiten. Der zukünftige Nachrichtenmann muß vor allem gründliche Kenntnisse in den naturwissenschaftlichen Fächern Mathematik, Physik und Chemie erwerben und die deutsche und russische Sprache beherrschen lernen. Erste praktische Erfahrungen sollte er sich in technischen Arbeitsgemeinschaften und Zirkeln der Pionier- und FDJ-Organisationen in den polytechnischen und erweiterten Oberschulen aneignen. „Junge Funker" und „Junge Fuchsjäger" sind solche künftigen „Nachrichtenmänner".

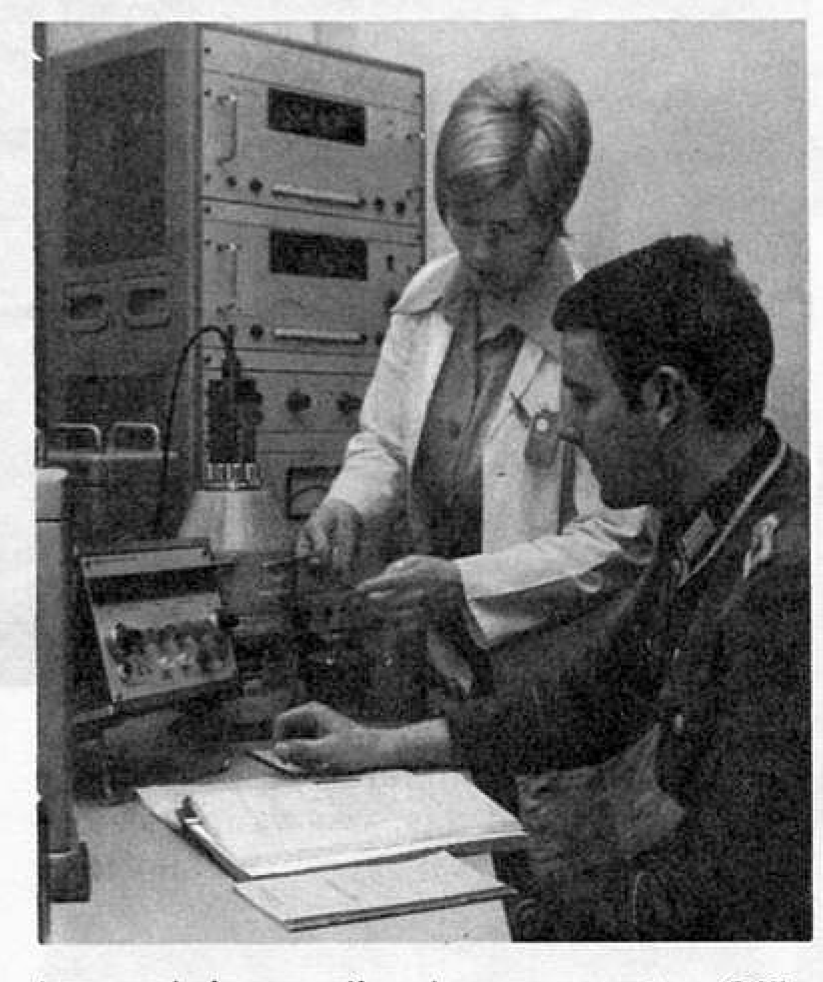
In den erweiterten Oberschulen und während der Berufsausbildung bieten sich die günstigsten Bedingungen für eine praktische Tätigkeit im Nachrichtensport der GST, sowohl in der vormilitärischen Laufbahnausbildung Tastfunker und Fernschreiber als auch in den Wehrsportarten Amateurfunk, Funkpeil- sowie Funk- und Fernschreibmehrkampf. Viele der Nachrichtentechnik artverwandte Berufe bilden selbstverständlich eine ebenso gute Grundlage für den Dienst in der Nachrichtentruppe.

Der junge Nachrichtensoldat muß aber nicht nur Kenntnisse und Fertigkeiten mitbringen, sondern erhält durch eine vielseitige Ausbildung neue und bleibende dazu, die er auch im späteren Leben, vor allem beim immer breiteren und tieferen Eindringen der Elektronik in alle Bereiche der Volkswirtschaft, täglich nutzbringend anwenden kann.

Wo man Leutnant wird

Einhard Germann

Ein Ereignis besonderer Art zieht alljährlich an einem Julitag die Bewohner Löbaus, einer Stadt im Bezirk Dresden, in ihren Bann: Ihre Offiziersschüler, die Absolventen der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann", werden zu Offizieren ernannt.
In Paradeuniform treten die jungen Männer an. Noch tragen sie die Schulterstücke mit den Buchstaben „S" und den drei silbernen Streifen, das Zeichen der Offiziersschüler im dritten Lehrjahr. Auf der kleinen Tribüne des Appellplatzes verliest der Kommandeur der Offiziershochschule den Ernennungsbefehl. Dann werden die Offiziersschülerschulterstücke durch die des Leutnants ersetzt.
Der Chef der Landstreitkräfte, Generaloberst Horst Stechbarth, beglückwünscht die jungen Offiziere zu ihrer Ernennung und überreicht den besten Absolventen als Auszeichnung je einen Ehrendolch des Ministers für Nationale Verteidigung der DDR.
Dem militärischen Zeremoniell folgt die Gratulation der Eltern, Ehefrauen, Freundinnen. Aus allen Bezirken der Republik sind sie zu diesem Anlaß nach Löbau gereist.
Im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten verbringen die eben ernannten Offiziere den Rest des Tages.
Vor drei Jahren hatte es gleichfalls mit einem feierlichen Appell begonnen. Unter den angetretenen künftigen Kommandeuren und Offizieren aller Waffengattungen, Spezialtruppen und Dienste der Landstreitkräfte hatten die künftigen mot. Schützenkommandeure den größten An-



Grundlagen der Kernstrahlungsmessung — auch für künftige mot. Schützenkommandeure eine Selbstverständlichkeit



teil. Wie alle anderen waren auch sie innerlich gespannt auf das, was es in den vor ihnen liegenden drei Jahren zu meistern galt.

Es begann mit dem ABC

Mit dem militärischen, versteht sich, deshalb auch militärische Grundausbildung genannt.
Leutnant Ulrich Möller erinnert sich noch sehr genau an sie:

„In vier Wochen im militärischen Leben Fuß zu fassen, ist keine Kleinigkeit. Allein der exakt festgelegte Tagesablauf, die Grußpflicht oder die Bekleidungsordnung finden im zivilen Leben kaum Parallelen. Hinzu kommen die körperlichen Anforderungen, die beim täglichen Frühsport beginnen und bei 50-km-Märschen enden. Wir wurden eingewiesen in die Kampftechnik eines mot. Schützenregiments und bekamen auf dem Übungsgelände einen Vorgeschmack vom gefechtsmäßigen Verhalten."
Es ging um militärische Grundanforderun-

Gut lachen ist nach erfolgreichem Abschluß einer mehrtägigen Gefechtsausbildung

gen, die die Offiziersschüler wie alle Soldaten der Nationalen Volksarmee in dieser Zeit zu bewältigen haben. Erfahrene Vorgesetzte, die wissen, daß hohe Forderungen nur durch fundierte Anleitung und kameradschaftliche Hilfe erfüllbar sind, standen ihnen dabei zur Seite.

Leutnant Möller denkt an sein erstes Schießen mit der Maschinenpistole.

„Unsere Lehroffiziere und die damaligen Gruppenführer — übrigens Offiziersschüler wie wir, doch schon ein Jahr länger dabei — vermittelten uns die erforderlichen theoretischen Schießkenntnisse. Sie brachten uns den Aufbau und die Funktionsweise der Waffen bei, machten uns mit der Flugbahn der Geschosse vertraut. Mit viel Geduld übten sie mit uns das Dreieckzielen und trainierten am mechanischen Zielgerät.

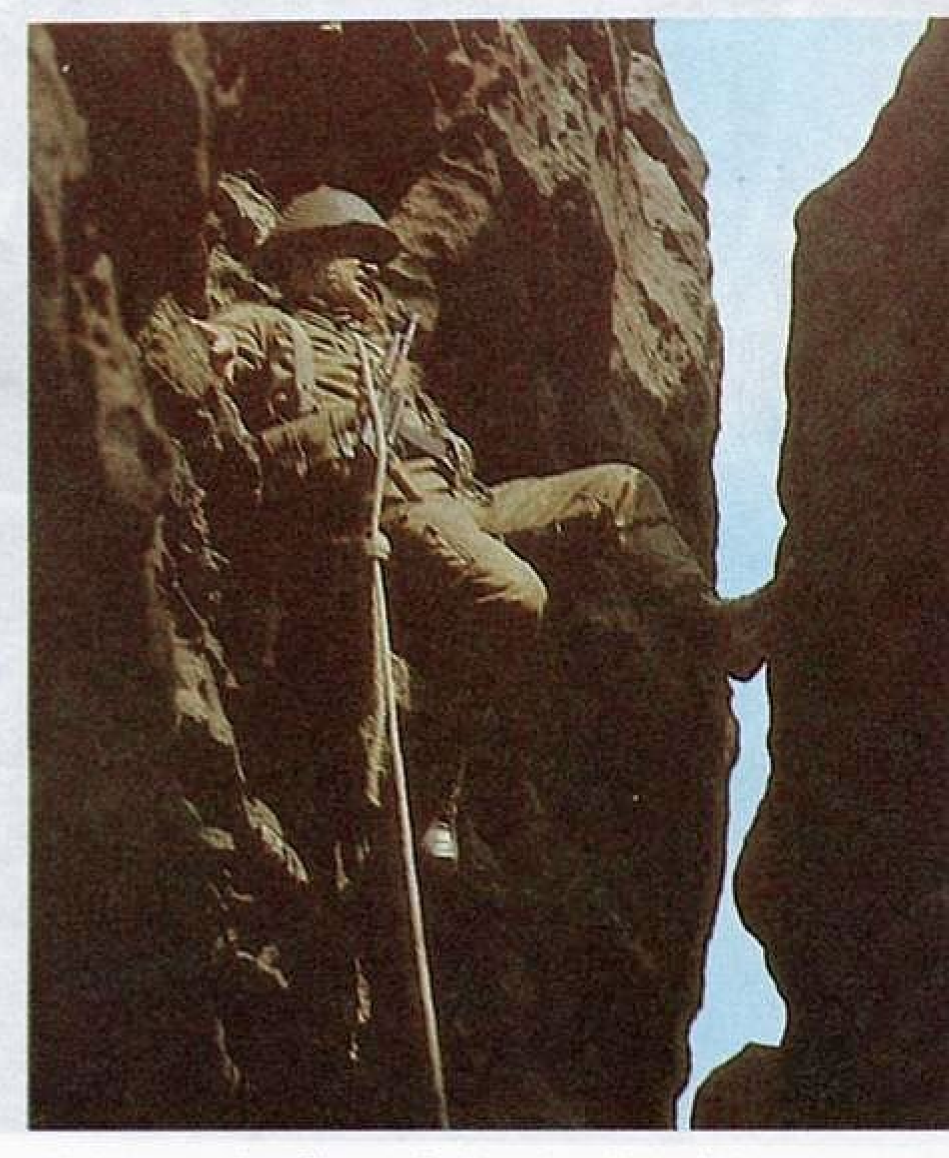
Dennoch, die Schießergebnisse fielen für die meisten von uns alles andere als rosig aus. Offenbar hatte die Aufregung das Erlernte in den Hintergrund gedrängt. Aber wir hörten keinen Vorwurf. Sachlich wertete der Zugführer die Zielfehler aus und ermutigte uns für das nächste Schießen. Es ließ nicht lange auf sich warten, und ich konnte mich da bereits über ein wesentlich besseres Trefferbild freuen."



Das Vermögen, als Kommandeur wohldurchdachte Entscheidungen zu treffen und die Genossen neben sich mitzureißen, wird bereits während zweier Truppenpraktika auf die Probe gestellt.



Den Aufbau und die Funktionsweise aller bei den mot. Schützentruppen vorhandenen Waffen eignen sich die Offiziersschüler in der Ausbildung an



All das, was sie später von ihren Soldaten verlangen werden, erlernen sie an der Offiziershochschule. Als Aufklärer eine Steilwand zu überwinden, gehört ebenso dazu wie das treffsichere Schießen oder die Panzernahbekämpfung

Eine breite Skala interessanter Ausbildungsfächer

Mit ihr kommt der künftige mot. Schützenkommandeur erst richtig in Berührung, wenn die Grundausbildung abgeschlossen ist. Und sehr schnell spürt er, daß jedes Ausbildungsfach gleichermaßen wichtig ist und keines vernachlässigt werden darf.

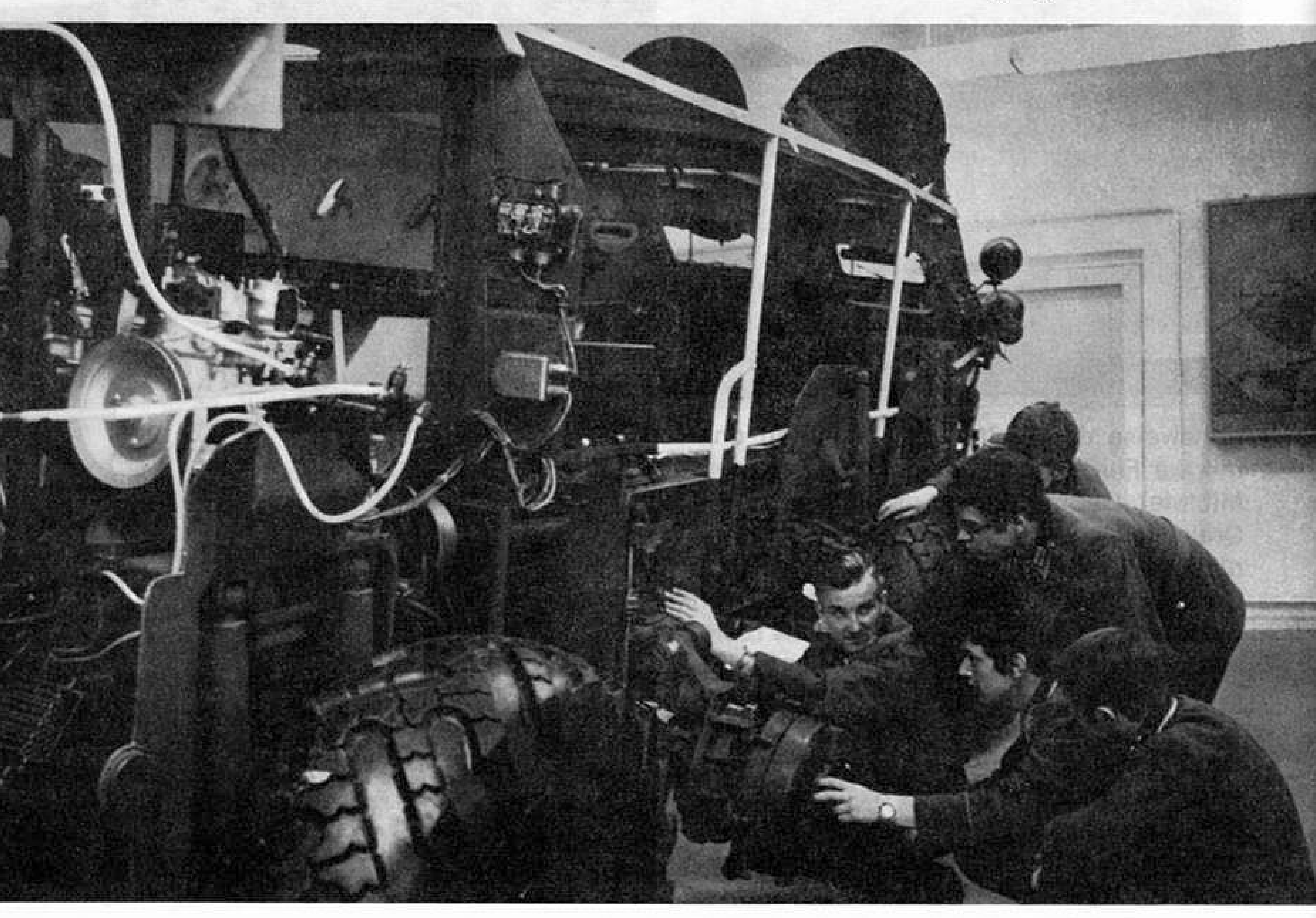
Das kann auch gar nicht anders sein, denn es bedarf schon ausgeprägter Fähigkeiten und vielseitigen Könnens, um sozialistische Soldaten zu erziehen und auszubilden, um komplizierte Militärtechnik sicher zu beherrschen, um eine Einheit selbst in ungewöhnlichen Situationen zielstrebig führen zu können.

So erhalten die Offiziersschüler die gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung vom ersten Tage an durch alle Ausbildungsjahre.

Sie trägt dazu bei, ihr politisches Weltbild zu erweitern, ihre Klassenposition zu stärken und vermittelt ihnen die politisch-ideologische Grundlage für ihre Aufgabe als Offizier, Einfluß zu nehmen auf die Denk- und Verhaltensweise der Soldaten, sie zu überzeugen.

Ebenso abwechslungsreich vollzog sich die militärische Ausbildung.

So wird zum Beispiel Offiziersschüler Dieter Barnowski nicht vergessen, wie er seine Betriebsberechtigung an der R 105,



Truppenerfahrene und wissenschaftlich gebildete Offiziere sind die Lehrmeister der mot. Schützenkommandeure von morgen.

Auch außerhalb des Unterrichts, wie hier, während einer Konsultation am Schnittmodell eines Schützenpanzerwagens, stehen sie den Offiziersschülern Rede und Antwort

einem Funkgerät kleiner Leistung erwarb:
„Zunächst klappte alles wie am Schnürchen. Ich wußte die Parameter des Geräts, konnte Auskunft geben über die Bedienung. Auch der Betriebsdienst ließ sich gut an: Im Nu waren die Frequenz eingestellt, das Gerät abgestimmt, die Verbindung zur Gegenfunkstelle aufgenommen. Zügig gab ich meinen ersten Spruch ab, empfing ohne Schwierigkeiten einen zweiten in russisch.
Ohne mich aus der Ruhe bringen zu lassen, führte ich einen befohlenen Frequenzwechsel aus. Die anschließende Verbindungsaufnahme kam jedoch nur schwer verständlich zustande. ‚Höre mit zwei, höre mit zwei', meldete sich die Gegenfunkstelle. Mir ging es nicht anders. Ich blickte auf die Frequenzskale. Die Einstellung stimmte. Abgestimmt hatte ich das Gerät auch. Sollte der andere Genosse etwas falsch gemacht haben? ‚Höre mit zwei, höre mit zwei', ertönte es wiederum in meinen Kopfhörern.
Neben mir stand der Fachlehrer. Ich schwitzte plötzlich, war ratlos, hantierte ohne Erfolg am Gerät herum.
Der Lehroffizier griff zur Feinabstimmung, drehte ein wenig. Er brauchte nichts zu sagen. Ich hatte sie glatt vergessen. Erleichtert atmete ich auf, als ich das: ‚höre mit fünf, höre mit fünf' vernahm."
So wie Offiziersschüler Barnowski häufig an seinen Abschluß der Nachrichtenausbildung denken wird, ist es bei einem anderen Genossen die Schießausbildung. Er wird stolz auf seine Schießergebnisse sein, die er mit allen bei den mot. Schützentruppen vorkommenden Waffen — der Pistole, der Maschinenpistole, dem Maschinengewehr, dem Scharfschützengewehr, der Panzerbüchse, der Panzerkanone, der Panzerabwehrlenkrakete — erreichte.
Wieder andere werden Höhepunkte der Pionierausbildung nicht aus dem Gedächtnis verlieren, etwa das Überwinden einer Minensperre an einem heißen Sommertag oder das Heraussprengen von Baumwurzeln aus froststarrem Boden, um Erdbunker zu errichten.
Oft werden sich die Genossen auf die militärtechnischen Fächer besinnen. In ihnen befaßten sie sich mit Umdrehungszahlen und Leistungen von Kfz-Motoren, erlernten die Arbeitsweise von Vergasern und Einspritzpumpen, beherrschten die Brems- und Lenksysteme ihrer Fahrzeuge: des Schützenpanzers oder des vierachsigen Schützenpanzerwagens. In vielen Fahrstunden, zumeist in schwierigem Gelände und auf dem Wasser — beide Fahrzeugtypen sind schwimmfähig —, er-



Jede Gerechtsvariante wird erst einmal am Sandkasten durchgespielt



warben sie die Fahrerlaubnis für diese gepanzerten Fahrzeuge.
Eine Vielzahl von Ausbildungsstunden gingen voraus, ehe die Offiziersschüler auf dem Übungsgelände in imitierten Gefechtssituationen ihren Mann stehen mußten.
Zunächst erhielten sie in Vorlesungen und Seminaren eine Darstellung über die verschiedenen Gefechtsarten und wurden mit allen Faktoren vertraut gemacht, die im Gefecht eine Rolle spielen. Es folgte die Arbeit an Karten oder am Sandkasten, wo sie gewissermaßen im „Trockentraining" übten, ein Gefecht zu führen. Erst dann ging es mit der Militärtechnik, die ihnen im Truppendienst anvertraut werden wird, ins Gelände.

Mut, Geschicklichkeit, körperliche Kondition sind bei Sprüngen aus der Netzwand gefragt

Entscheidungen treffen

Thomas Hennicke erinnert sich:
„Motoren dröhnen. Staub wirbelt. Drei Schützenpanzer jagen am Rand eines Wäldchens entlang. In der Kommandantenluke des ersten Fahrzeugs stehe ich, damals Offiziersschüler des dritten Lehrjahres. Ich handle als Zugführer. Auf mein Flaggenzeichen hin lösen sich die Schützenpanzer aus dem Schatten der Bäume, schwenken nach links ein, ziehen sich fächerförmig auseinander.
Nach gut 250 Metern schlägt uns plötzlich ‚gegnerisches' Feuer entgegen. Sofort lasse ich die Schützenpanzer stoppen. Auf mein Kommando werden die Luken geöffnet, die Genossen des Zuges sitzen blitzartig ab. Jede Tarnung ausnutzend, nehmen sie die Gefechtsformation ein, gehen in Stellung.
Hinter einem Ginsterbusch, das Fernglas vor den Augen, verschaffe ich mir einen Überblick über die Gefechtssituation. Ich schlußfolgere auf die Stärke des Gegners, ermittle die genaue Lage der ‚feindlichen' Stellungen, registriere genauestens die Geländebeschaffenheit.
Dabei überlege ich, wie ich meinen Zug einsetzen muß, um den ‚Gegner' wirkungsvoll bekämpfen zu können. Es vergehen nur Sekunden, und mein Entschluß steht fest. Über das Funkgerät gebe ich den Gruppenführern Weisungen, lasse die erste und zweite Gruppe in geschlossenen Sprüngen sich den Feuernestern nähern, während die dritte, gleitend, den ‚Gegner' von der Flanke erreichen soll.

In den nächsten zehn Minuten reißen die Feuerstöße der Maschinenwaffen nicht ab. Meter um Meter rückt der Zug vor. Ich versuche ständig im Bilde zu sein, korrigiere die Angriffsrichtung, gebe Befehl, das Feuer konzentrierter zu führen, halte die Verbindung zu den Schützenpanzern, die aus sicherer Deckung durch MG-Feuer das Vorgehen der mot. Schützen unterstützen. Der Gruppenführer der dritten Gruppe meldet das Erreichen der befohlenen Sturmausgangsstellung. Auch die beiden anderen Gruppen haben sich den Feuernestern bis auf wenige Dutzend Meter genähert.
‚Zum Sturm vorwärts!' befehle ich. Wie ein Mann springen die Genossen des Zuges auf, schleudern Handgranaten, rennen in geduckter Haltung über das Gelände, feuern, nehmen die ‚gegnerische' Stellung. Wenige Minuten später stehe ich — noch immer außer Atem von den Strapazen des Angriffs — einem Lehroffizier der Fachrichtung Taktik Rede und Antwort. Jede meiner Entscheidungen muß ich begründen. Ich werde auf kleinere Mängel aufmerksam gemacht, beispielsweise auf das zu lange Vorlaufen einiger Genossen während der geschlossenen Sprünge, das ich hätte unterbinden müssen. Alles in allem erhalte ich die Note ‚Gut'. Dann übernimmt ein anderer Offiziersschüler den Zug, um die nächste taktische Aufgabe zu lösen."
Nicht zuletzt war es diese truppenbezogene Ausbildung, durch die die angehenden Kommandeure Eigenschaften erwarben, die einen sozialistischen Offizier auszeichnen: Mut, Entschlossenheit, Ausdauer, Härte gegen sich selbst, Entscheidungsfreudigkeit.

Die letzte Hürde ...

... stellte sich den Offiziersschülern am Ende des dritten Ausbildungsjahres in Form der Hauptprüfung. Sie umfaßt mündliche Prüfungen in den gesellschaftswissenschaftlichen und in den militärischen Hauptfächern, die mit der Lösung praktischer Aufgaben verbunden sind, sowie die schriftliche Hausarbeit zu einem speziellen Thema.
Natürlich hatten die Offiziersschüler bis dahin schon eine beträchtliche Anzahl von Prüfungen absolviert.
Doch wie es in der Ausbildung zu jedem Beruf nun einmal üblich ist, kommt auch an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann" der letzten Prüfung die entscheidende Bedeutung zu. Wird sie bestanden, erlangen die Offiziersschüler den Hochschulabschluß und erwerben gleichzeitig das Recht, eine entsprechende zivile Berufsbezeichnung zu führen. Für mot. Schützenkommandeure ist es die eines Hochschulingenieur-Ökonomen.
Und dann sind es eigentlich nur noch Stunden bis zum feierlichen militärischen Zeremoniell der Ernennung zum Leutnant und dem Beginn des Truppendienstes als Zugführer.

Und vor uns die Küste

Fregattenkapitän Robert Rosentreter

Fahrzeug um Fahrzeug, U-Boot-Jäger, Minensuch- und Räumschiffe sowie Hilfsschiffe gleiten in langer Kette aus dem Hafen. Seit die Sirene mit langgezogenem Heulton die Ruhe der Nacht zerriß und den ganzen Stützpunkt in den Wirbel des Alarms hineinzog, sind nur Minuten vergangen; ausreichend, um Gefechtsstationen zu besetzen, Kampfanzüge anzulegen, Motoren zu starten, Befehle zu übermitteln. Während die anderen Einheiten der Sicherungskräfte der offenen See zustreben, grummeln am Liegeplatz der Landungsschiffe noch ungeduldig die Maschinen im Stand. Doch nur wenig später heißt es auch für die „Robben", wie diese Landungsschiffe oft genannt werden, „Alle Leinen los und ein!"
Über dem Fluß hängt die Sichel des Mondes. Auf dem schwarzen Wasser glitzern Lichter von Tonnen und Leuchtfeuern — Postkartenromantik.
Kommandanten und Besatzungen achten wohl kaum darauf, denn das komplizierte Fahrwasser beansprucht ihre ganze Aufmerksamkeit. Bald ist die offene See erreicht, und im Osten kündigt sich der neue Tag mit einem schwachen hellgrauen Schimmer an. Eine gemeinsame Ausbildungsmaßnahme der sozialistischen Ostseeflotten hat begonnen, an der auch Einheiten der Land- und Luftstreitkräfte teilnehmen. Die *Schwedt*, ein Mittleres Landungsschiff, fährt als „taktische Nummer Zwo", also als zweites Schiff im Verband, hinter der *Hoyerswerda*, die als Führerschiff die Spitze bildet.
Kapitänleutnant Klaus Schlichting, Kommandant der *Schwedt*, sucht mit seinem Glas die Kimm ab. Endlich hat er entdeckt, wonach er sucht: Ein Schlepper zieht eine Scheibe hinter sich her und steuert einen parallelen Kurs zu den Landungsschiffen. „Na, dann kann es ja losgehen!" kommentiert der Kapitänleutnant. Stabsmatrose Hans Krähmer am Ruder und Obermaat Walter Dittmer, der Steuermann, er trägt gerade den Kurs in die Seekarte ein, wissen, was ihr Kommandant meint. In wenigen Minuten beginnt das Seezielschießen. Die Geschützbedienung der 57-mm-Doppellafette vorn auf der Back ist bereit. Auch die Artilleristen der 25-mm-Waffen haben ihre Gefechtsstationen besetzt. Noch einige Minuten der letzten Vorbereitung und Konzentration, dann zucken aus den Geschützrohren der vorausfahrenden *Hoyerswerda* Feuerstrahlen. Sekundenbruchteile später schallt das Krachen herüber. Vor und

hinter dem rötlich schimmernden Netz der Schleppscheibe springen Wassersäulen aus der See empor. Das Ziel ist gut „eingegabelt", wie die Fachleute sagen. Schon ist auch die *Schwedt* heran, „Feuer"! Das Geschütz brüllt auf. Wieder sausen die Granaten dicht um die Scheibe ins Wasser. Maat Holger Weingarten, der Geschützführer der 57-mm-Waffe, und seine Männer zeigen, was sie in wochen- und monatelanger Ausbildung gelernt haben. Die Treffergebnisse können sich sehen lassen. Bei einem zweiten Anlauf des Schleppers sind die Genossen der 25-mm-Bordgeschütze an der Reihe. Auch sie weisen mit Treffern ihr Können nach. Kapitänleutnant Schlichting ist mit seinen Artilleristen zufrieden. Er spricht ihnen sofort die Anerkennung aus, und auch die anderen Genossen der *Schwedt* gratulie-

Kleine Landungsschiffe der Volksmarine sind bereit, Panzer an Bord zu nehmen



Die „Technik" rollt an den Strand



ren mit einem Schulterklopfen oder einem Händedruck oder einem lobenden Wort ihren „Schießern". Alle wissen ja, daß jede erfüllte Gefechtsaufgabe sie ihrem Ziel, dem Bestentitel, ein Stück näher bringt. Und sie sind ein festes Kampfkollektiv, die „Schwedter". Jeder an Bord kann sich auf seinen Nebenmann verlassen.

Der erste Ausbildungstag hält noch manch andere Gefechtseinlage bereit. Zweimal muß der Schiffsicherungszug einen imitierten Brand bekämpfen, dann wieder ein angenommenes Leck abdichten, nachdem jeweils davor Luftangriffe abzuwehren waren. Mehrfach attackierten Torpedoschnellboote die Landungsschiffsformation. Jedesmal reagieren die Ausguckposten rechtzeitig, melden sie die Angreifer präzis, sind die Geschützbedienungen abwehrbereit auf ihrem Posten.

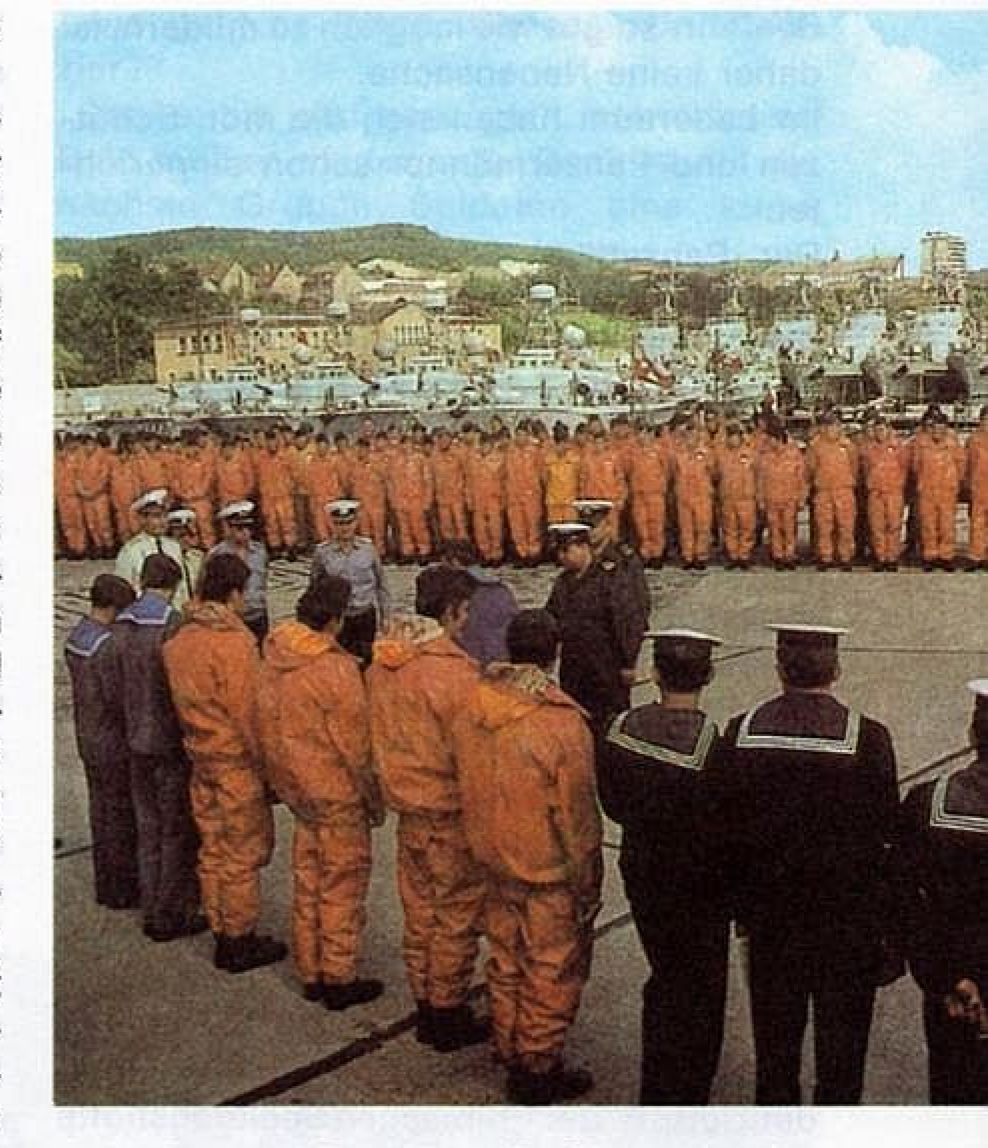
Am späten Nachmittag steuern die Schiffe eine Bucht an, um an der Küste Einheiten der Landstreitkräfte an Bord zu nehmen.

Zügig gleitet die *Schwedt*, ihren „Rachen" immer weiter öffnend, dem Strand zu. Ein Ruck — Grundberührung! Das Schiff hat aufgesetzt, die mächtige Landeklappe senkt sich herab.

Da braust von Land her aus dem schützenden Küstenwald ein mittlerer Panzer auf das Schiff zu. Er wendet mit rasantem Schwung und rollt dann rückwärts über die Landeklappe aufs Schiff hinauf. Schon ist ein weiterer Panzer heran. Schützenpanzer werden am Waldrand sichtbar und unterschiedlichste Gefechtsfahrzeuge der Landstreitkräfte. Neben der *Schwedt* liegen noch zwei Landungsschiffe, bereit, Truppen und Kampftechnik an Bord zu nehmen, während die anderen in der

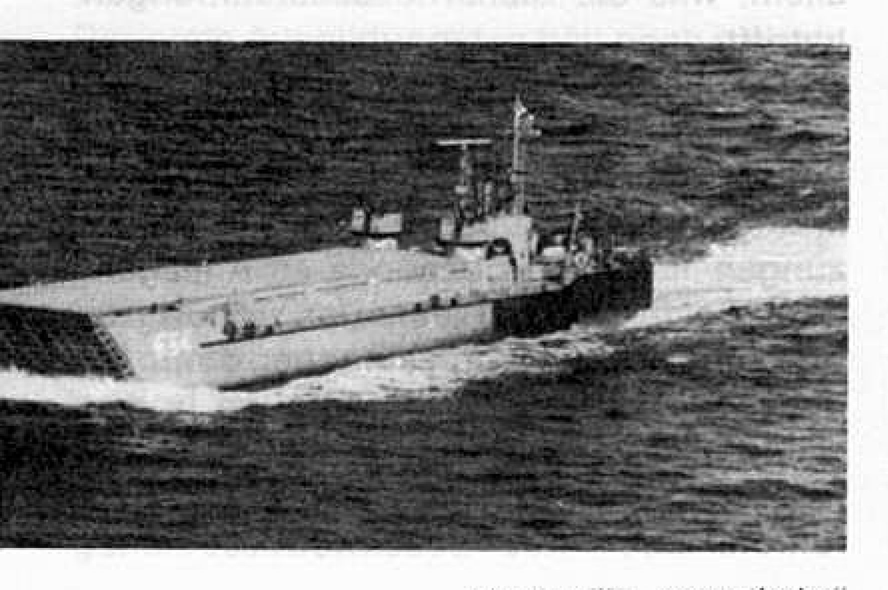
Die „Robben" laufen zum Seezielschießen ab

Bucht darauf warten, danach an die Reihe zu kommen.
Das Beladen ist keineswegs ein Kinderspiel. Es verlangt von den Fahrern der Panzer und der SPWs wahre Meisterschaft. Sie müssen rückwärts, also „blind", über die schmale Landeklappe durch die enge Öffnung am Bug hinauf auf das Schiff. Bald stehen im Laderaum die Panzer, die Schwimmfahrzeuge und die SPWs hauteng hinter- und nebeneinander. Präzisionsarbeit! Man mag nur daran denken, wie sich manche „Trabi"-Chauffeure abmühen, um ohne Lackschaden in eine Parklücke zu kommen. Hier aber sind Stahlkolosse zu beherrschen! Die mächtige Landeklappe verschließt den Schlund des Schiffes. Die Schrauben wühlen den Grund auf. Kraftvoll zieht die „Robbe" zurück und nimmt Kurs auf den Sammelraum draußen auf See. Im Laderaum wird die Technik von den Soldaten sofort gut verzurrt, wobei ihnen einige Matrosen behilflich sind. Auf der Brücke meldet sich ein Hauptmann und stellt sich vor: „Hauptmann Frank Wächter." Mit einem Blick auf die Armbanduhr bemerkt er: „Wir haben die Norm um zwei Minuten unterboten!" Damit ist das Beladen gemeint. Der Panzeroffizier zeigt sich übrigens mit dem maritimen Metier gut vertraut. Er ist nicht das erstemal bei so einem Unternehmen dabei und fühlt sich an Bord schon fast wie zu Hause.
Für die meisten der jungen Soldaten und Unteroffiziere dagegen ist dies — die paar kurzen Gewöhnungstouren bei gutem Wetter nicht gerechnet — die erste größere Seefahrt, so auch für den Soldaten Marko Tschinski, der alles an Bord interessant und „einwandfrei" findet und sich über den großen Laderaum wundert.
Der E-Maschinist der *Schwedt*, Stabsmatrose Jürgen Bärmann, erteilt gern Auskunft über das Schiff und über dessen Laderaum, der einer stattlichen Turnhalle gleichkommt. Bevor er die Genossen der Landstreitkräfte weiter unterhalten kann, werden alle an Oberdeck befohlen, zu einer Einweisung in die Verhaltensregeln an Bord. Der Kommandeur des Maschinengefechtsabschnitts, Oberleutnant Hermann Gläser, und der Bootsmann, Obermaat Stahl, tun das gründlich, vor allem, was die Sicherheitsbestimmungen betrifft.
Dann heißt es für die Genossen der Landstreitkräfte, sich zur Ruhe zu begeben. Der Smutje sorgt aber vorher noch für eine kräftige Gulaschsuppe. Es ist den Besatzungen immer ein besonderes Anliegen, gute Gastgeber zu sein. Das gehört zur Erfüllung der Gefechtsaufgabe, denn für die Soldaten beginnt die Aufgabe ja erst wieder an Land. Dann — im Gefecht — müssen sie fit sein. Sie sicher zu überführen, ihnen die Beschwernisse einer



Der Auftrag ist erfüllt

Seefahrt so gut wie möglich zu mildern, ist daher keine Nebensache.
Im Laderaum haben sich die mot. Schützen und Panzermänner schon eingerichtet.
Der Panzerkommandant Bernd Posselt, ein junger, schlanker Unterfeldwebel, macht es sich in seinem Panzer so bequem, wie es gerade geht, um auf Reserve zu schlafen. Unteroffizier Werner Schorn, der Fahrer, vertritt sich an Oberdeck noch ein wenig die Beine. Der Soldat Marko Tschinski — er dient erst seit knapp drei Monaten — hat sich in einer Hängematte zur Ruhe begeben.
Draußen ist es dunkel geworden. Wind kommt auf und legt die See in krause Locken. Nachdem sich der Verband zum Marsch formiert hat, beginnt es kräftig aus Westnordwest zu blasen.
Die rundbauchigen Mittleren Landungsschiffe nehmen ihre Positionen im Geleit ein. Begleitet werden sie von den Sicherungsfahrzeugen der Baltischen Flotte der UdSSR, der Polnischen Seekriegsflotte und unserer Volksmarine. Voraus laufen Minensuch- und Räumschiffe, um einen von Minen möglichst ungefährdeten Marsch zu gewährleisten. Flugzeuge der Polnischen Seekriegsflotte geben Luftdekkung. So steuert das Geleit, gut geschützt, seinem Ziel entgegen. Konzentriert gehen die Matrosen auf der Brücke, an den



Voraus die „gegnerische" Küste

Waffen, auf dem Signaldeck und im Maschinenraum ihre Wache.
Seit zehn Stunden sind die Landungsschiffe nun schon auf dem Marsch. Der Verband läuft mit Ostkurs durch die bewegte See. Jetzt, in der Sonnenhelle des Morgens, kann man schon die Silhouetten der Sicherungsfahrzeuge deutlich an der Kimm ausmachen. Das sind UAW-Zerstörer der Baltischen Flotte der UdSSR vom *Slawny*-Typ und ein Raketenzerstörer — die *Warshawa*, Flaggschiff der polnischen Marine.
Der steife Nordwest hat die See aufgepeitscht und greift mit schweren Wogen beständig schräg von achtern an. Wind etwa 7 bis 8, See 5 bis 6. Das ist normalerweise zu ertragen. Doch die flachgehenden Schiffe torkeln bei diesem Wetter schon bedenklich durch die grobe See. Vor allem werden die Kleinen Landungsschiffe hart gepackt.
Stabsmatrose Hans Krähmer hat seinen Steuermann am Ruder abgelöst. Andauernd versucht das Schiff auszubrechen; es wird von der See immer wieder schräggezogen. Der Rudergast hat große Mühe, um den breiten runden Bug stets wieder auf den vorgeschriebenen Kurs zu bringen. Es ist ein pausenloser Kampf. Die hochbordigen Schiffe bieten dem Wind günstige Angriffsmöglichkeiten. So wird die Ordnung in der Formation gestört. Mal wird der Abstand zum Vordermann zu groß oder zu gering, mal reißt es die nebeneinander fahrenden Schiffe zu weit auseinander.
Wieder dreht eine schwere Woge die „Robbe" aus dem Kurs. „Ruder Backbord zwanzig!" befiehlt der Kommandant. Stabsmatrose Krähmer führt den Befehl eilig aus: „Ruder liegt Backbord zwanzig!" Doch es zeigt sich kaum eine Wirkung. Nur widerwillig schiebt das Schiff seinen Bug in die gewünschte Richtung. Der Befehl „Komm auf!" ist gar nicht mehr nötig,

denn das besorgt die See schon wieder von selbst. „Recht so steuern!" Ein Kunststück!
„Was machen eigentlich die mot. Schützen und die Panzersoldaten?"
„Die meisten halten sich tapfer, ich staune", sagt der Steuermann, der eben vorn war, um nach dem Rechten zu sehen. Aus diesen Worten klingt Achtung, denn es ist für die Männer alles andere als ein Vergnügen, dort eingeschlossen im Laderaum zu hocken und sich die Därme durcheinander schütteln zu lassen. Unteroffizier Schorn ist nach oben gekommen, um eine Prise Luft zu schnuppern. Von den Soldaten dürfen sich in besonders befohlenen Pausen jeweils immer nur einige Mann an Oberdeck aufhalten. So verlangen es die Sicherheitsbestimmungen.
„Wie geht es Ihnen, Genosse Unteroffizier?"
„Danke, bis jetzt ganz gut", antwortet er. Bald muß er wieder unter Deck, damit die nächste Gruppe Soldaten eine kurze Frischluftpause genießen kann.
Um 06.00 Uhr ist Land in Sicht. Der Verband macht eine Schwenkung nach Steuerbord und strebt der Küste zu, die aber immer noch etliche Seemeilen entfernt ist. Der Seitenabstand zwischen den Fahrzeugen wird verringert. Die Fahrt wird erhöht. Kommandanten und Rudergänger müssen nun besonders aufmerksam sein, damit die Schiffe nicht zu dicht aneinandergeraten und möglicherweise kollidieren. Wütend rennen die Wogen gegen die Schiffe an. Der Gischt fliegt bis auf das Oberdeck. Nach einer Kursänderung verdoppeln sich die Torturen für die Männer



Waffenbrüder

im Laderaum, denn die See kommt von dwars (querab).

Der E-Mixer, Stabsmatrose Jürgen Bärmann, kommt aus dem Laderaum, wo er sich ein wenig um die Genossen von den Landstreitkräften gekümmert hat. Jeder geht dort mal hin in der Freiwache, um die Soldaten aufzumuntern. Das gehört einfach zum „Service" an Bord.

„Wie geht es ihnen?" fragt der Kommandant den E-Maschinisten.

„Die meisten sehen aus, als hätten sie Galle geschluckt. Ist aber auch ein verdammt hartes Brot da vorn."

Das Schlimmste ist jedoch überstanden. Wind und Seegang haben schon etwas abgenommen und werden, je weiter der Verband in die Bucht hineinfährt, immer weniger spürbar.

Ein Klingelzeichen gellt durchs Schiff: Landungsalarm! Nun heißt es fertigmachen zum „Landgang".

Im Laderaum sind die Spuren des Kampfes mit dem Seegang nicht zu übersehen. Hauptmann Wächter hat seinen „Dicken" schon bestiegen. Ihm scheint der Seegang gut bekommen zu sein. Auch einige andere mot. Schützen haben sich achtbar gehalten. Etliche aber sind doch recht mitgenommen. Unteroffizier Schorn, der die ganze Zeit über so tapfer durchgestanden hat, hängt mit dem Oberkörper aus einem der vorderen Schotten. „Los, Unteroffizier, in den Panzer! Es ist soweit", ruft der Hauptmann ihm zu. Schorn reißt sich zusammen, kriecht über die Stahlplatten zum Einstiegluk und rutscht völlig zermürbt durch die Öffnung auf den Fahrersitz. Kann er in dieser Verfassung überhaupt den Motor in Gang kriegen? Wird er an alles denken, was beim Anlanden wichtig ist? Wird er sich jetzt in der Gewalt haben? Doch da springt der Motor schon an. Die Landeklappe senkt sich, während das Schiff immer näher an die Küste heranläuft. Oben dröhnen die Abschüsse der 57-mm-Geschütze. Dazwischen belfern die leichten 25-mm-Waffen. Alle Rohre feuern auf die „gegnerischen" Ziele an Land, decken die Landungsabwehr der „anderen Seite" ein. Die gesenkte Landeklappe gibt die Sicht auf den Strand frei, der noch etliche hundert Meter entfernt ist. Voraus am Strand werden die Einschläge der Schiffsartillerie, der Bomben und Raketen durch Imitationskörper dargestellt. Immer wieder ziehen Flugzeuge über dem Landungspunkt und dem Verband heulend ihre Kreise. Sie sichern die Luftüberlegenheit. Hubschrauber der Polnischen Seekriegsflotte und der Volksmarine fliegen an, landen irgendwo hinter dem Waldstreifen an der Küste, setzen Truppen ab, die im Rücken des „Gegners" handeln werden. Polnische und sowjetische Landungskräfte haben zur selben Zeit an anderen Punkten des Küstenabschnitts Marineinfanterie mit ihrer Kampftechnik angelandet. Der Höhepunkt der Gefechtsausbildung ist erreicht.

Der Augenblick ist auch für die *Schwedt* gekommen. Unteroffizier Schorn gibt seinem Panzer die „Sporen". Dieser schiebt sich, einer Schildkröte gleich, über die Landeklappe ins kabbelige Wasser und rollt auf den Strand zu. Aus seinem Turm blitzen Abschüsse. MG-Geknatter und MPi-Salven mischen sich mit dem Knallkonzert der Geschütze der *Schwedt*, die den vorrückenden Panzern und SPWs Feuerschutz geben. Schon haben die Gefechtsfahrzeuge den weißen Strand erreicht, stürmen die Dünen empor und verschwinden im Küstenwald.

Die *Schwedt* hat inzwischen gedreht, läuft ab, um nachfolgenden Landungsschiffen Platz zu machen. Ihre Aufgabe ist beendet.

Stunden später treffen sich auf einer großen Waldlichtung die NVA-Panzerbesatzungen und mot. Schützen mit sowjetischen und polnischen Marineinfanteristen. Radebrechend erzählt man sich von

der stürmischen Überfahrt, von der Anlandung, doch auch von zu Hause und wie lange man noch zu dienen hat und über vieles mehr.
Die rückwärtigen Dienste haben noch einmal eine Bewährungsprobe zu bestehen: Nach einer solchen Überfahrt und nach solchem Einsatz stellt sich der gesunde Appetit ein.
Begegnungen der Waffenbrüder nach gemeinsamer Ausbildung gehören immer dazu. Während der Handlung haben die Teilnehmer meist keinen unmittelbaren Kontakt miteinander. Die Einheiten erfüllen mitunter viele Meilen voneinander entfernt ihre Kampfaufgaben. Das Freundschaftstreffen zum Schluß, mit einem krönenden Kampfmeeting, ist noch einmal ein großes Erlebnis für jeden.

Auch dieses Mal ist es so. Im weiten Rund der Lichtung steht mitten unter den Gefechtsfahrzeugen auch der Panzer des Unterfeldwebels Posselt und seiner beiden Genossen, Unteroffizier Schorn und Soldat Tschinski.
Das Orchester spielt Märsche, es werden Reden gehalten, Freundschaftsgeschenke ausgetauscht, Auszeichnungen an die Besten verliehen.
Zur selben Stunde befinden sich draußen auf der Reede des nahen Hafens die Schiffe der drei sozialistischen Ostseeflotten. Auch die *Schwedt* ist darunter.
Die Männer um Kapitänleutnant Schlichting haben ihren Auftrag ehrenvoll erfüllt.

Rakete-Start!

Klaus Brühl und Werner Hell

1. Mai 1964 auf dem Marx-Engels-Platz in Berlin, der Hauptstadt unserer Republik. Die Ehrenparade der Nationalen Volksarmee beginnt wie gewohnt: Vorbeimarsch der Marschblöcke der Militärakademie und der Offiziersschulen, Gefechtsfahrzeuge ... Dann wächst das Interesse der Zuschauer schlagartig. Panzerabwehrlenkraketen auf Gefechtsfahrzeugen ziehen an den Tribünen vorüber. Das ist neu! Die größte Sensation aber sind die modernen taktischen und operativ-taktischen Raketen, die den Abschluß der Parade bilden. Die NVA hat mit diesen schlagkräftigen sowjetischen Waffen ihre jüngste Waffengattung vorgestellt: die Raketentruppen und Artillerie. Zu dieser Waffengattung gehören sowohl die Raketentruppen der Landstreitkräfte als auch die bisherige Artillerie.
Inzwischen sind eine Reihe von Jahren vergangen. Auf den letzten Paraden wurden neuere Raketen, größere Startrampen vorgestellt. Aber Paraden sind Soldatenfeiertage (wenn sie auch viel Schweiß und Mühe kosten!). Wir aber wollen einen Blick auf den normalen Ausbildungstag von Raketensoldaten werfen und besuchen deshalb eine Einheit operativ-taktischer Raketen beim Gefechtsdienst im Gelände.
Ihre Aufgabe an diesem Ausbildungstag lautet: Training der Handlungen der Einheit von der Übernahme der Rakete bis zu ihrem Start.
Wir stehen auf dem Übungsplatz an der Kreuzung zweier Waldwege. Hier, so hat uns der Kommandeur eingewiesen, beginnt der Einsatz der Startbatterie mit der Übernahme der Rakete. Als der Zeitpunkt des Übungsbeginns fast heran ist, wir aber außer einem Kontrolloffizier weder Soldaten noch eine Startrampe sehen, von einer Rakete ganz zu schweigen, da werden wir unruhig. Ob wir vielleicht an der falschen Wegekreuzung...? Der Kontrolloffizier erkennt unsere Unruhe und tippt lächelnd auf seine Uhr: „Aber Genossen, es sind doch fast noch drei Minuten Zeit!" Als kurz darauf das Brummen schwerer Fahrzeugmotore gleich aus zwei Richtungen zu hören ist, atmen wir doch beruhigt auf.
Zuerst nähert sich von links ein ZIL-Sattelschlepper mit der olivgrünen Rakete. Ihm folgt ein Autodrehkran, der an dem anhaltenden Transportfahrzeug vorbeifährt und an der Wegekreuzung Aufstellung nimmt. Seine Bedienung beginnt, den Kran arbeitsbereit zu machen.
Inzwischen nähert sich von rechts in schneller Fahrt ein riesiges Fahrzeug auf

acht mannshohen Rädern — die Startrampe. Als sie anhält, ertönt ein kurzes Kommando. Die Bedienung der Rampe springt aus dem Fahrzeug, um es für die Übernahme der Rakete vorzubereiten.
Während wir noch staunen, daß die Startrampe pünktlich auf dem Umladepunkt eingetroffen ist und daß sie ohne jegliche Sekunde Zeitverlust zu handeln beginnt, rollt auch das Transportfahrzeug schon wieder an. Die Rakete wird direkt unter den Kranhaken gebracht, an dem bereits der von vier Soldaten an Halteleinen geführte Hubbalken, die sogenannte Traverse, hängt. Die Traverse wird vorsichtig auf die Rakete abgesetzt und fest mit dieser verbunden. Dann erteilt der Leitende das Kommando zum Anheben. Das Transportfahrzeug fährt unter der schwebenden Rakete hervor und verläßt sofort den Umladepunkt. Seinen Platz nimmt die Startrampe ein. Langsam wird die tonnenschwere Rakete auf den Ausleger der Startrampe abgesenkt und für den weiteren Transport verzurrt. Wir hören dabei nur wenige Kommandos. Die Arbeit der Soldaten und Unteroffiziere verläuft zügig und sicher; die Handgriffe sitzen. Nur selten muß der Zugführer belehren, die Tätigkeiten koordinieren. Noch einige wenige Sekunden, und die Bedienung der Startrampe klettert in die Kabinen. Auf das Signal „Marsch" heult der Motor auf, und das schwere Fahrzeug setzt sich in Richtung Startstellung in Marsch.
Der Kontrolloffizier hat in diesem Moment eine Stoppuhr gedrückt. Als er die Zeit abgelesen hat, ruft er uns zu: „Ausgezeichnet! Note 1." Und lädt uns zur Mitfahrt in seinem GAZ-Geländewagen ein.

Unterwegs erfahren wir mehr. Während wir der Arbeit auf dem Umladepunkt



Operativ-taktische Rakete auf dem Marsch



zugesehen haben, hat der Vermessungstrupp der Einheit bereits die befohlene Startstellung vermessen. Danach beginnt die Rechnergruppe sofort damit, die Anfangsangaben für den Raketenstart zu errechnen. „Anfangsangaben?" „Das sind vor allem Entfernung und Richtung zum Ziel, für deren Ermittlung die Aufklärer bereits die Zielkoordinaten, die Artillerie-Meteorologen eine ausführliche Wettermeldung geliefert haben." „Wettermeldung?" Unser Gesprächspartner, ein Major mit dem Absolventenabzeichen der Militärakademie, lacht. „Die Artillerie-Wettermeldung enthält nur Angaben über



Wind, Luftdruck, Temperatur am Erdboden und in verschiedenen Höhen. Das ist für die Berechnung der Flugbahn der Rakete wichtig. Von Sonnenschein ist da nicht die Rede." Nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Für unsere Truppen ist es besonders wichtig, schnell zu sein, sich nur kurze Zeit in Stellungen aufzuhalten, in denen sie vom Gegner aufgeklärt wer-

Das Umladen der Rakete hat begonnen

Die Startrampe wird beladen

Die Startrampe auf dem Wege zur Startstellung





Die Startstellung ist erreicht — „Zum Kampf!"

Eine operativ-taktische Rakete wird zum Start senkrecht aufgerichtet

Auf die exakte Arbeit des Vermessungstrupps kommt es ganz besonders an

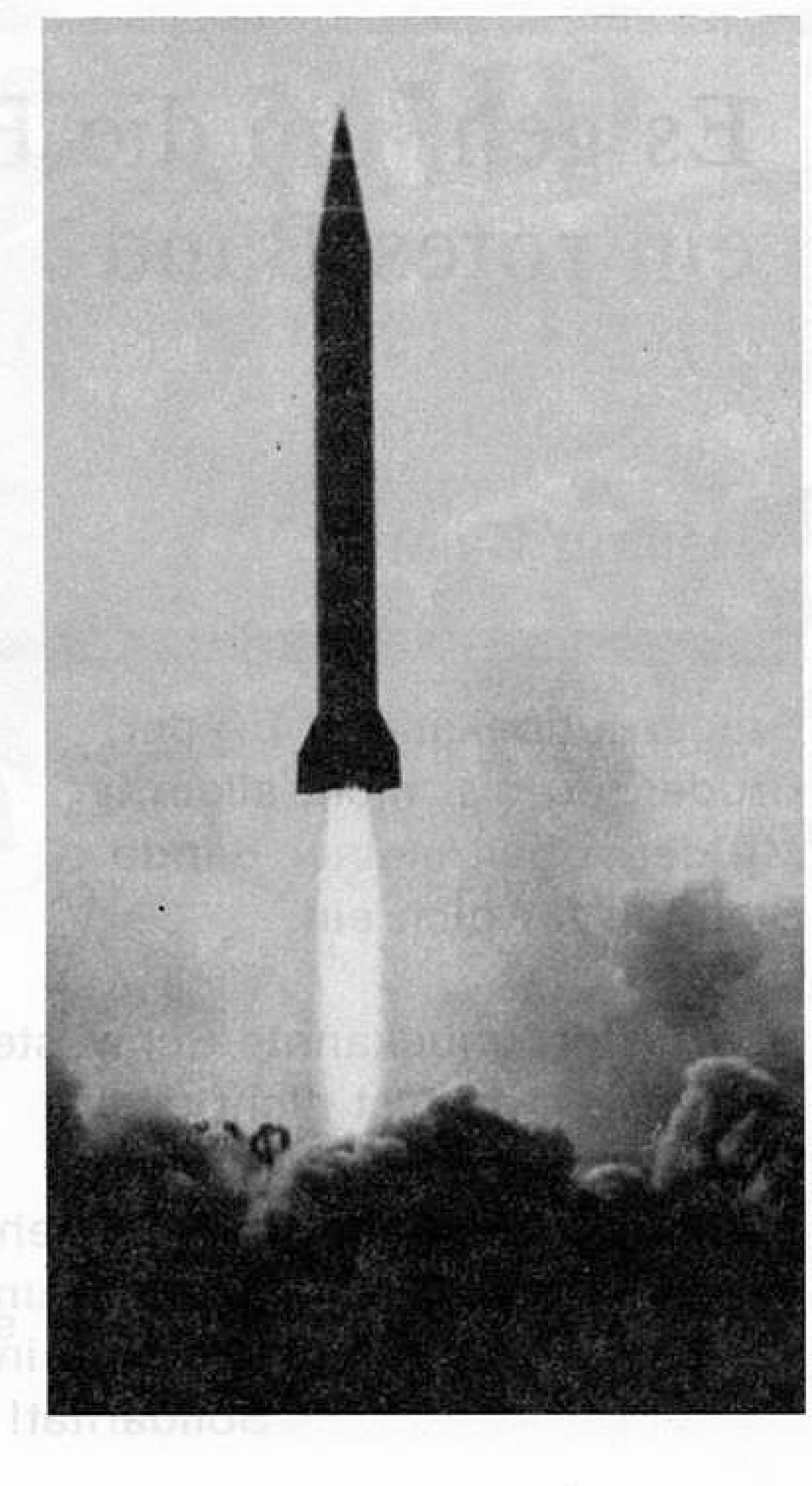
den können. Davon konnten Sie sich ja auf dem Umladepunkt bereits überzeugen. Achten Sie nachher in der Startstellung einmal darauf, wie die Arbeit der einzelnen Gruppen an Startrampe und Rakete ineinandergreift. Bei uns muß nicht nur jeder seine Tätigkeiten genau beherrschen. Jeder Handgriff muß auch zur richtigen Zeit erfolgen, soll er nicht den gesamten Ablauf bremsen. Unsere Waffe ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Kollektivwaffe." Unser GAZ hat die Startrampe nur mit Mühe eingeholt. Die Fahrt geht weiter durch den Wald. Nach geraumer Zeit biegt die Rampe vom Weg ab und fährt auf eine Lichtung. Ein Offizier weist sie auf einen bestimmten Platz ein. Auf das Kommando „Zum Kampf!" beginnt die Bedienung unverzüglich mit der Startvorbereitung. Die Startrampe wird hinten durch zwei hydraulische Stützen „aufgebockt", damit sie unbeweglich steht. Im nächsten Moment beginnt sich die Rakete mit ihrer Spitze zu heben. Der Ausleger der Startrampe richtet sich langsam auf, bis er mit der Rakete senkrecht steht. Kommandos hören wir kaum. Das Motorengeräusch der Startrampe würde sie ohnehin übertönen. Die Bedienung der Rampe trägt Panzerhauben mit Kopfhörern und Kehlkopfmikrofon. Die Verständigung ist also gesichert.

Noch während des Aufrichtens der Rakete wird in unmittelbarer Nähe der Rampe ein optisches Gerät aufgestellt, dessen Oberteil einem Theodoliten ähnlich sieht und Präzision verrät. Der Kontrolloffizier, der allgegenwärtig ist, macht uns auch auf die etwas abseits tätige Rechnergruppe aufmerksam, die ihre Arbeit bereits abgeschlossen haben muß, denn sie rüstet zur Abfahrt. Ein Feldwebel kommt herübergelaufen und übergibt dem Batteriechef ein ausgefülltes Rechenformular.

Inzwischen wird an Startrampe und Rakete noch intensiv gearbeitet. Am optischen Gerät neben uns werden laut Winkelwerte ausgerufen. Dann wird es schlagartig menschenleer in der Startstellung. Der GAZ mit dem Vermessungstrupp und seinem Gerät fährt ab, ebenso ein Funkwagen. Die Bedienung der Startrampe begibt sich in die Kabinen des Fahrzeugs, dessen Motor weiter blubbert. Wir sind mit der Startrampe und dem Kontrolloffizier allein auf der Waldlichtung, die jetzt Startstellung einer operativ-taktischen Rakete ist. Die Stoppuhr des Kontrolleurs läuft noch. Wir können nur ahnen, daß die Bedienung der Startrampe jetzt die letzten Startvorbereitungen trifft, bis in ihren Kopfhörern das über Funk übermittelte Kommando „Rakete — Start!" ertönt. Ein metallisches Geräusch schreckt uns aus unseren Gedanken. Gleichzeitig sehen wir, wie der Major seine Stoppuhr drückt. Sein Gesicht drückt Zufriedenheit aus. „Der Start erfolgte genau auf die Sekunde. Keine Fehler in der Arbeit der Batterie. Die Norm für die Note 1 wurde noch um 15 Sekunden unterboten."

Nach der Auswertung der Übung mit allen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren sitzen wir im Fahrzeug des Kommandeurs des Truppenteils, zu dem „unsere" Startbatterie gehört. Unsere erste Frage: „Der Start war imitiert. Leidet darunter nicht die Wirklichkeitstreue der Ausbildung?" Der Kommandeur lächelt: „Nein. Alle Tätigkeiten der Bedienung der Startrampe bis hin zum Drücken des Startknopfs erfolgen genauso wie im Gefecht. Unsere moderne sowjetische Elektronik macht das möglich. Es gibt nur eine Ausnahme: die Übungsrakete bleibt auf dem Starttisch stehen. Deshalb kann die Startrampe nicht sofort die Startstellung verlassen, wie es im realen Gefecht erforderlich ist. Aber das ist für uns nicht entscheidend. Unsere Fahrer beweisen ihr Können auch so."

Was für besondere Anforderungen an die Angehörigen der Raketentruppen gestellt werden, möchten wir wissen. „In unseren Einheiten gibt es sehr unterschiedliche Ausbildungsrichtungen. Unsere jungen Offiziere bringen natürlich durch ihre langjährige Ausbildung an der Offiziershochschule viel Wissen mit, das sie hier in der Praxis erweitern und festigen müssen. Und den Umgang mit Unterstellten lernt man erst im Truppenteil. Unsere Technik ist sehr kompliziert. Zu ihrer Bedienung sind Spezialisten erforderlich, die über anwendungsbereite Kenntnisse der Elektrotechnik und Elektronik, der BSMR-Technik, der Hydraulik, der Mathematik, der Physik verfügen. Darauf baut unsere Ausbildung an der Rakete, an der Startrampe und an der anderen Spezialtechnik auf." Und nach einer kleinen Pause fährt er fort: „Am wichtigsten aber, und das gilt für Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere gleichermaßen, ist, daß sie wissen und erkennen, warum und wie der Sozialismus geschützt werden muß. Unsere Soldaten sind stolz auf ihre Waffengattung. Sie haben sich im sozialistischen Wettbewerb zu großen Leistungen verpflichtet, um zu jeder Zeit gefechtsbereit zu sein. Ich denke, Sie konnten sich bei der heutigen Übung davon überzeugen."



Rakete — Start!

Es geht um die Erde ein rotes Band

Helmut Baierl

Bruder, unbekannter Bruder,
Bruder, du bist nicht allein.
Mit der Arbeit meiner Hände
Steh ich für dich ein.

Schwester, unbekannte Schwester,
Schwester, du bist nicht allein.
Hunderttausend gute Kämpfer
Stehen für dich ein.

Es geht um die Erde ein rotes Band,
Das hält uns zusammen durch jedes Land.
Das hat einen Namen, den jeder versteht:
Solidarität!

Völker, höret die Signale,
Daß wir endlich einig sind.
Unsre Internationale
Klingt im Morgenwind.

Und in Vietnam und am Suez,
Überall in Dorf und Stadt
Sorgt, daß unsre alte Erde
Endlich Frieden hat.

Es geht um die Erde ein rotes Band,
Das hält uns zusammen durch jedes Land.
Das hat einen Namen, den jeder versteht:
Solidarität!



Seit den Tagen der Commune
Haben wir das Ziel gesetzt.
Lebt schon über hundert Jahre
Unsre Sache jetzt.

Andre Wege, andre Stürme,
Andre Meinung, andre Tat.
Aber eine große Sache,
Die uns alle hat.

Es geht um die Erde ein rotes Band,
Das hält uns zusammen durch jedes Land.
Das hat einen Namen, den jeder versteht:
Solidarität!

Schwarz-rot-gold war seine Schärpe und rot die Fahne vorneweg

Dr. sc. Heinz Helmert

Im März 1849 hatte die Nationalversammlung in Frankfurt nach monatelangen Debatten die Verfassung eines Deutschen Reiches angenommen, das unter einer schwarz-rot-goldenen Fahne an die Stelle des unseligen Deutschen Bundes treten sollte. Zum Reichsgebiet gehörten alle deutschen Länder mit Ausnahme von Österreich, und an der Spitze des Bundesstaats sollte ein Kaiser mit einem dem Reichstag gegenüber verantwortlichen Reichsministerium stehen. Das Verfassungswerk beschränkte die Rechte der Fürsten und Landesregierungen und übertrug die erbliche Kaiserwürde dem in Preußen regierenden Haus Hohenzollern. Zwar erfüllte eine solche Erbmonarchie die Hoffnungen der Werktätigen auf einen demokratisch regierten Nationalstaat nicht, aber die von einem bürgerlichen Parlament ausgearbeitete Verfassung gewährte immerhin dem Volk wichtige Grundrechte, die für den weiteren sozialen und politischen Kampf bedeutungsvoll waren.

Während die meisten Fürsten unter starkem Druck der Volksmassen die Verfassung anerkannten, lehnte der preußische König Friedrich Wilhelm IV. die angebotene Kaiserkrone und die Reichsverfassung ab. Für ihn wie für das Junkertum trugen beide — Krone und Verfassung — den Ludergeruch der Revolution. Ihr Widerstand löste jedoch eine breite Bewegung aus. Die vom Kampfgeist entflammten Volkskräfte wollten die Reichsverfassung gewaltsam durchsetzen. Geführt von kleinbürgerlichen Demokraten, kam es Anfang Mai zu mehreren bewaffneten Aufständen, so in Dresden, Erfurt und Breslau. Im rheinischen Industriebezirk sowie in Baden und in der bayrischen Pfalz entstanden revolutionäre Zentren.

Auch die äußeren Bedingungen waren für einen neuen Aufschwung der demokratischen Revolution günstig. Die ungarische Revolutionsarmee führte machtvolle Schläge gegen die Truppen des österreichischen Kaisers, in Italien verteidigte sich die Römische Republik erbittert, und in Paris bereiteten sich offenkundig neue revolutionäre Aktionen vor.

Um das militärische Vorgehen der Konterrevolution im Deutschen Reich jedoch parieren zu können, brauchte man eine einsichtige und zugleich kühne Führung sowie eine starke revolutionäre Armee, vor allem aber ein festes Bündnis der Volkskräfte, für das die schwarz-rot-



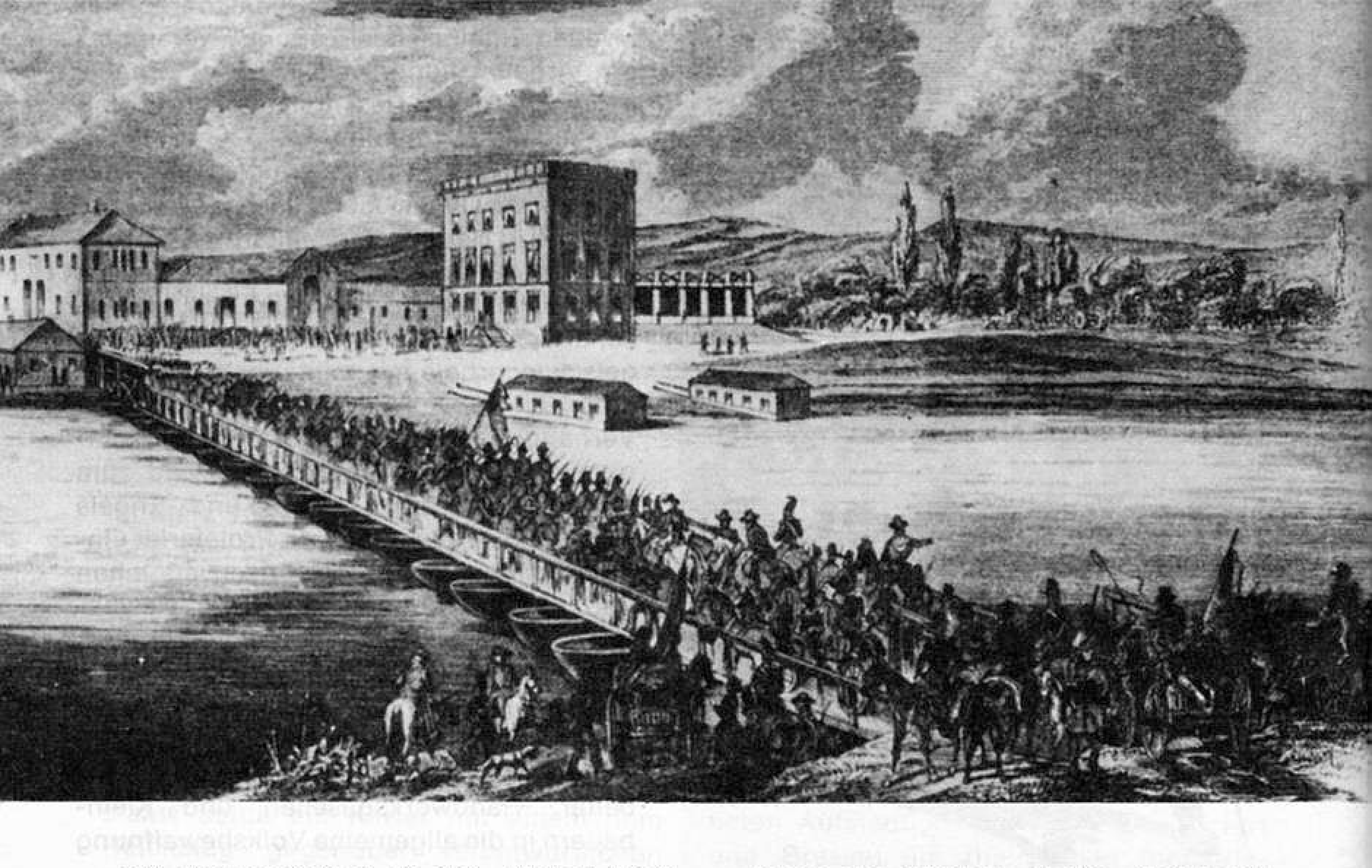
Bei der zwischen den Redakteuren der „Neuen Rheinischen Zeitung" vereinbarten Arbeitsteilung war Friedrich Engels das militärische Ressort zugefallen. Und das nicht von ungefähr.
In den Jahren 1841/1842 hatte er als Einjährig-Freiwilliger bei der Garde-Artillerie-Brigade in Berlin seine Militärdienstpflicht erfüllt. Während der gemeinsam mit Karl Marx erfolgten Grundlegung des wissenschaftlichen Kommunismus sah sich Engels wiederholt mit militärischen Fragen konfrontiert. Dazu gehörte vor allem das Verhältnis des Proletariats und der Kommunisten zu den Streitkräften und zum bewaffneten Kampf. Marx und Engels warnten die revolutionären Proletarier eindringlich vor militanten Putschversuchen und der Anbetung militärischer Gewalttaten, stellten aber nachdrücklich heraus, daß eine Revolution in Deutschland nur dann siegen könnte, wenn sie sich mit Schild und Schwert gewappnet habe. Die Kommunisten forderten deshalb, die Arbeiter, Handwerksgesellen und Kleinbauern in die allgemeine Volksbewaffnung

goldene Reichsverfassung die Grundlage bildete.
Die deutschen Kommunisten, deren führendes Organ die von Marx und Engels geleitete „Neue Rheinische Zeitung" war, forderten den Einheitsstaat und lehnten Erbmonarchie und Kaisertum konsequent ab. In den siebzehn „Forderungen der Kommunistischen Partei" vom März 1848 hatten sie bereits die einige, unteilbare, demokratische Republik verlangt, wohl wissend, daß ein solches Ziel nur im Verlaufe vieler revolutionärer Kämpfe erreicht werden konnte. Ende April 1849 erklärte sich die „Neue Rheinische Zeitung" für die Durchsetzung der Reichsverfassung und unterstützte den unter dem schwarz-rot-goldenen Panier begonnenen Kampf.

Abmarsch der Hanauer Turnerwehr nach Baden Über der Brust die schwarz-rot-goldene Schärpe



Angehörige der badischen Linientruppen, die an die Seite der revolutionären Volksmassen getreten waren



mit einzubeziehen. In der „Neuen Rheinischen Zeitung" schrieb Engels wiederholt über die Volksbewaffnung sowie über den Verlauf revolutionärer bewaffneter Kämpfe in Paris, Frankfurt und Wien, in Italien und Ungarn. Auch gehörte er einer Kompanie der Kölner Bürgerwehr an, und seine Muskete stand ebenso wie die Gewehre der Setzer immer griffbereit im Korridor des Redaktionsbüros.

Hatte Friedrich Engels schon während der Septemberereignisse 1848 als Mitglied eines Sicherheitsausschusses in Köln den bewaffneten Widerstand gegen den drohenden Staatsstreich der Konterrevolution verlangt, so unterbreitete er im Spätfrühjahr 1849 praktische Vorschläge für den militärischen Kampf um die Reichsverfassung. Dazu gehörten:

— Aufstellung einer starken Revolutionsarmee aus Bürger-, Volks- und Landwehren sowie aus jenen stehenden Truppenteilen, die auf die Seite des Volkes übergingen;
— aktive Führung des Volkskriegs unter Ausnutzung aller Mittel der revolutionären Strategie und Taktik gegen die konterrevolutionären Mächte;
— Herstellung eines engen politisch-militärischen Bündnisses der Deutschen mit den Franzosen, Italienern, Ungarn, Polen und allen anderen Völkern, die ebenfalls um ihre nationale Souveränität kämpften.

Sicherlich forderten diese Vorschläge viel Mut und Tatkraft von den Führern, aber gerade hier lag die verwundbare Stelle der sogenannten Reichsverfassungskampagne. Schon in Dresden, Erfurt und Breslau zeigten sich die führenden Demokraten

Am 18. Juni 1849 forcierte die Pfälzer Volkswehr bei Knielingen den Rhein

unfähig, allen Erfordernissen des bewaffneten Aufstands genügend Rechnung zu tragen. Ähnliches wiederholte sich, als es in Elberfeld, Solingen, Düsseldorf und in anderen rheinischen Städten zu heftigen Straßenkämpfen gekommen war.
Im Rheinland hatten es einberufene Landwehrmänner abgelehnt, sich von der Gegenrevolution mißbrauchen zu lassen, aber fertiggebracht, den Kampf gegen eilig herangezogene Linientruppen aufzunehmen, mit denen die preußischen Militärbehörden ihre Autorität durchsetzen wollten. Wieder waren es die Arbeiter, die den Landwehrmännern zu Hilfe eilten und mit ihnen gemeinsam Dutzende von Barrikaden verteidigten. Am 10. Mai 1849 trafen erste Nachrichten darüber in Köln ein. Engels schlug sofort vor, aus den aufständischen Landwehrmännern und Arbeitern den Kern der bitter benötigten Revolutionsarmee zu bilden und den Widerstand gegen das Linienheer offensiv und elastisch zu führen. Als er dann am 11. Mai in Elberfeld eintraf, hatten jedoch die kleinbürgerlichen Führer dem Aufstand bereits die Spitze abgebrochen und seine Ausweitung zu einem revolutionären Volkskrieg hintertrieben. Die Landwehrmänner waren größtenteils schon auseinandergelaufen, und die Bewaffnung der Arbeiter blieb Stückwerk. Einmalig günstige Möglichkeiten wurden von den Bürgern der Stadt trotz ihrer Beteuerung, Gut und Blut für die Reichsverfassung opfern zu wollen, schnöde vertan.
Dem Sicherheitsausschuß von Elberfeld erklärte Engels, daß er für die Reichsverfassung eintreten und sich zudem streng auf die ihm übertragenen militärischen Aufgaben beschränken würde. Er erhielt die Inspektion der Barrikaden sowie die Funktion eines Adjutanten des Oberkommandanten zugewiesen, und Engels, durch eine schwarz-rot-goldene Schärpe gekennzeichnet, begann sofort die übernommenen Pflichten zu erfüllen. Bei seiner Tätigkeit stützte er sich auf die Arbeiter und armen Handwerker und betrieb energisch deren Bewaffnung und militärische Organisation. Ein solches Verhalten verstärkte aber die Vorbehalte der Besitzbürger gegen den Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung", von dem sie die



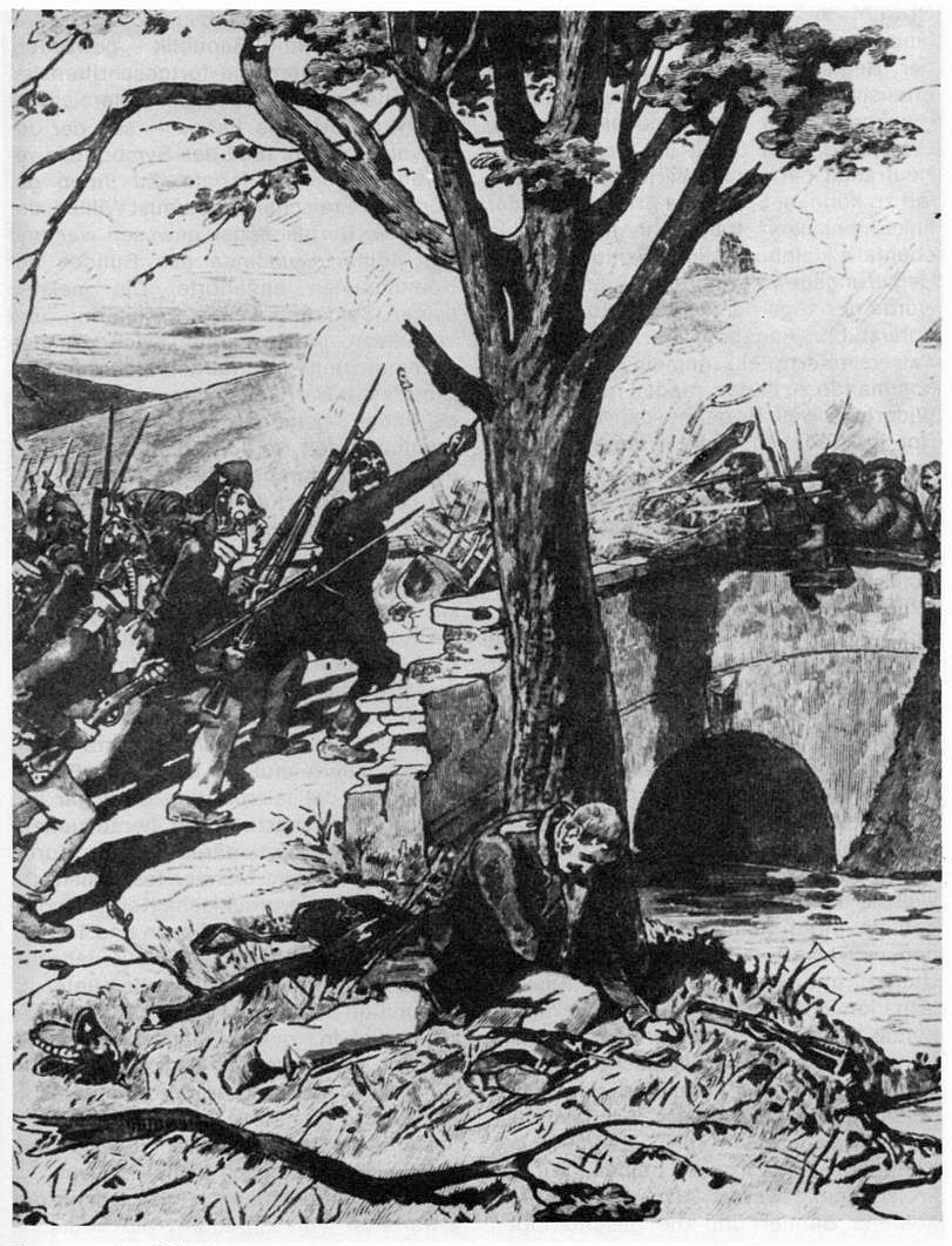
Der Oberkommandant Ludwik Mierosławski hält eine Rede vor der badischen Revolutionsarmee

Proklamation einer roten Republik befürchteten. Auf ihren Druck hin veranlaßte der Sicherheitsausschuß die Abberufung Engels' und seine Abreise aus Elberfeld. Die Arbeiter forderten ihren jungen Barrikadenchef zwar auf, bei ihnen zu bleiben, aber Engels wollte die verfahrene Situation nicht noch mehr belasten und kehrte am 16. Mai nach Köln zurück.

Am 11. und 12. Mai war es in Baden zu einer revolutionären Erhebung großer Teile des stehenden Heeres gekommen. Die Soldaten und Unteroffiziere verjagten die reaktionärsten, am meisten gehaßten Offiziere und stellten sich dem inzwischen gebildeten Landesausschuß zur Verfügung, der nach der Flucht des Großherzogs die Regierungsgewalt übernommen hatte. Seit dem Frühjahr 1848 hatten bewaffnete Freischaren am Oberrhein mehrfach versucht, die Republik zu errichten. Abgesehen davon, daß die Bevölkerung solche Aktionen kaum unterstützte, scheiterten sie immer recht schnell an der materiellen Überlegenheit der Truppen des stehenden Heeres und an deren geschultem Einsatz und ihrer Disziplin. Aber diese Aufstandsversuche wirkten doch auf die Soldaten ein und machten sie für demokratische Ideen empfänglich. Im Zusammenhang mit der Reichsverfassungskampagne kam es in den badischen Garnisonen zu Demonstrationen, deren Teilnehmer die Gewährleistung staatsbürgerlicher Rechte auch in der Armee forderten. Als besonders regsam erwies sich die Besatzung der Bundesfestung Rastatt, von der auch der Anstoß für die allgemeine Erhebung kam.

Erstmals stand der Revolution ein schlagkräftiges, gut bewaffnetes Heer zur Verfügung, und es gab zudem große Aussichten, daß auch im benachbarten Württemberg, in Hessen-Darmstadt und selbst in Bayern die Soldaten und Unteroffiziere dem Beispiel ihrer badischen Kameraden folgen würden. Aber auch ohne einen solchen Zuwachs bot das badische Heer, in seiner zahlenmäßigen Stärke zwar begrenzt, dafür im Besitz mancher Vorzüge im Vergleich zu anderen Armeen deutscher Mittel- und Kleinstaaten, für eine revolutionäre Armee den organisatorischen Rahmen. Ein eingespielter militärischer Verwaltungs- und Führungsapparat stand zur Verfügung, der allerdings noch von feindlichen Elementen gesäubert werden mußte.

Die revolutionäre Lösung politischer und militärischer Aufgaben stieß jedoch in Baden auf große Hindernisse. Die regierenden kleinbürgerlichen Demokraten um den Rechtsanwalt Brentano sehnten sich nach einem Kompromiß mit dem geflüchteten Großherzog und unterbanden aus diesem Grund radikale Maßnahmen zur Vertiefung und militärischen Sicherung der Revolution. Sie benahmen sich genau so feige wie die Frankfurter Nationalversammlung, deren inzwischen von der kleinbürgerlichen Demokratie beherrschte Mehrheit es ablehnte, sich die badische Armee zu ihrem Schutze zu unterstellen. Nur die Volkskräfte im eigenen Land und die revolutionären Kämpfer, die nach der Niederschlagung der Maiaufstände in Thüringen, Sachsen und in Preußen hatten flüchten müssen, sorgten für einige Anstrengungen auf militärischem Gebiet. Dazu gehörten die Aufstellung einer Volkswehr, die Reorganisation der Linientruppen und die materielle Hilfe für die Freischaren, die meistenteils schon bewaffnet, aber ohne Hilfsmittel nach Baden gelangt waren. Oberkommandant der Volkswehr war der bewährte Demokrat Johann Philipp Bekker, einer der späteren Mitstreiter von Marx und Engels in der I. Internationale. Unter ihm dienten auch der junge Wilhelm Liebknecht sowie noch andere Revolutionäre aus deutschen Landschaften.



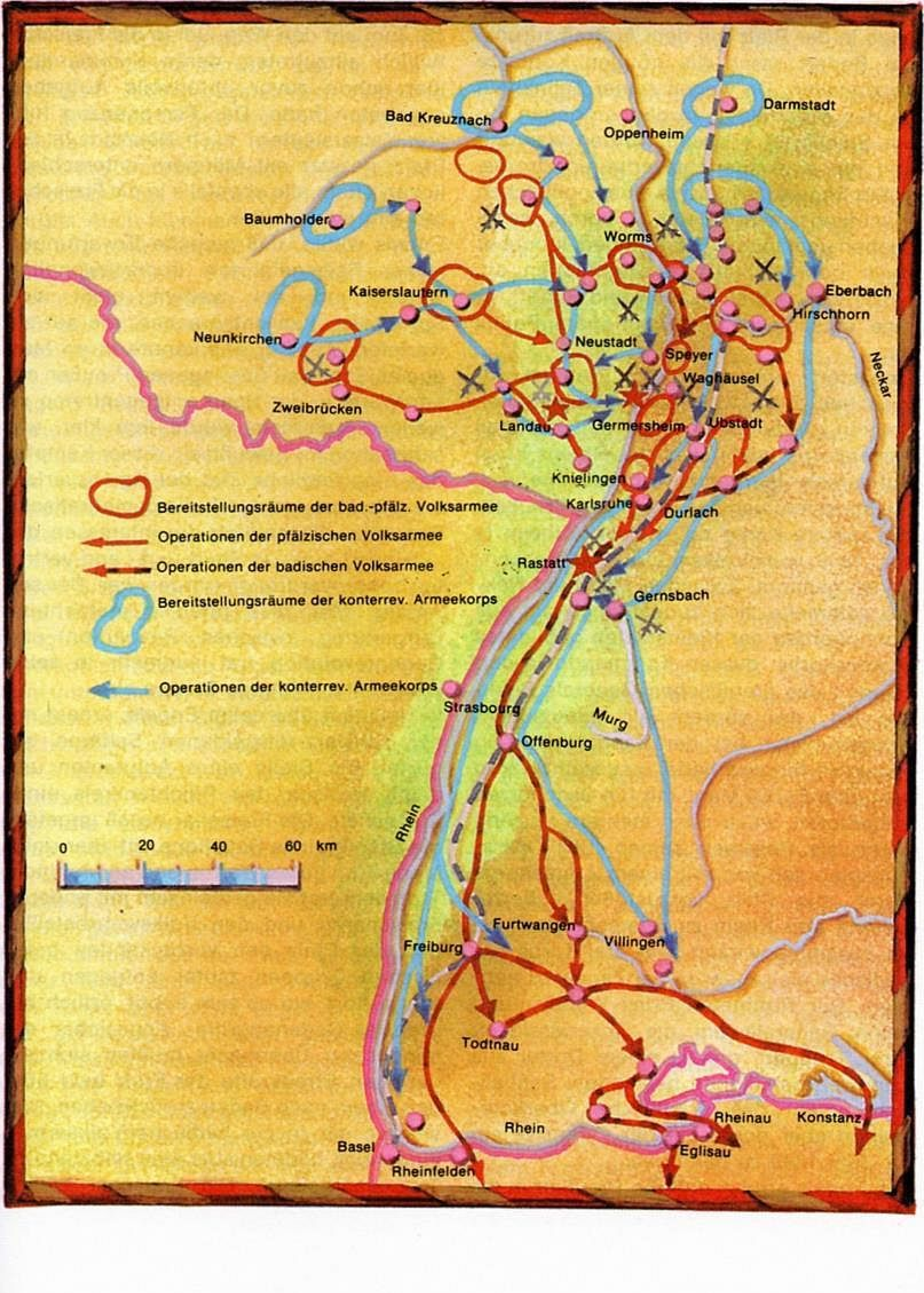
Szene aus dem Gefecht bei Durlach am 25. Juni 1849

Obwohl die eigene militärische Stärke langsam anwuchs, erschwerte die Karlsruher Regierung das dringend gebotene offensive Vorgehen über die Landesgrenzen hinaus. Sie hegte die seltsame Erwartung, sich damit die wohlwollende Neutralität der benachbarten Höfe erkaufen zu können. Selbst die Erhebung in der linksrheinischen (bayrischen) Pfalz, wo ebenfalls kleinbürgerliche Demokraten die Regierungsgewalt übernommen hatten, wurde nur zögernd und recht kümmerlich unterstützt. Angebote der Regenten in Kaiserslautern, ein gemeinsames Oberkommando zu bilden, fanden nur geringen Widerhall, weil Brentano den bayrischen Hof in München nicht verärgern wollte. Andererseits begnügte sich die provisorische Pfälzer Regierung damit, revolutionäre Maßregeln nur zu beschließen, statt sie mit Tatkraft zu verwirklichen. Eine Volkswehr wurde aufgestellt, doch es fehlte ihr an Waffen, Ausbildern und erfahrenen Offizieren. Dadurch konnten sich die in der Pfalz stehenden bayrischen Linientruppen fast unangefochten in die Festungen Landau und Germersheim zurückziehen. Versuche, sie zum Anschluß an die Revolution zu bewegen, blieben, weil allzu schwächlich unternommen, ohne Erfolg.

Unter diesen Umständen versammelten sich die meisten Freischaren in der Pfalz, weil sie hier am nötigsten gebraucht wurden. In ihren Reihen standen Deutsche neben Schweizern, Franzosen, Polen und Ungarn, und sie alle erfüllte der Geist internationaler Solidarität. Der bevorstehende Kampf gegen die preußische Konterrevolution trug europäische Aspekte, galt es doch, mit dem Sieg der Volksrevolution in Deutschland die revolutionäre Bewegung in allen Ländern des Kontinents vorwärts zu treiben. Für die Freischärler waren das schwarz-rot-goldene Banner und die gleichfarbigen Schärpen ihrer Offiziere zum Symbol einer demokratischen Republik geworden. Dabei entfalteten die fortgeschrittensten Freischaren, bei denen das Arbeiterelement überwog, die rote Fahne — seit der Julirevolution von 1830 das Symbol des revolutionären Proletariats. Zu ihnen gehörte die Freischar von August Willich, der ehemals Berufsoffizier gewesen war und der Kölner Gemeinde des Bundes der Kommunisten angehörte. Die meisten seiner Soldaten waren Proletarier, und viele von ihnen zählten sich zu den Kommunisten. Hier reihten sich auch die Elberfelder Barrikadenkämpfer ein, soweit es ihnen gelungen war, den gegenrevolutionären Kordon im Rheinland und am Main zu durchbrechen.

Da die preußischen Behörden die „Neue Rheinische Zeitung" unterdrückten — ihre Abschiedsnummer erschien am 19. Mai 1849 —, verließen Marx und Engels noch zuvor Köln und reisten nach Frankfurt, wo sie Kontakt mit den führenden demokratischen Abgeordneten aufnahmen. Doch ihre Erwartung, diese zu einem kraftvollen revolutionären Handeln bewegen zu können, blieb unerfüllt. Auch in Karlsruhe und Kaiserslautern mußten Marx und Engels befremdet die leichtfertige oder gar bewußte Unterschätzung der heraufziehenden konterrevolutionären Gefahr durch die maßgebenden Männer feststellen. Da andererseits die preußische Konterrevolution, nachdem sie in Sachsen und Thüringen sowie im rheinischen Industriebezirk gewütet hatte, sich darauf vorbereitete, die Revolution auch in der Pfalz und in Baden zu ersticken, gaben Marx und Engels weitere Bemühungen als zwecklos auf. Nur von außen konnte nun ein nachhaltiger Anstoß kommen, und das schien angesichts der Lage in Ungarn, in Italien und in Frankreich ziemlich sicher zu sein.

Ende Mai ging Marx nach Paris, um bei der erwarteten Volkserhebung die deutsche



Bad Kreuznach
Oppenheim
Darmstadt
Baumholder
Worms
Kaiserslautern
Eberbach
Hirschhorn
Neunkirchen
Neustadt
Speyer
Waghäusel
Neckar
Zweibrücken
Landau
Germersheim
Ubstadt
Knielingen
Karlsruhe
Durlach
Bereitstellungsräume der bad.-pfälz. Volksarmee
Operationen der pfälzischen Volksarmee
Operationen der badischen Volksarmee
Rastatt
Bereitstellungsräume der konterrev. Armeekorps
Gernsbach
Operationen der konterrev. Armeekorps
Strasbourg
Murg
Offenburg
Rhein
0
20
40
60 km
Furtwangen
Freiburg
Villingen
Todtnau
Rheinau
Konstanz
Rhein
Basel
Eglisau
Rheinfelden

Revolutionspartei zu vertreten. Engels blieb in der Pfalz mit dem Auftrag zurück, bei Bedarf rasch die nötigen Kontakte herzustellen. Da wegen seiner Teilnahme an den Elberfelder Vorgängen gegen ihn ein Steckbrief erlassen worden war und ihm ein Kriegsgerichtsverfahren drohte, nahm Engels den Status eines politischen Flüchtlings ein. Belehrt durch seine soeben gemachten Erfahrungen, lehnte er zivile oder militärische Funktionen ab, setzte sich jedoch in Wort und Schrift für eine entschlossene revolutionäre Politik ein.

Ungestört vollzogen die Preußen inzwischen mit zwei, aus verschiedenen starken Verbänden zusammengesetzten Armeekorps beiderseits des Rheins ihren Aufmarsch. Oberbefehlshaber der Interventionstruppen war der Prinz von Preußen, der spätere König und Kaiser Wilhelm I., seit 1848 vom Volksmund „Kartätschenprinz" genannt. Zwischen Main und Nekkar sammelte sich zudem noch ein aus Kontingenten der Kleinstaaten gebildetes Bundeskorps, dessen Kommando in den Händen des preußischen Generals Peukker lag, der vordem als „deutscher" Kriegsminister bei der Zentralgewalt in Frankfurt fungiert hatte. Insgesamt waren weit über 51 000 Mann mit 104 Geschützen aufgeboten, wozu noch mehrere tausend Mann als Reserven kamen. Der Operationsplan sah vor, mit einem Armeekorps durch die Pfalz vorzustoßen, überraschend den Rhein zu überschreiten und im Zusammenwirken aller drei Korps das badische Volksheer in die Zange zu nehmen. Nur fürchteten Prinz Wilhelm und seine Generale um die Zuverlässigkeit ihrer Truppen, die zu einem Drittel aus Landwehrbataillonen bestanden. Schließlich befahl das preußische Oberkommando aber doch, mit der Offensive am 12. Juni 1849 zu beginnen.

Als Engels erfuhr, daß die Preußen in die Pfalz einmarschierten, machte er sich am 13. Juni auf den Weg, um in die Freischar Willich einzutreten, deren Kommandant ihm schon zuvor ehrenvolle Aufgaben angeboten hatte. Der Personenzug fuhr von Kaiserslautern nach Neustadt in der Pfalz, besetzt mit Männern unterschiedlichen Alters, die ebenfalls in die Freischaren eintreten wollten.

Engels wußte, daß manche Erwartungen seiner Reisegefährten überschwenglich waren und bei weitem nicht den Schwierigkeiten entsprachen, die auf sie warteten. Aber er anerkannte ihren Mut, den an Zahl weit überlegenen Preußen mit der Waffe in der Hand entgegentreten zu wollen. Außerdem wurde ihm klar, wie sehr schon im Bewußtsein dieser Kämpfer das ursprüngliche Ziel der Reichsverfassungskampagne durch die demokratische Republik, die endlich die Interessen der „kleinen Leute" in Stadt und Land vertreten sollte, verdrängt worden war. Der seit Anfang Mai 1849 offen ausgefochtene Bürgerkrieg zwischen Revolution und Gegenrevolution trat nunmehr in seine letzte entscheidende Etappe ein.

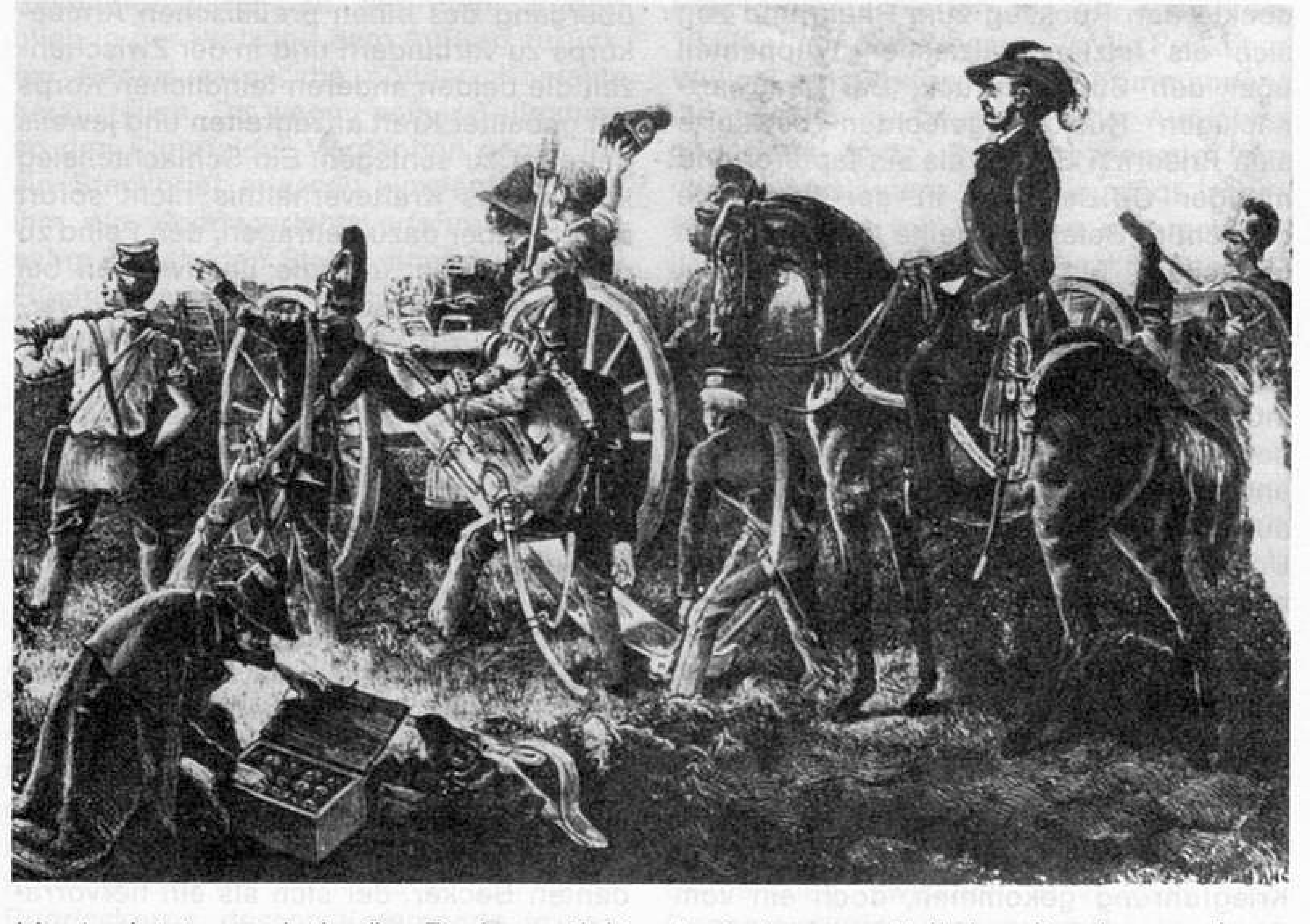
In Neustadt übernahm Engels, erneut mit der schwarz-rot-goldenen Schärpe gegürtet, die Stelle eines Adjutanten und damit faktisch den Pflichtenkreis eines Stabschefs. Die Freischar besaß ungefähr die Stärke eines Bataillons, litt aber unter Mangel an guten Waffen und an Munition. Trotzdem trat sie gemeinsam mit anderen Freischaren und den Volkswehrbataillonen der Pfalz den vorrückenden preußischen Truppen tapfer entgegen und führte dort, wo es sich anbot, örtlich begrenzte Gegenangriffe. Angesichts der feindlichen Übermacht mußten sich die geringen Streitkräfte der Pfalz bald über den Rhein nach Baden zurückziehen. Hier wurden sie in die badische Volksarmee eingereiht, bildeten aber eine selbständige Truppenabteilung. Die Freischar Willich

deckte den Rückzug zum Rhein und zog sich als letzter pfälzischer Truppenteil über den Strom zurück. Bei den hartnäckigen Rückzugsgefechten bewährte sich Friedrich Engels als ein tapferer und mutiger Offizier, der in der Feuerlinie umsichtig Befehle erteilte und auf den Märschen für revolutionäre Disziplin sorgte. Auch kümmerte er sich um Munition und Lebensmittel.

Auf badischem Boden angekommen, mußte Engels davon Kenntnis nehmen, daß sich die europäischen Verhältnisse entschieden verschlechtert hatten. Statt auf Wien vorzustoßen, sahen sich die Ungarn vielmehr gezwungen, den Verteidigungskampf gegen die Intervention zaristischer Truppen und die Gegenoffensive der österreichischen Armee aufzunehmen. Auch aus Rom und Paris lagen lauter ungünstige Nachrichten vor. Alle Hoffnungen auf einen neuen Anstoß von außen blieben unerfüllbar. In Baden war zwar inzwischen mehr Aktivität in die Kriegführung gekommen, doch ein vom Oberkommandanten Sigel noch Anfang Juni unternommener Vorstoß nach Hessen scheiterte. Nach Sigels Rücktritt wurde der befähigte polnische Revolutionär Ludwik Mierosławski zum neuen Oberkommandanten ernannt. Auf dem Papier betrug die zahlenmäßige Stärke seiner Armee etwa 40 000 bis 42 000 Mann, doch waren davon in Baden höchstens 20 000 Mann mit 60 bis 70 Geschützen wirklich gefechtsbereit. Hinzu kamen etwa 6 000 Kämpfer aus der Pfalz, deren taktischer Wert nach dem Rückzug über den Rhein aber stark abgesunken war. Die größte Gefechtskraft besaßen die 6 000 Mann umfassenden Freischaren, obwohl ihre Bewaffnung selbst jetzt noch infolge der Sabotage großherzoglicher Beamter und Offiziere mangelhaft blieb.

Auf dieser Grundlage bot sich als einzige strategische Möglichkeit an, den Rheinübergang des einen preußischen Armeekorps zu verhindern und in der Zwischenzeit die beiden anderen feindlichen Korps mit geballter Kraft anzugreifen und jeweils getrennt zu schlagen. Ein Schlachtensieg konnte das Kräfteverhältnis nicht sofort ändern, aber dazu beitragen, den Feind zu demoralisieren, und die Landwehren bei gehöriger politischer Bearbeitung veranlassen, zur Revolutionsarmee überzugehen. Mierosławski leitete entsprechende Bewegungen seiner Truppen ein. Obwohl diese im Odenwald, am Neckar und bei Waghäusel örtlich begrenzte Erfolge errangen, scheiterte schließlich doch der Versuch, die Gegner einzeln zu schlagen. Die Preußen vollzogen den Rheinübergang und stellten das Zusammenwirken mit den bereits auf dem rechten Ufer stehenden Truppenverbänden her. Aber ihre Absicht, die Revolutionsarmee in die Zange zu nehmen, ging nicht auf. Gedeckt durch die Volkswehrdivision unter ihrem Kommandanten Becker, der sich als ein hervorragender Revolutionsgeneral erwies, und mit den Freischaren als Nachhut, marschierte die pfälzisch-badische Volksarmee in südlicher Richtung ab und stellte sich in der Nähe der Festung Rastatt, entlang der Murg, Ende Juni noch einmal zur Schlacht.

Wütend über den unerwartet zähen Widerstand, begannen die zur Soldateska abgesunkenen preußischen Linientruppen wehrlose Gefangene kaltblütig zu ermorden. Ihre Generale und Kommandeure lehnten es ab, Pardon zu gewähren und humanitäre Gebote selbst gegenüber den zurückgelassenen Verwundeten der Volksarmee zu beachten. Ihnen ging es lediglich darum, durch einen mit Hilfe von Standgerichten organisierten Mord alle aktiven Revolutionäre, die in ihre Hände fielen, umzubringen und das besetzte Land so lange unter Kriegsrecht zu stellen,



bis der letzte revolutionäre Funke erstickt und die Ruhe eines Friedhofs gesichert war. Ein voller Abwehrsieg an der Murg hätte aber die Revolutionsarmee immerhin befähigen können, ihre Widerstandskräfte zu reorganisieren, die Verteidigung zu verstärken und somit die Preußen zu zwingen, eine längere Operationspause einzulegen. Nur setzte ein solches Ziel die straffste Zusammenfassung aller Kräfte und härteste Disziplin voraus, außerdem eine ebenso umsichtige wie elastische Führung. August Willich übernahm an der Murg die Stelle des Stabschefs einer Division und behielt auch in dieser Funktion seinen bisherigen Adjutanten.

Aus einem Vorstoß preußischer Voraustruppen entwickelte sich am 29. und 30. Juni eine heftige Schlacht, in der beide Seiten stürmische Angriffe und Gegenangriffe vortrugen. Da die preußische Infanterie zum Teil bereits das moderne Zündnadelgewehr besaß, aber auch sonst über bessere Feuerwaffen verfügte als die buntscheckig bewaffneten Revolutionssoldaten, gewann sie schließlich die Oberhand. Wie in den Gefechten zuvor hatte auch dieses Mal Friedrich Engels im ärgsten Kugelregen seinen Mann gestanden und zu den Anfangserfolgen beigetragen. Mit der angeschlagenen, aber noch kampfentschlossenen Freischar verließ er als einer der letzten das Schlachtfeld, um unter dem übermächtigen Druck des Feindes den Rückzug anzutreten.

Die Festung Rastatt war bereits am 1. Juli eingeschlossen worden, doch hatte ihre Besatzung den Belagerungskampf entschlossen aufgenommen und preußische Aufforderungen, bedingungslos zu kapitulieren, abgelehnt.

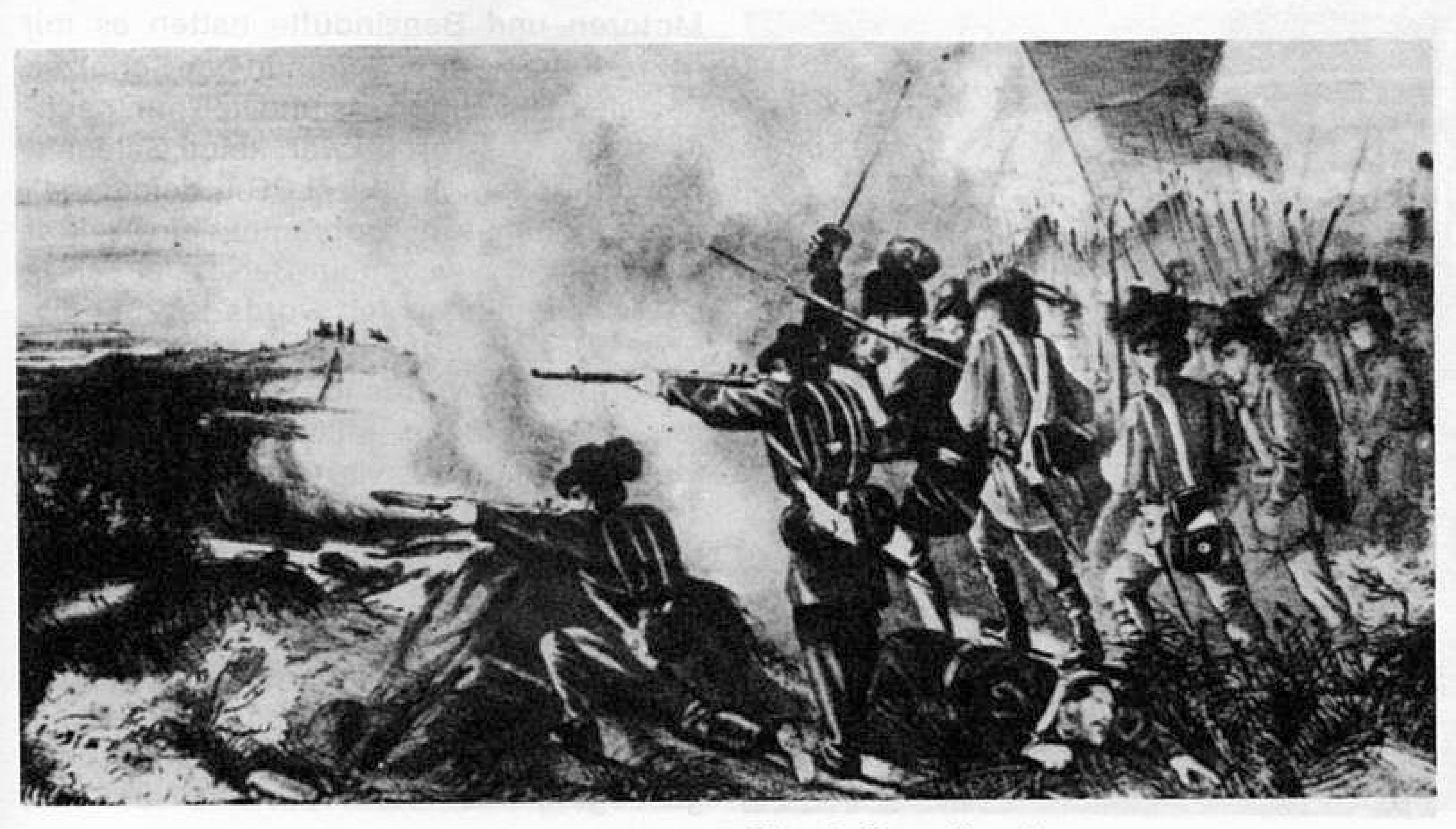
Nach der Schlacht an der Murg unterblieb

Badisches Feldgeschütz am 23. Juni 1849 bei Ubstadt in Feuerstellung. Zu Pferde: Armand Goegg — Mitglied der provisorischen Regierung

jeder Versuch, im südlichen Baden noch einmal den Widerstand zu organisieren, obwohl Willich, Engels und Becker dazu dringend rieten. Viele Truppenteile lösten sich auf, und die militärische Disziplin zerfiel allmählich. Nun sahen sich auch die noch kampffähigen Bataillone und Freischaren gezwungen, am 11. und 12. Juli in die Schweiz überzutreten. Ende Juli 1849 kapitulierte Rastatt, der letzte Hort der Freiheit auf deutschem Boden. Damit hatte die so hoffnungsvoll begonnene Volksbewegung zur Durchsetzung der Reichsverfassung mit einer schweren Niederlage geendet. Die Revolution war besiegt. Viele der von den Preußen gefangenen Revolutionäre wurden erschossen oder heimtückisch in den Kasematten von Rastatt durch Hunger und Typhus umgebracht. Lange Zeit blieb das wiederhergestellte Großherzogtum Baden unter dem „Schutz" preußischer Bajonette.

Im Exil schrieb Friedrich Engels die Schrift „Die deutsche Reichsverfassungskampagne", mit der er den gefallenen oder ermordeten Revolutionssoldaten ein leuchtendes Denkmal setzte. Die Schrift trägt viele autobiographische Züge, hatte doch Engels darin seine persönlichen Erlebnisse mit einbezogen. Stolz schrieb er über den Platz revolutionärer Arbeiter in der vordersten Kampflinie: „Die Partei des Proletariats war ziemlich stark in der badisch-pfälzischen Armee vertreten ... Die entschiedensten Kommunisten waren die couragiertesten Soldaten."

Bereits im Kampf um eine demokratische Republik unter der schwarz-rot-goldenen Fahne hatten die fortgeschrittensten Proletarier das rote Banner erhoben. Als einer ihrer revolutionären Führer hatte sich Friedrich Engels auch auf dem Schlachtfeld des Bürgerkriegs, der den Volkskräften durch die Konterrevolution aufgezwungen worden war, vorbildlich bewährt. Kampfgenossen hoben seinen Eifer und Mut lobend hervor, und noch viele Jahre später berichteten jene, „welche ihn im Feuer gesehen hatten", von „seiner absoluten Verachtung jeder Gefahr".



Die rote Fahne über den kämpfenden badischen Revolutionstruppen bei Waghäusel am 21. Juni 1849

Das Gerät mußt du beherrschen

Walter Vogel

Gedanken des Ausbilders Roland Schüler

Ich bin — kurz gesagt — Fahrlehrer am Bezirksausbildungszentrum der GST „Gardeschütze Matrossow" in Cottbus-Sielow, um es genauer zu sagen: Fahrlehrer für den „Ural". Zu uns kommen alle zukünftigen Militärkraftfahrer, die in ihren Heimatkreisen die Fahrerlaubnis für die Klasse 5 in der vormilitärischen Ausbildung erworben haben und nun noch ein besonderes Gerät beherrschen lernen sollen, den „Ural" 375 D, Standard-LKW der NVA. Ja, ich sage „Gerät" zu ihm, diesen Namen haben wir ihm bei der Armee gegeben, so im Sinne von „prima Kiste"!



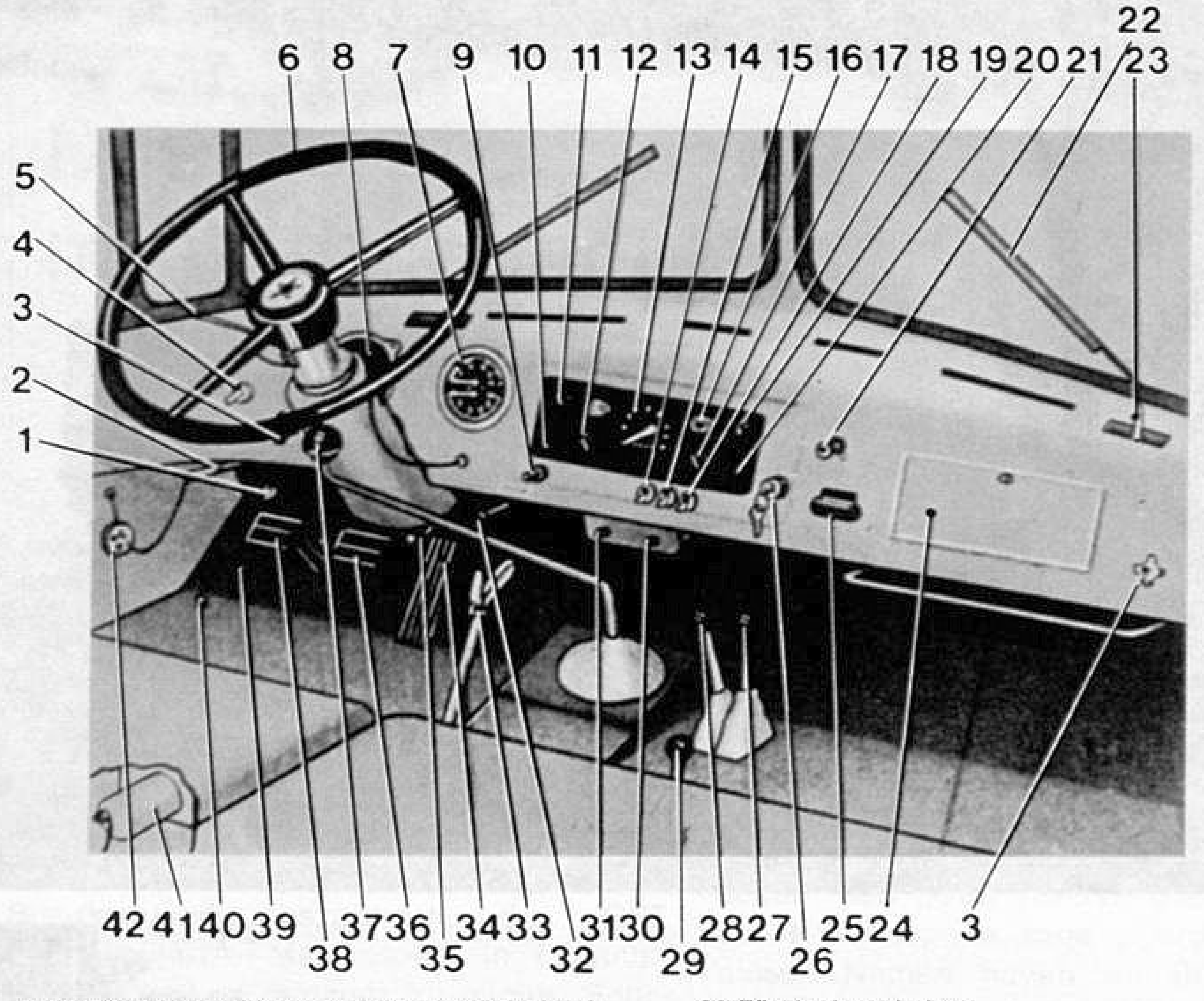
Roland Schüler und sein Ausbildungsgerät

Motoren und Benzindüfte hatten es mir frühzeitig angetan. Schon in der Schulzeit bastelte ich an Mopeds und ließ mir, nachdem ich 16 geworden war, keine Gelegenheit entgehen, in der LPG „Heideland" meines Heimatorts Dobra mit dem Traktor zu fahren. So war mein Berufsziel schon so gut wie sicher: Ich wurde Kfz-Schlosser, spezialisierte mich auf Zweitaktmotoren. 1971 wurde ich ganz folgerichtig für die Laufbahn Militärkraftfahrer gemustert und absolvierte beim Kreisvorstand der GST Liebenwerda die vormilitärische Ausbildung für die Laufbahn Militärkraftfahrer der NVA.

Dann kam im Juli 1972 die Weiterbildung auf dem „Ural". Damals dachte ich: Das lernst du nie! Ich hatte das Gefühl, als sei ich von einem „Trabant" auf einen LKW gestiegen, und nicht vom W 50 auf den

Letzte Etappe der vormilitärischen Ausbildung der künftigen Militärkraftfahrer:

Umsteigen auf den „Ural" 375 D



1 Betätigungsknopf der Scheibenwaschanlage
2 Hebel zur Betätigung der Kühlluftabdeckung
3 (links) Anlasserdruckknopfschalter
3 (rechts) Lufthahn zur Betätigung des Scheibenwischers
4 Lufthahn zur Betätigung des Scheibenwischers
5 Schalter für Blinker
6 Lenkrad
7 Druckluftmanometer
8 Druckluftmanometer der Reifendruckregelanlage
9 Schalter für Scheinwerfer
10 Kontrolleinrichtung für Fernlicht
11 Kontrolleinrichtung für Öldruck
12 Kontrolleinrichtung für Kühlmitteltemperatur
13 Tachometer
14 Schalter für Heizungseinrichtung
15 Schalter für Suchscheinwerfer
16 Instrumentenbeleuchtung
17 Kontrolleinrichtung für Kraftstoffvorrat
18 Schalter für Fahrerhausleuchte
19 Amperemeter
20 Kontrolleinrichtung für Blinker
21 Zugeinrichtung für Drosselklappe
22 Scheibenwischerarm (Wischerblatt)
23 Handhebel des Scheibenwischerarms
24 Ablage
25 Beifahrerleuchte
26 Zündanlaßschalter
27 Hebel der Ausgleichsperre im Verteilergetriebe
28 Schalthebel des Verteilergetriebes
29 Schalthebel des Zusatzgetriebes
30 Stelleinrichtung der Luftklappe
31 Griff zur Betätigung der Drosselklappe
32 Hebel zur Betätigung der Reifendruckregelanlage
33 Handbremshebel
34 Fahrfußhebel
35 Griff zur Betätigung des Heizungs- und Lüftungssystems
36 Bremsfußhebel
37 Schalthebel für Wechselgetriebe
38 Kupplungsfußhebel
39 Fußabblendschalter
40 Schalter für Horn
41 Batterieschalter
42 Steckdose für Lampe

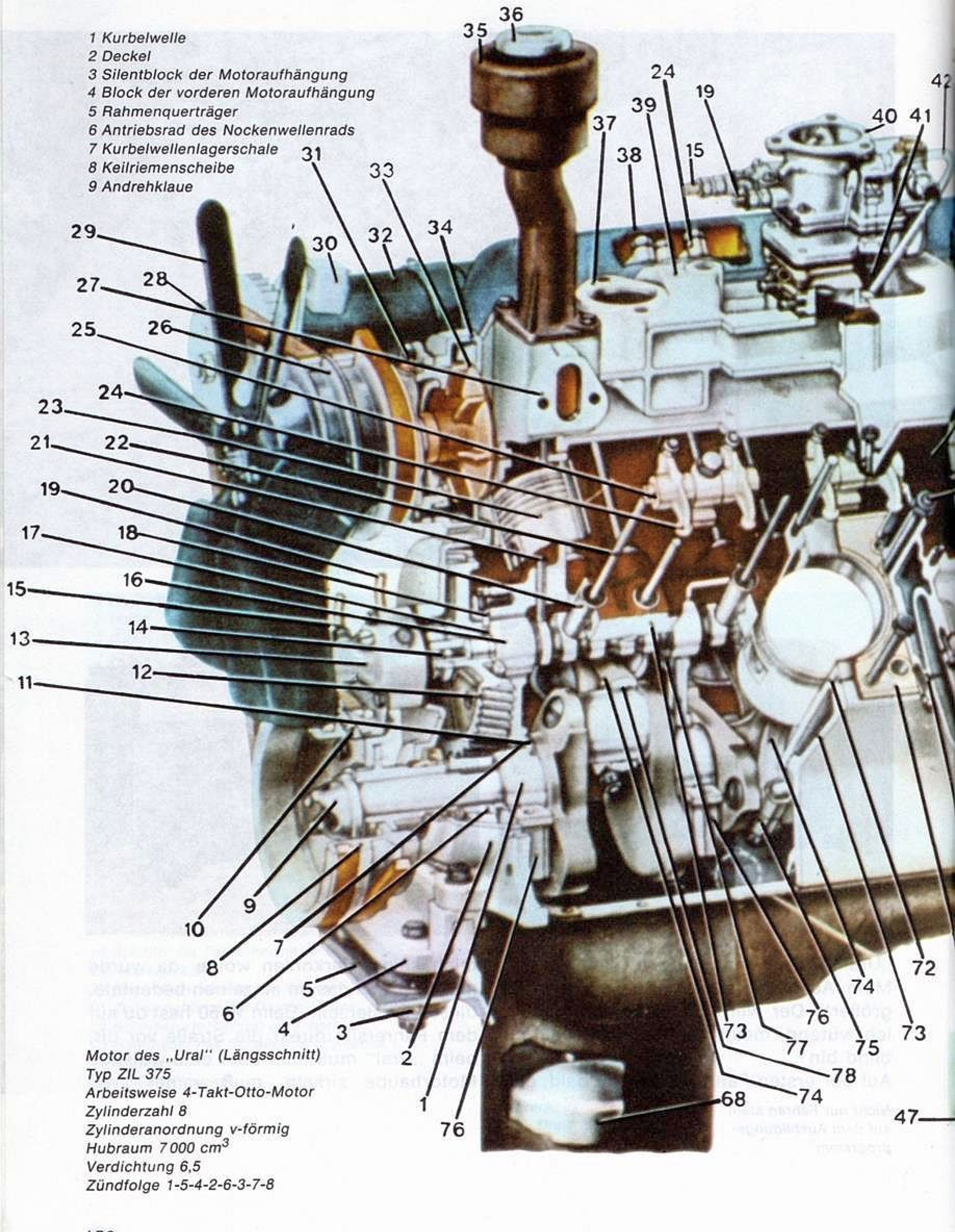
Fahrerhaus des „Ural" 375 D





„Ural". Alles war anders auf dem „Ural". Mein Ausbilder sagte: „Paß auf, der ist größer!" Der will dich verkohlen, dachte ich wütend, meint der vielleicht, daß ich blind bin?
Auf der ersten Fahrt merkte ich bald, daß mich keiner verkohlen wollte, da wurde mir klar, was das im einzelnen bedeutete, dieses Größersein. Beim W 50 hast du auf dem Fahrersitz direkt die Straße vor dir, beim „Ural" muß man über eine wulstige Motorhaube zirkeln, muß immer zwei

Nicht nur Fahren steht auf dem Ausbildungsprogramm

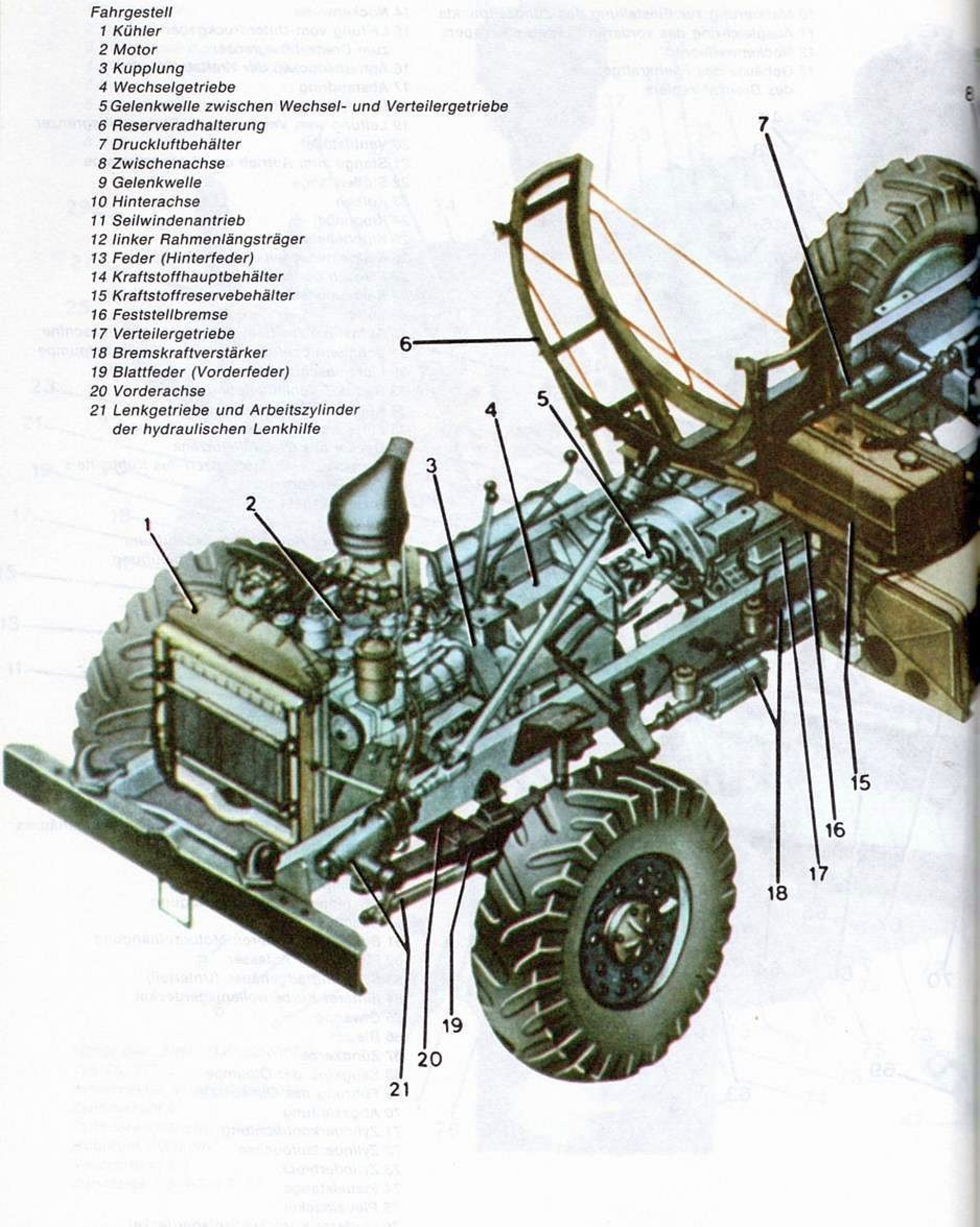


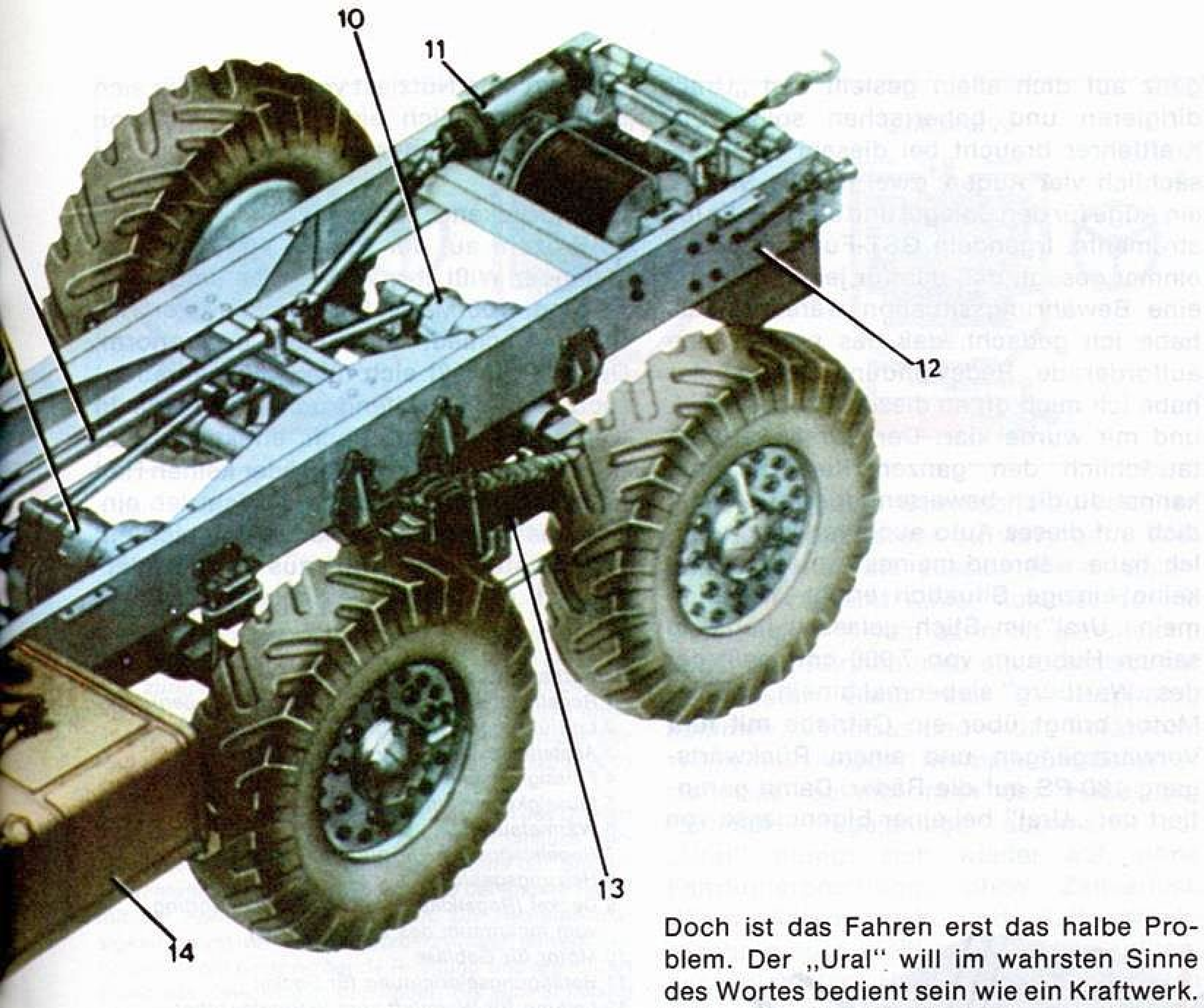
1 Kurbelwelle
2 Deckel
3 Silentblock der Motoraufhängung
4 Block der vorderen Motoraufhängung
5 Rahmenquerträger
6 Antriebsrad des Nockenwellenrads
7 Kurbelwellenlagerschale
8 Keilriemenscheibe
9 Andrehklaue

Motor des „Ural" (Längsschnitt)
Typ ZIL 375
Arbeitsweise 4-Takt-Otto-Motor
Zylinderzahl 8
Zylinderanordnung v-förmig
Hubraum 7 000 cm^3
Verdichtung 6,5
Zündfolge 1-5-4-2-6-3-7-8



10 Markierung zur Einstellung des Zündzeitpunkts
11 Ausgleichring des vorderen Kurbelwellenlagers
12 Nockenwellenrad
13 Gehäuse des Fliehkraftgebers des Drehzahlreglers
14 Nockenwelle
15 Leitung vom Unterdruckgeber zum Drehzahlbegrenzer
16 Antriebsnocken der Kraftstoffpumpe
17 Abstandring
18 Druckflansch
19 Leitung vom Vergaser zum Drehlzahlbegrenzer
20 Ventilstößel
21 Stange zum Antrieb der Kraftstoffpumpe
22 Stößelstange
23 Kolben
24 Kipphebel
25 Kipphebelachse
26 Keilriemenscheibe des Lüfters
27 Flansch der Kraftstoffpumpe
28 Keilriemenscheibe der Lichtmaschine
29 Lüfter
30 Aufnahme zur Befestigung der Lichtmaschine
31 Schmiernippel der Lager der Kühlmittelpumpe
32 Lichtmaschine
33 Rad der Kühlmittelpumpe
34 Kühlmittelpumpengehäuse
35 Filter der Kurbelgehäusebelüftung
36 Deckel des Öleinfüllstutzens
37 Flansch für Auslaufstutzen des Kühlmittels
38 Zylinderkopfhaube
39 Ansaugkanal
40 Vergaser
41 Ventil der Kurbelgehäusebelüftung
42 Leitung der Kurbelgehäusebelüftung
43 Rotationsfilter
44 Kipphebelfeder
45 Kipphebelbock
46 Zündverteiler
47 Ölmeßstab
48 Befestigungsschraube des Zylinderkopfs
49 Ventilfeder
50 Zylinderkopf
51 Zylinderlaufbuchse
52 Blech
53 Schwungradgehäuse
54 Schwungrad
55 Zahnkranz des Schwungrads
56 Befestigungsschraube des Schwungradgehäuses
57 Silentblock
58 Distanzbuchse der Silentblöcke
59 Klemmplatte der Silentblöcke der hinteren Motoraufhängung
60 Rahmen
61 Bolzen der hinteren Motoraufhängung
62 Flansch für Anlasser
63 Schwungradgehäuse (Unterteil)
64 hinterer Kurbelwellenlagerdeckel
65 Ölwanne
66 Blech
67 Zündkerze
68 Saugkorb der Ölpumpe
69 Führung des Ölmeßstabs
70 Abgasleitung
71 Zylinderkopfdichtung
72 Zylinderlaufbuchse
73 Zylinderblock
74 Pleuelstange
75 Pleueldeckel
76 vorderer Kurbelwellenlagerdeckel
77 Buchse der Nockenwelle
78 Pleuellagerschale

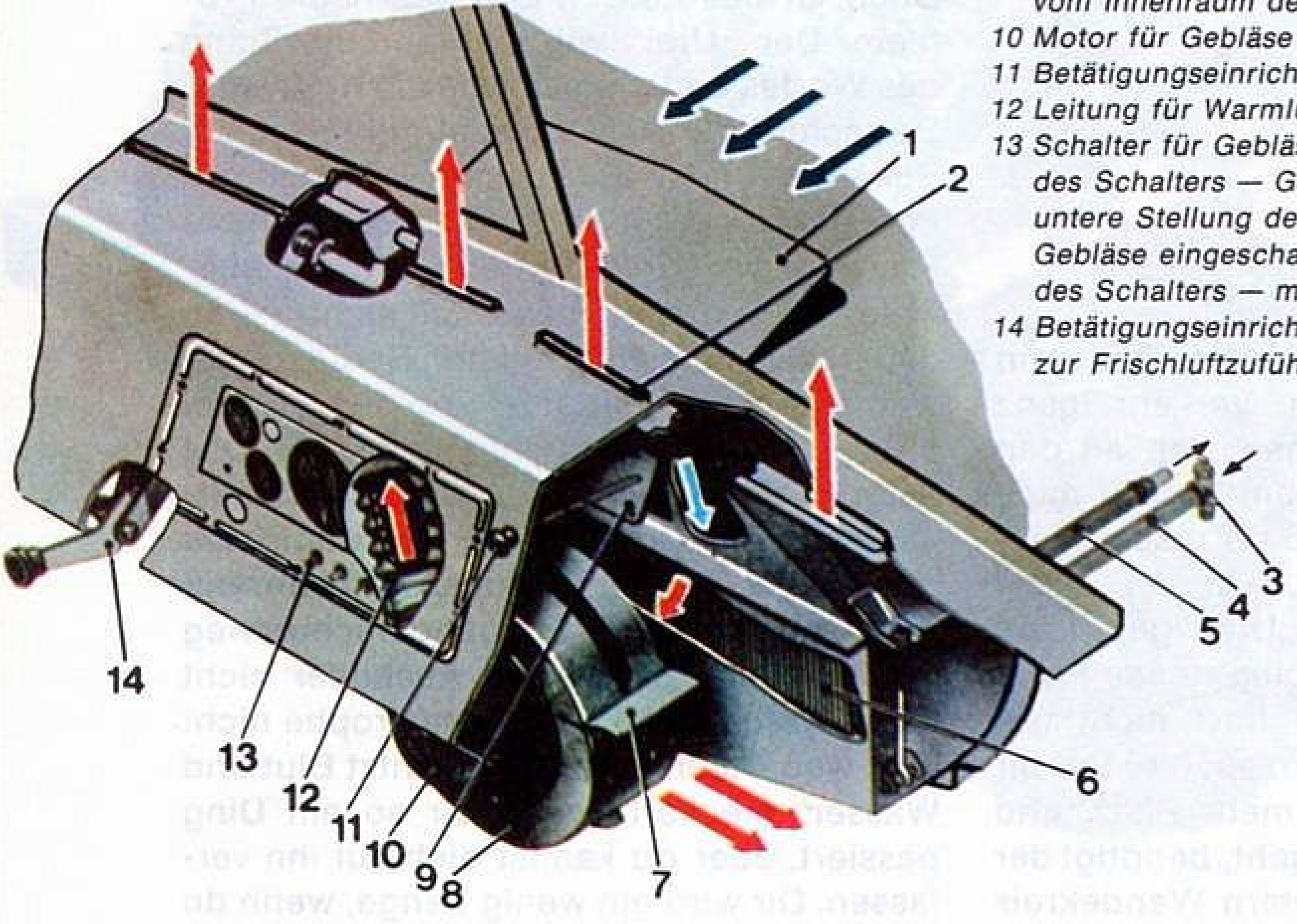

Fahrgestell
1 Kühler
2 Motor
3 Kupplung
4 Wechselgetriebe
5 Gelenkwelle zwischen Wechsel- und Verteilergetriebe
6 Reserveradhalterung
7 Druckluftbehälter
8 Zwischenachse
9 Gelenkwelle
10 Hinterachse
11 Seilwindenantrieb
12 linker Rahmenlängsträger
13 Feder (Hinterfeder)
14 Kraftstoffhauptbehälter
15 Kraftstoffreservebehälter
16 Feststellbremse
17 Verteilergetriebe
18 Bremskraftverstärker
19 Blattfeder (Vorderfeder)
20 Vorderachse
21 Lenkgetriebe und Arbeitszylinder der hydraulischen Lenkhilfe
1
2
3
4
5
6
7
15
16
17
18
19
20
21



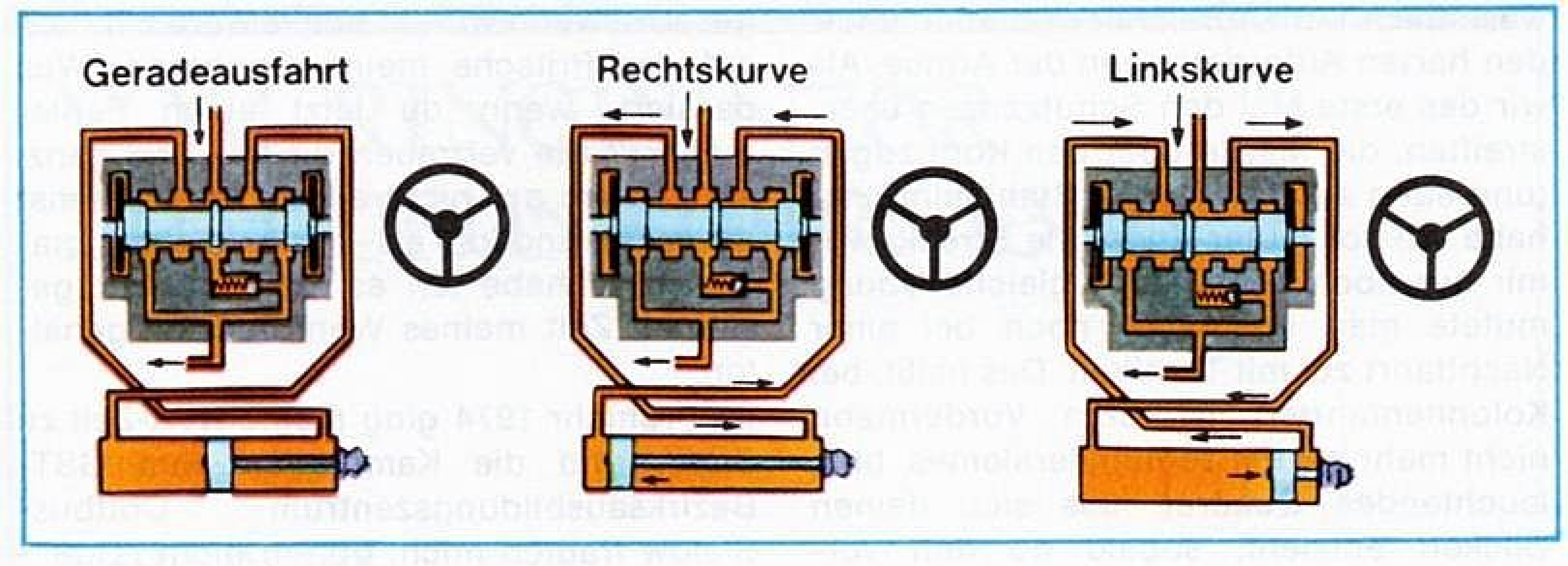
Meter eher bremsen und halten. Das kann einen bei auflaufendem Verkehr ganz schön irritieren, wenn man sich an den W 50 gewöhnt hat. Bei dem bist du nach kurzer Zeit so sicher, daß du glaubst, auf Haaresabstand fahren zu können. Diese Sicherheit nutzt dir beim „Ural" gar nichts mehr, du mußt dir ein völlig neues Fahrgefühl angewöhnen. Du hast nicht nur mehr Auto vor dir, sondern auch hinter dir brauchst du wesentlich mehr Platz, und wenn es in enge Kurven geht, benötigt der „Ural" mit seinen 21 Metern Wendekreis fast doppelt soviel Raum wie der W 50.

Doch ist das Fahren erst das halbe Problem. Der „Ural" will im wahrsten Sinne des Wortes bedient sein wie ein Kraftwerk. Betrachte dir die Vielzahl von Hebeln, Schaltern und Meßinstrumenten allein nur im Fahrerhaus. Man muß sie zwar nicht alle zu jeder Minute im Auge haben, aber viele. Da erwischt man sich nicht selten dabei, daß man völlig mit den Bedienungselementen beschäftigt ist und die Fahrerei plötzlich zur Nebensächlichkeit wird. Das kann im Straßenverkehr oder gar im Stadtverkehr kreuzgefährlich werden! Du guckst auf den Öldruckmesser, während dein Gerät auf einen Fußgängerschutzweg zurollt! Wenn es da den Ausbilder nicht gäbe, wäre es von einer Katastrophe nicht weit weg. Aber er ist da, schwitzt Blut und Wasser, meckert, wenn dir so ein Ding passiert, aber du kannst dich auf ihn verlassen. Dir wird ein wenig bange, wenn du an den Augenblick denkst, an dem du

ganz auf dich allein gestellt den „Ural" dirigieren und beherrschen sollst. Ein Kraftfahrer braucht bei diesem LKW tatsächlich vier Augen: zwei für die Straße, ein Auge für den Spiegel und eins für die Instrumente. Irgendein GST-Funktionär hat einmal gesagt, daß das für jeden von uns eine Bewährungssituation wäre. Damals habe ich gedacht, daß das nur so eine auffordernde Redewendung sei. Später habe ich mich oft an dieses Wort erinnert, und mir wurde klar: Der „Ural" verlangt tatsächlich den ganzen Kerl, an ihm kannst du dich beweisen, aber du kannst dich auf dieses Auto auch verlassen.
Ich habe während meines Armeedienstes keine einzige Situation erlebt, wo mich mein „Ural" im Stich gelassen hätte. In seinen Hubraum von 7000 cm³ paßt der des „Wartburg" siebenmal hinein, und der Motor bringt über ein Getriebe mit fünf Vorwärtsgängen und einem Rückwärtsgang 180 PS auf die Räder. Damit garantiert der „Ural" bei einer Eigenmasse von 8400 kg eine Nutzlast von 5000 kp für sich selbst, zusätzlich eine Anhängelast von 5000 kp im Gelände und 10000 kp auf der Straße.
Beeindruckend ist seine Steigfähigkeit: 65 Prozent auf der Straße, 40 Prozent im Gelände. Wißt ihr, wieviel das sind? Das sind auf 100 Meter Strecke 65 Meter Höhenunterschied. Ich finde das enorm. Diese Kraft läßt sich durch den Allradantrieb und die Reifendruckregelanlage in vielen Situationen noch effektiver ausnutzen. Finden die Hinterräder keinen Halt mehr, schaltet man den Allradantrieb ein, und das Gerät funktioniert, wühlt sich mit unwiderstehlicher Kraft aus dem Hindernis. Ist der Belag verschlammt, vereist



Fahrerhausheizung
1 Regelklappe für Frischluftzuführung (außen)
2 Luftführung zur Scheibenbelüftung
3 Abstellhahn der Heizungseinrichtung
4 Flüssigkeitsleitung für Zufluß der Flüssigkeit
5 Flüssigkeitsleitung für Abfluß der Flüssigkeit
6 Wärmetauscher
7 Regelklappe der Heizung im Fahrerhaus
8 Heizungsgebläse
9 Deckel (Regelklappe für Frischluftzuführung vom Innenraum des Fahrerhauses)
10 Motor für Gebläse
11 Betätigungseinrichtung für Deckel
12 Leitung für Warmluft vom Wärmetauscher
13 Schalter für Gebläse (mittlere Stellung des Schalters — Gebläse ausgeschaltet, untere Stellung des Schalters — Gebläse eingeschaltet, obere Stellung des Schalters — max. Auslastung des Gebläses)
14 Betätigungseinrichtung für Klappe zur Frischluftzuführung (außen)



Arbeitsweise der hydraulischen Lenkhilfe
Bei Geradeausfahrt befindet sich der Schieber der Steuereinrichtung, der am Gehäuse des Lenkgetriebes angeflanscht ist, in Mittelstellung. Dabei strömt die Hydraulikflüssigkeit von der Pumpe über Leitungen und den Dreiwegehahn in die Steuereinrichtung. Sie fließt zwischen Steuergehäuse und Schieber hindurch und zurück in den Behälter der Hydraulikpumpe. Die Räume der Steuereinrichtung befinden sich unter gleichem Druck, und der Kolben bewegt sich nicht. Der Kolben des Steuerzylinders befindet sich ebenfalls in Mittelstellung.
Bei der Rechts- und Linkskurve wird durch das Drehen des Lenkrads der Schieber im Steuergehäuse verschoben. Dadurch wird einer der Räume der Steuereinrichtung mit der Druckleitung und der andere Raum mit der Abflußleitung verbunden. Die Hydraulikflüssigkeit strömt weiter in den Steuerzylinder, bewegt den Kolben in die entsprechende Richtung und erleichtert somit das Einschlagen der Räder. Bis zum Stillstand des Lenkrads wird der Schieber bewegt. Anschließend geht er unter Einwirkung der Hydraulikflüssigkeit und der Kolbenfeder in Neutralstellung zurück. Auch der Kolben des Steuerzylinders geht wieder in Neutralstellung.
Das im Gehäuse der Steuereinrichtung eingebaute Rückschlagventil verbindet bei ausgeschalteter Hydraulikpumpe die beiden Räume der Steuereinrichtung. Damit ist ein Lenken des Kfz ohne Unterstützung der Lenkhilfe möglich.

oder drehen die Räder durch, läßt man Luft aus den Reifen. Das erledigt man während der Fahrt mit einer einzigen Hebelbewegung. Dadurch vergrößert sich die Reifenauflagefläche ganz erheblich. Man fährt zwar fast auf einem „Platten", aber so ist es möglich, die Fahrzeugmasse auf eine größere Oberfläche zu verteilen und den Bodendruck zu verringern. Was einem vorher als aussichtsloses Unterfangen erscheint („hier kommst du nie alleine 'raus"), geht dann oft ganz leicht. Legst den Allradantrieb ein, schaltest auf den ersten Gang, läßt die Kupplung kommen, gibst Gas und — das Gerät rollt! Wenn man wieder normale Straße unter sich hat, betätigt man den Hebel der Reifendruckregelanlage abermals, der „Ural" pumpt sich wieder auf, ohne Fahrtunterbrechung, ohne Zeitverlust. Wenn Allradantrieb und Reifendruckregelung auch nicht mehr reichen sollten, kann sich der „Ural" immer noch selbst helfen: Seine Seilwinde hat eine Zugkraft von 7000 kp, und zum Spillen liegen 65 Meter Stahlseil auf der Rolle. Das einzige, was man braucht, ist ein „Haltepunkt" — das kann ein Baum sein oder ein zweites Fahrzeug.

Der „Ural" ist wirklich rundum ein gutes Gerät, mit einem Wort: sowjetisches Weltniveau.

Ich habe das bei der Armee mehr als einmal erlebt. Ebenso viele Male wurde mir aber klar: Auch der „Ural" ist nur so gut wie sein Fahrer. Als ich damals zur NVA ging, wurden wir Kraftfahrer in einem vierwöchigen Lehrgang mit dem „Ural" vertraut gemacht. Es war im Prinzip die gleiche Ausbildung wie bei der GST, aber

wesentlich umfangreicher und eben unter den harten Anforderungen der Armee. Als wir das erste Mal den Schutzanzug überstreiften, die Maske über den Kopf zogen (und dann auch noch den Stahlhelm!), da habe ich vor lauter Angst die Strecke vor mir nur noch geahnt. Die gleiche Übung mutete man uns dann noch bei einer Nachtfahrt zu, mit Tarnlicht. Das heißt, bei Kolonnenfahrten ist dein Vordermann nicht mehr als ein zentimeterkleines, blau leuchtendes Quadrat, das sich deinen Blicken entzieht, sobald du den vorgeschriebenen Abstand nicht einhältst.

Diese ersten vier Wochen sind nach meiner Erfahrung die schwerste Zeit des ganzen Wehrdienstes. Nicht nur, weil die Fahrerei so viel anstrengender ist, sondern wegen der Umstellung überhaupt. Wir hatten kaum Zeit, mal eine Zigarette zu rauchen oder gar einen Brief zu schreiben. So ziemlich jeden Schritt macht man auf Befehl, der ganze Tagesablauf ist genau festgelegt. Diese völlig andere Art zu leben hat mir am meisten zu schaffen gemacht. Als ich merkte, daß ich mich einigermaßen eingelebt hatte, war ich ganz zufrieden mit mir, und ich erinnerte mich an jenen GST-Funktionär, der das Wort von der Bewährungssituation geprägt hatte. Ich begriff, was er gemeint haben mag. Sich zu bewähren, dazu hat der Soldat der NVA immer wieder Gelegenheit, denn trotz aller Befehle hängt es von ihm ab, ob der militärische Auftrag erfüllt wird. Ich habe das als Kraftfahrer immer besonders deutlich gespürt, wenn wir auf Achse waren, hinten auf der Pritsche meine Genossen. Was passiert, wenn du jetzt einen Fehler machst? Sie vertrauen dir voll und ganz, sie können gar nicht anders. Also kannst du nicht anders, als keinen Fehler machen! So habe ich es während der gesamten Zeit meines Wehrdienstes gehalten.

Im Frühjahr 1974 ging meine NVA-Zeit zu Ende, und die Kameraden vom GST-Bezirksausbildungszentrum Cottbus-Sielow fragten mich, ob ich nicht „Ural"-Ausbilder werden wolle. Um ehrlich zu sein, am Anfang paßte mir das gar nicht in den Kram. Ich wollte einfach erst einmal meine Ruhe haben. Aber wer kann die zukünftigen „Ural"-Fahrer besser vorbereiten als wir Reservisten? Wir kennen die Tricks, und warum sollen die Jungen die gleichen Fehler nochmal machen? Das Ausbildungsziel lautet: Das Gerät in Bewegung setzen und in jeder Verkehrssituation fahren können, Bedienen der Elemente während der Fahrt.

Wenn ich mich in das Fahrerhaus schwinge, sage ich dem Fahrschüler den Spruch von den vier Augen — zwei auf die Straße, ein Auge in den Spiegel und eins auf die Instrumente — und: „Passen Sie auf, der ‚Ural' ist größer!"

Meist werde ich dann beleidigt angeguckt, aber das ist mir egal. Mindestens nach der ersten Fahrt haben wir beide uns verstanden.

VOM RINGPANZER ZUM PRUNKHARNISCH

Egon Krenz

Historische Waffen, wie wir sie heute in vielen Museen unseres Landes betrachten können, sind Zeugen vergangener Jahrhunderte, die nicht nur von den Arbeitsleistungen der Menschen berichten, sondern auch stets ein Spiegelbild der jeweilig herrschenden gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse sind. Gerade Schutzwaffen, wie Helme, Schilde, Ringpanzer und Harnische, haben eine jahrtausendwährende Geschichte. Schon die römischen Krieger schützten ihren Körper damit. Die römischen Helme hatten bereits Ohren- oder Wangenschutzplatten, die einen relativ guten Gesichtsschutz boten. Die Schutzrüstung griechischer Hopliten (schwergerüstete Fußkämpfer des 5.Jh. v. u. Z.) bestand aus einem runden Schild, einem Helm, einem Brustpanzer aus Metallplatten sowie aus Beinschienen. Diese Schutzrüstung wog etwa 30 Kilogramm. Bei den germanischen Kriegern waren metallische Schutzwaffen, wie Helme und Panzer, anfangs selten. Dem Schutz gegen feindliche Wurfgeschosse und Schwerthiebe diente vor allem der Schild, der aus Holz war mit bronzenen oder eisernen Randeinfassungen. Erst die Zeit der Völkerwanderung und des frühen Feudalismus brachte bestimmte Veränderungen auf dem Gebiet der Schutzrüstung. Die Germanen schützten sich nun zunehmend durch Helme und Panzer. Forscher fanden bei Ausgrabungen einen aus 15 000 eisernen Ringen gefertigten germanischen Ringpanzer.

Die Schutzrüstung des fränkischen Kriegers (6. bis 8. Jahrhundert) bestand aus einem runden oder ovalen Schild mit Eisenbuckeln. Nur die reichen fränkischen Krieger trugen Helme und Ringpanzer.

In Europa machte die Technik der Eisengewinnung und -verarbeitung seit dem 11. und 12. Jahrhundert rasche Fortschritte. Gleichzeitig kam es durch die Gründung der Städte und das Erstarken des Bürgertums zu einer raschen Entwicklung des städtischen Handwerks. Helme wurden nunmehr aus einem einzigen Metallstück getrieben. Dieser sogenannte Normannische Helm hatte die Gestalt einer einfachen konischen Glocke sowie ein Naseneisen (schmales, senkrecht über den Nasenrücken verlaufendes Eisenband). Auch der Schild wurde als Schutzwaffe benutzt. Im Gebrauch waren meist hohe Schilde.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung und Vervollkommnung der Schutzwaffen waren u. a. die kriegerischen Aus-



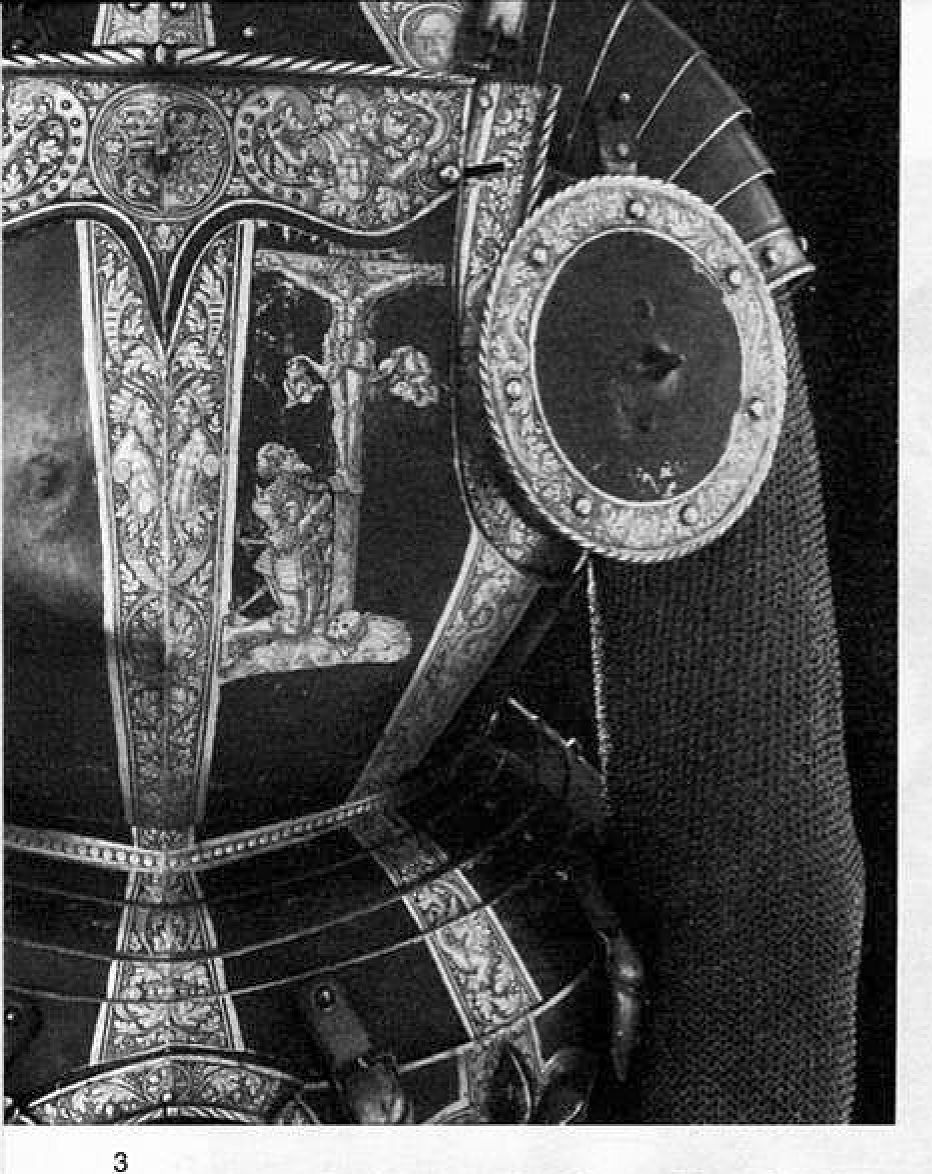
einandersetzungen mit den ungarischen Reiterscharen (8. bis 11. Jahrhundert). Gegen die schnellen berittenen ungarischen Bogenschützen konnten nur gut ausgebildete und gut gerüstete Krieger zum Kampf antreten. Die schweren Panzerreiter traten auf den Plan.
Die wichtigste Körperrüstung vom 12. bis 15. Jahrhundert war aber der Ringpanzer. Beim Ringpanzer oder auch Kettenhemd wurden viele kleine Eisenringe maschenartig miteinander verbunden. Sie waren zusammengenietet oder auch einfach zusammengebogen. Dazu wurden die verschiedenartigsten Helme getragen. Die unteren Kopf- und Halspartien wurden oft mit einer Ringpanzerkapuze geschützt.
Voll gepanzert waren nur die Ritter. Ringpanzer, Topfhelm, Schwert und Sporen kennzeichneten sie als Angehörige einer bevorrechtigten sozialen Schicht. Der Krieger dieser Zeit war somit im wahrsten Sinne des Wortes von oben bis unten in Eisen gekleidet. Auch das Roß des Kriegers wurde gepanzert. Als man den Ringpanzer mit Armbrust, Spieß, Helmbarte und anderen Angriffswaffen immer besser zu durchdringen vermochte, begann man ihn durch Eisenplatten, Spangen oder Plättchen zu verstärken. Die Reiterformationen der voll gerüsteten Ritter mußten sich gegen die schweren und oftmals sehr langen Lanzen ihrer gepanzerten Gegner, aber auch gegen mit Langspießen ausgerüstete Landsknechte behaupten. Bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurden Arme und Beine durch beweglich miteinander verbundene Eisenplatten verkleidet. Eisenröhren schützten Ober- und Unterarme. Aus den Platten, die dem Schutz der Brust dienten, wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die gewölbte Harnischbrust entwickelt. Auch der Rücken erhielt einen Plattenschutz. Aus all diesen Schutzteilen aus Platten entstand zu Anfang des 15. Jahrhunderts der komplette Harnisch.
Voraussetzungen für die Herstellung kompletter Harnische waren vor allem Verbesserungen in der Eisenerzeugung, wie zum Beispiel das Erzielen höherer Schmelztemperaturen.
In Europa konzentrierte sich das Waffenhandwerk besonders in mittel- und oberitalienischen sowie in süddeutschen Städten. Diese Städte verfügten meist über eine günstige Handelslage und befanden sich in der Nähe von wichtigen Vorkommen an Rohstoffen. Hier gab es auch Eisenhämmerwerke, Poliermühlen, Hammerschmieden und andere Werkstätten. Schon im 13. Jahrhundert war Mailand ein Zentrum der Waffenschmiede. Mailand wurde zum Geburtsort des Harnischhandwerks. Mailänder Harnische sind an ihren massiven glatten Stahlplatten zu erkennen. Sie boten hinreichenden Schutz gegen durchdringende Waffen, wie Spieße und Armbrustbolzen. An deutschen Städten beherbergten vor allem Nürnberg, Augsburg, Innsbruck, Dresden und An-

Werkstatt des Hofplattners Konrad Seusenhofer, Holzschnitt von Hans Burgkmair d.Ä., um 1530



2

Blanker Feldharnisch,
Deutsch,
erstes Viertel 16. Jh.



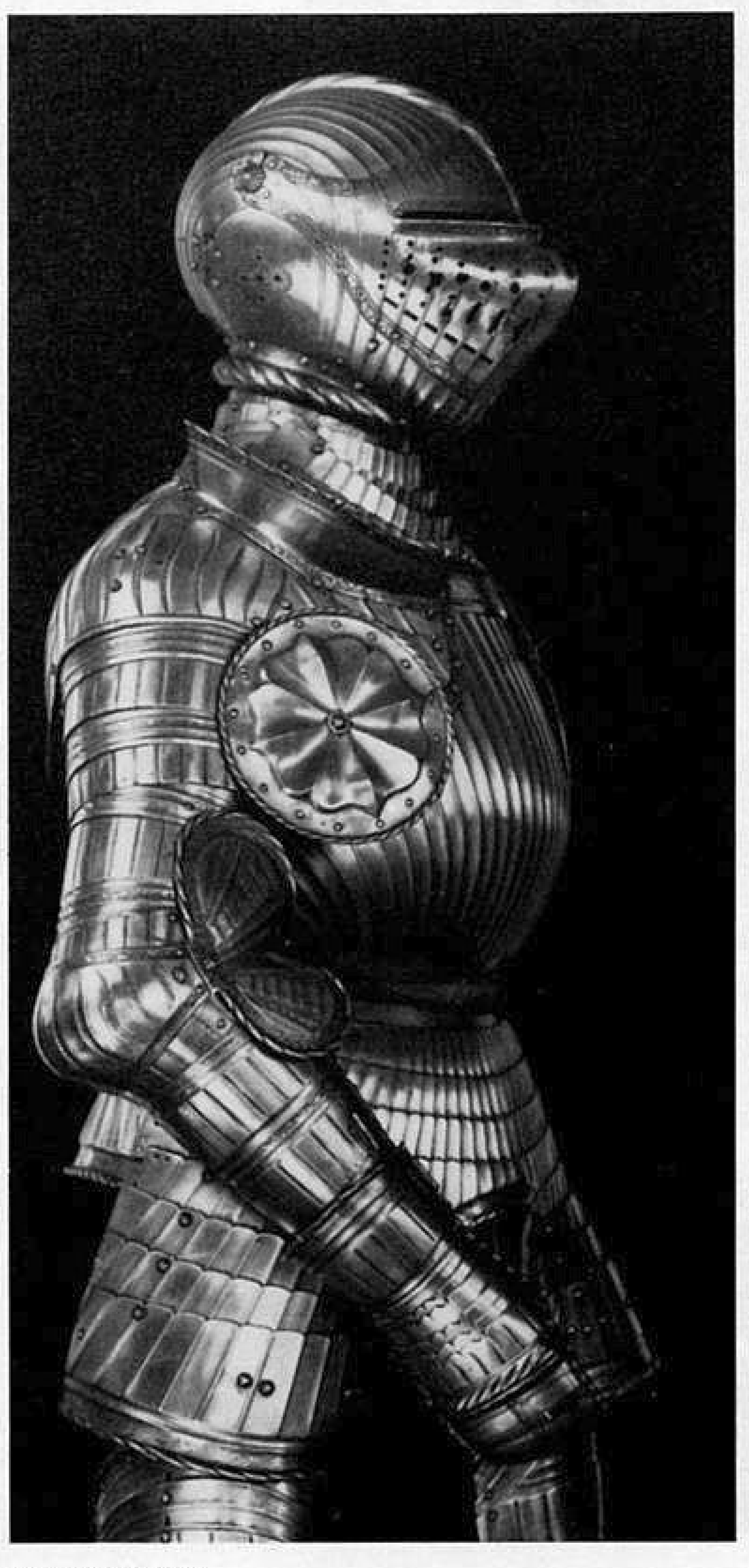
3

naberg Plattnerwerkstätten. Es gab aber auch solche in Wien, Leipzig, Lübeck und Görlitz.
Schon 1363 fertigten in Nürnberg etwa 80 verschiedene Handwerksmeister nur einzelne, bestimmte Teile für den Harnisch an. Die Plattner, Ringpanzermacher, Helmschmiede, Panzerhandschuhmacher, Harnischpolierer u. a. Waffenschmiede geben Aufschluß, wie weit sich die Handwerksmeister spezialisiert hatten. In jener Zeit legte man noch wenig Wert auf schmuckvolle und repräsentative Waffen.
Anfang des 16. Jahrhunderts bestand ein Harnisch aus mehr als 100 einzelnen Platten. Der Plattner (Bild 1) bearbeitete die Eisenplatten, nachdem sie erkaltet waren, mit unterschiedlich geformten Hämmern auf Ambossen, Prelleisen und ähnlichem. Der Polierer brachte dann die hammerfertigen Teile auf Hochglanz.

Geschwärzter Trabharnisch.
Peter von Speyer d. Ä.,
Annaberg, 1546

Noch heute bestechen viele Harnische durch ihren Glanz und durch die Reinheit des Metalls. Wichtig für das schöne Aussehen eines Harnisches waren zum Beispiel auch die unterschiedlichen farblichen Tönungen, die der beim Schmieden erhitzte Stahl annahm und die vom leichten Silbergrau über Gelb- oder Brauntönungen bis zum tiefen Blau reichten.
Die Sattler und Schlosser lieferten die Riemen bzw. die Scharniere. Der Auftraggeber für das „Kleid von Eisen", wie der Harnisch auch genannt wurde, war der Adel. Höfe hatten meist eigene Werkstätten. Ein bekannter Hofplattner beim sächsischen Kurfürsten Johann Georg II. war z. B. Christian Müller.
Der Harnisch war aus vielen einzelnen Teilen montiert. Der Plattner (Harnischmacher) schlug aus Eisenplatten den Körperformen angepaßte Harnischteile, die den Träger von Kopf bis Fuß bedeckten. Zu einem kompletten Manesharnisch gehören Helm, Kragen, Brust- und Rückenteil sowie die Arm- und Beinzeuge (Skizze 1). Mit dem Harnischkragen um 1500 war es möglich, den Helm durch eine Wulst unmittelbar mit dem Harnisch zu verbinden. Bei diesem sogenannten geschlossenen Helm wurde dessen Gewicht völlig auf die Schultern der Träger verlagert, die den Helm mit dem Kopf in der Wulst drehen konnten. Die geschlossenen Helme hatten formenreiche Visiere, die nach oben oder nach unten abklappbar waren. Die Harnischbrust und der Harnischrücken schützten den Oberkörper.
Am unteren Ende von Brust und Rücken befanden sich mehrere bewegliche Reifen, die sogenannten Bauch- und Gesäßreifen. Sie schützten die Hüften vor Verletzungen.
Das Armzeug des Harnisches setzte sich aus Achseln, Ober- und Unterarmröhren, Ellenbogenkacheln und gepanzerten

Handschuhen zusammen. Die Handschuhe konnten gefingert sein. In Gestalt eines Fäustlings hatten sie über- bzw. untereinanderschiebbare Eisenplatten, die man Hentzen nannte. An die oberste Hentze konnte sich auch eine Stulpe anschließen. Die Achseln des Harnischträgers waren je nach Gestaltung der Rüstung entweder mittels Schwebescheiben (kleine runde Eisenschilde), die mit Lederriemen an den eisernen Achseln festgehalten wurden, oder durch Flüge, die an der Vorder- und Rückseite des Harnisches befestigt waren, geschützt. Der rechte Achselschutz war für die Lanze, die auf



4

Riefelharnisch
mit geätzter Dekoration.
Coloman Helmschmied,
Augsburg, um 1525

5

Blanker Turnierharnisch
mit vergoldeten Ätzstreifen.
Anton Peffenhauser,
Augsburg, um 1585



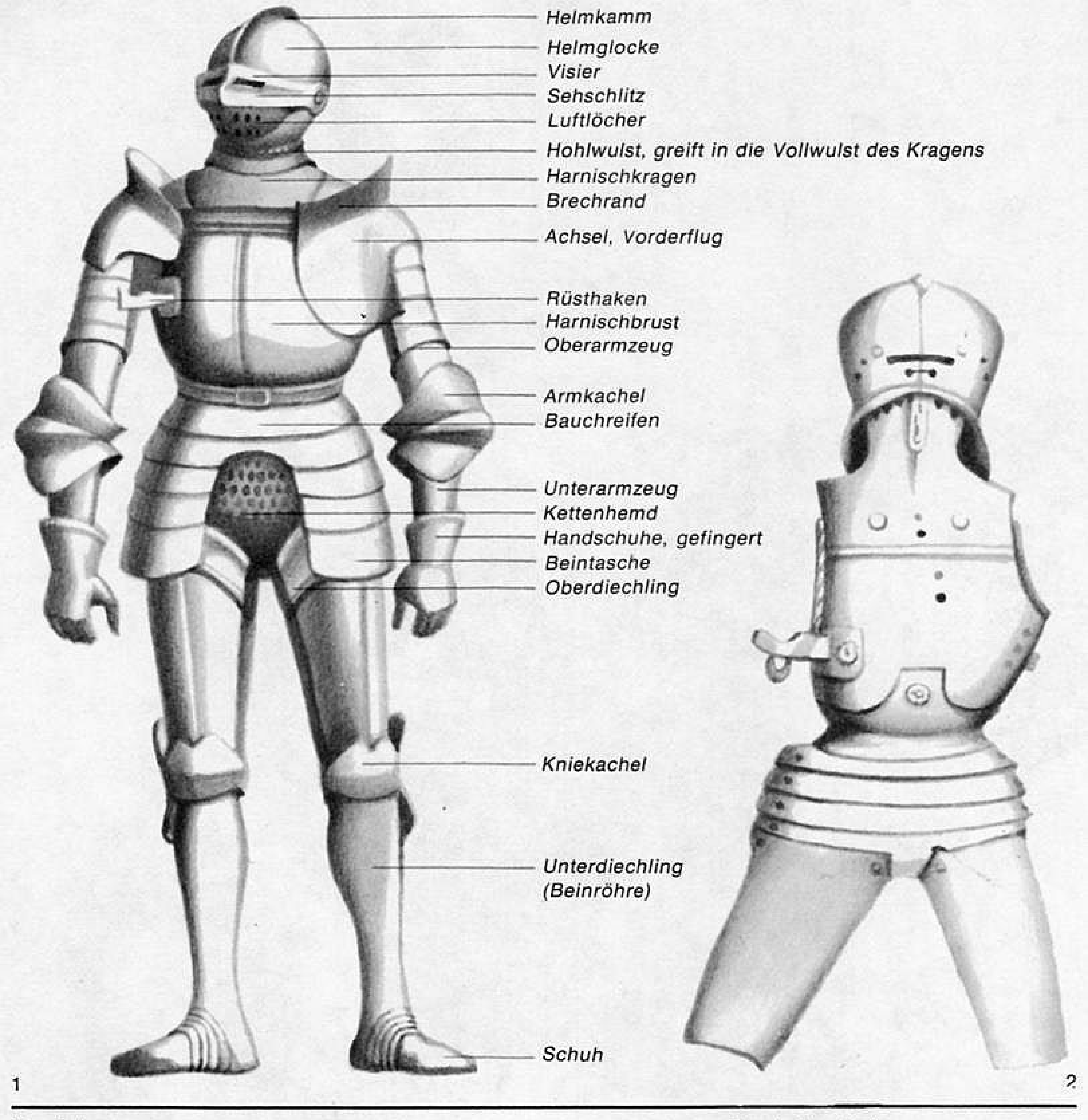
6

Gebläuter Fußturnierharnisch mit vergoldetem Ätzdekor. Anton Peffenhauser, Augsburg, nach 1591

Prunkharnisch für Mann und Roß, sog. „Herkulesharnisch“. Dekor von Eliseus Libaerts, Antwerpen, 1562-1564

7





Bezeichnung der Harnischteile

Turnierharnisch (Rennzeug), Ende 15. Jh.

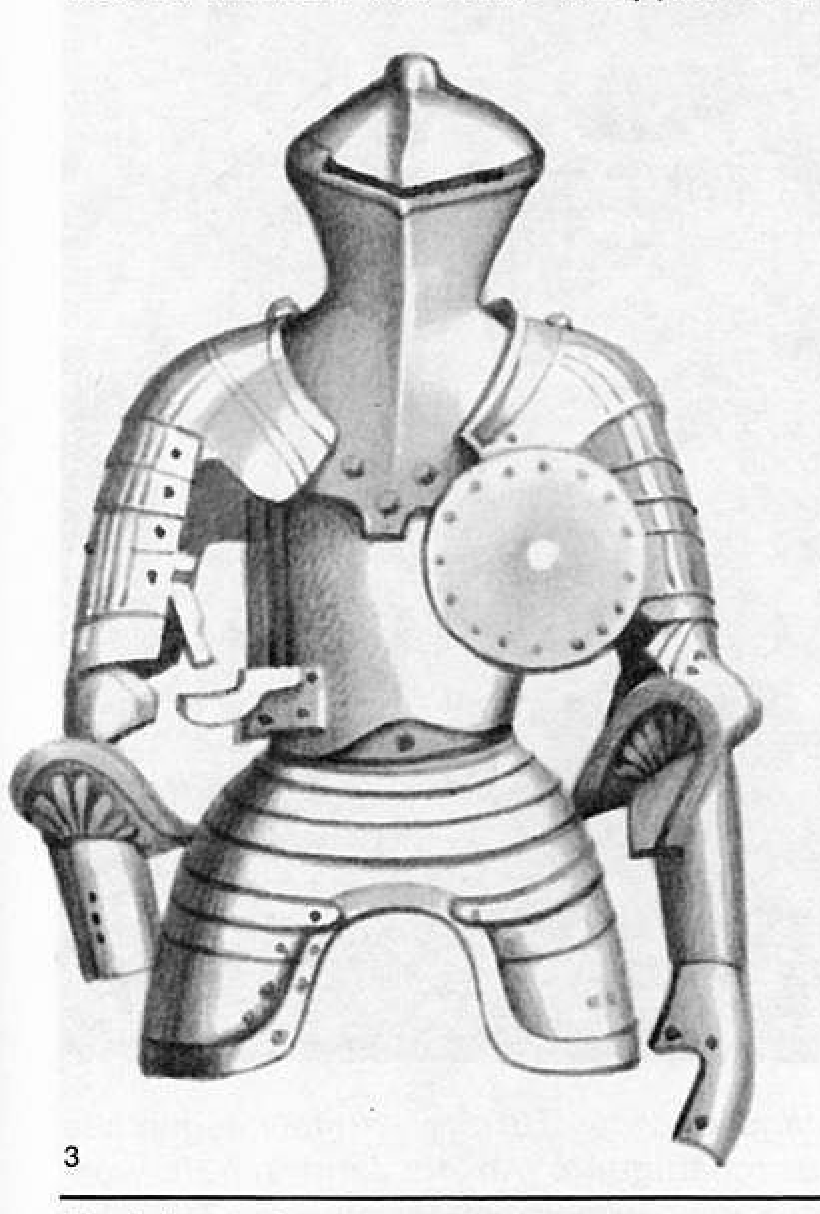
einem an der Brust befestigten Rüsthaken ruhte, etwas ausgeschnitten. Brechränder schützten die Verbindungsbolzen oder Lederriemen, womit das Armzeug am Harnischkragen aufgehängt war.

Das Beinzeug des Harnisches bestand aus den Diechlingen, die die Oberschenkel schützten, den Kniekacheln, den Beinröhren für die Unterschenkel und den Schuhen. Manche Harnische hatten auch Beintaschen, die als kurze, lose Platten an den Bauchreifen befestigt waren.

Um die Beweglichkeit der Eisenrüstung zu verbessern bzw. um das An- und Ablegen

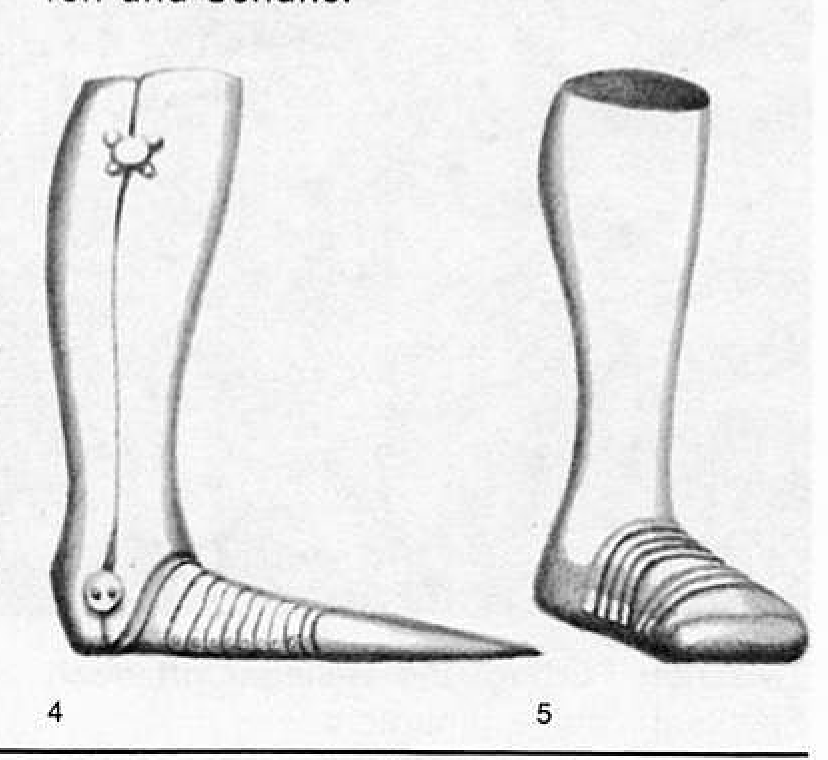
des Harnisches zu erleichtern, arbeiteten die Plattner im 16. Jahrhundert sogenannte Geschübefolgen ein, die aus einzelnen übereinandergreifenden Metallreifen bestanden und durch Lederriemen miteinander befestigt waren.
Unter der Rüstung trug der Ritter ein enganliegendes, festes Gewand aus gestepptem Leinen oder Leder. Beim Ankleiden mußten ihm seine Knappen oder

arbeitet und kaum verziert oder dekoriert. Sie wogen im Durchschnitt etwa 20 bis 30 Kilogramm. Der abgebildete Feldharnisch (Bild 2) setzt sich aus den üblichen Harnischteilen zusammen.
Im Historischen Museum Dresden werden neben Mannesharnischen auch Harnische für Kinder gezeigt. Sie wurden ausschließlich für die Söhne der Feudalherren in Eisen geschlagen. Selbst für die Ponys dieser Kinder gab es Rüstungen.
Vollständig wurde der Harnisch nur von Berittenen getragen. Für den Fußkampf machte er zu unbeweglich. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts kam der leichtere Trabharnisch (Bild 3) auf. Er wog etwa 16 bis 17 Kilogramm und ähnelte in den oberen Teilen stark dem Feldharnisch. Zum Trabharnisch gehörten jedoch keine Beinröhren und Schuhe.



3

Turnierharnisch (Stechzeug), 1530



4

Beinröhre mit gotischem Schnabelschuh, um 1480

5

Beinröhre mit „Kuhmaul"-Schuh, um 1515

Waffenknechte helfen. Sie legten ihm die Harnischteile an und verschnürten sie. Wollte der Ritter sein Pferd besteigen, brauchte er wieder die Hilfe seiner Knechte und meist noch eine Leiter.
In großer Stückzahl wurden Feldharnische hergestellt. Sie waren zweckmäßig ge-

Auch das Roß war panzergeschützt (Bild 7). Der Kopf war durch die Roßstirn teilweise oder ganz eingerüstet. Der Hals war mit dem Kanz und die Brust mit dem Fürbug abgedeckt. Das Gelieger schützte Lenden, Kreuz, Kuppe und Hüfte. Unter dem Sattel und parallel zu diesem waren



8

zwischen Fürbug und Gelieger oft noch Flankenbleche angebracht.
In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kam der Turnierharnisch (Bild 5) als neue Harnischart auf. Das Turnier war zu jener Zeit, als die Ritter noch bewaffnete Hauptkraft in kriegerischen Auseinandersetzungen waren, eine notwendige Übung im Waffeneinsatz. Vom Ritter wurden große Körperkraft, Ausdauer, Kühnheit und Geschicklichkeit verlangt. Außer dem Kriegszug betrachteten die Ritter nur noch die Jagd und das Turnier als standesgemäße Beschäftigung. Ab 13. Jahrhundert wurden die Turniere immer blutiger. Mitunter wurden in einem einzigen Turnier 60 Ritter getötet.
Mit dem Niedergang des Rittertums und dem Aufkommen der Söldnerheere im 16. Jahrhundert änderte sich der Charakter des Turniers. Es wurde zum Schaukampf. Die Turnierrüstungen nahmen ein Gewicht bis 80 Kilogramm an. Allein die Lanze wog bis zu 15 Kilogramm.

Gestrichener und goldtauschierter Rundschild. Lucio Piccinino, Mailand, vor 1567



9

Gestrichener, geschwärzter und vergoldeter Prunkharnisch. Dekor von Eliseus Libaerts, Antwerpen, 1560-1565

Es gab verschiedene Turnierarten. Für das Fußturnier und das Turnier zu Pferd wurden extra Harnische gearbeitet. Die bekanntesten Spezialrüstungen waren das Stechzeug (Skizze 3) und das Rennzeug (Skizze 2), benannt nach den Turnierarten Stechen und Rennen.
Beim Turnierkampf zu Pferd galoppierten zwei Eingeharnischte aufeinander zu und versuchten sich gegenseitig mit einer langen, fauststarken Rennstange aus dem Sattel zu stoßen (Rennen), oder sie versuchten, eine Lanze mittels kräftigem Stoß an der Rüstung des Gegners zu zersplittern (Stechen).
Während beim Stechen die Lanze nur eine kleine Brechscheibe zum Schutz der rechten Hand hatte, war auf der Rennstange ein großer halbkreisförmiger Schild befestigt. Dieser Schild und die auf der linken Brustseite angebrachte Renntartsche erlaubten es, beim Rennzeug auf Armzeug zu verzichten. Beim Fußturnier wurden meist leichte Harnische benutzt, die bis auf wenige Ausnahmen kein oder nur halbes Beinzeug hatten (Bild 6). Beim Fußturnier traten die Kämpfenden in Gruppen zuerst mit Spießen und dann mit Schwertern gegeneinander an. Je mehr Spieße zerbrachen und je besser die Treffer saßen, desto erfolgreicher war der Kampf.
Viele Harnischgarnituren wurden mittels einzelner Rüstungsteile oder Verstärkungsstücke ergänzt beziehungsweise umgerüstet. Es gab Harnische mit mehr als 50 Wechselstücken.
Mit der Wandlung des Turniers von der militärischen Übung zum Vergnügungsspiel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts blühte das Plattnerhandwerk noch einmal auf. Die Turnierharnische waren sehr kostbar. Nur finanzkräftige Feudalherren konnten sie in Auftrag geben. Ein Turnierharnisch vom berühmten Meister Anton Peffenhauser (1525 bis 1603) kostete etwa 200 Taler. Die hohen Preise der Harnische belasteten besonders den mittleren und niederen Adel.
Die Form des Harnisches wurde auch stark von der zeitgenössischen Mode beeinflußt. Dennoch durfte dadurch die Sicherheit des Trägers nicht gefährdet werden. Um 1470 entstand der gotische Harnisch, an dem seine schlanke und elegante Formgebung, insbesondere seine langen Schnabelschuhe, auffallen (Skizze 4). In der Zeit der Renaissance (16. Jahrhundert) bevorzugte man eine wuchtige und runde Formgebung. Harnische zu dieser Zeit erkennen wir an einer stark gewölbten Harnischbrust und den breiten, plumpen „Kuhmaul"-Schuhen (Skizze 5).
Manche Harnische bestechen durch ihre ausgefallene Oberflächenbearbeitung. Die Falten und Schlitze der Tuchbekleidung wurden in Eisen nachgeahmt, so daß die Harnische stählernen Kostümen (Kostümharnische) glichen. Eine modische Variante war auch die Riefelung der Harnische (Bild 4). Selbst das geschlitzte und gepuffte Kleid der Landsknechte wurde nachgeahmt oder der Schurz der Renaissancekleidung. Modischen Einflüssen unterlag auch die Harnischbrust.
Die Oberflächenbearbeitung des Harnisches war häufig eine Kombination von Polieren, Ätzen und Schwärzen. Mittels Säuren wurden auf das Metall bildliche Darstellungen aufgeätzt. Beim Schwärzen wurde Leinöl in das Metall eingebrannt, wobei nicht nur seine Oberfläche verändert, sondern es auch gegen Rost geschützt wurde. Die Ätzungen wurden oft mit Gold, Schwarzlot, Emaille oder Kupfer verziert.
Die Plattner haben herrliche Kunstwerke geschaffen, die den besten anderer Künste nicht nachstehen. Viele Plattner standen bei ihren fürstlichen Auftraggebern in hohem Ansehen und genossen verschiedene Privilegien. Einzelne Plattnerfamilien

stiegen ins Patriziat auf oder wurden geadelt. Kaiser Maximilian I. ließ im Jahre 1516 seine Besuche in der Werkstatt des Plattnermeisters Konrad Seusenhofer (1460 bis 1517) von Hans Burgkmair d. Ä. für den „Weißkunig" in Holz schneiden.
Als der Prunkharnisch aufkam (Bild 9), dem zwar keine Schutzfunktion mehr, dafür aber die der Dekoration zugedacht war, erreichte die künstlerische Phantasie der Plattner ihren Höhepunkt. Die besten von ihnen stiegen vom Handwerker zum Künstler auf. Die prunkvollen Harnische, Helme und Schilde (Bild 8) waren nur noch Schaustücke oder Objekte fürstlicher Repräsentation. Da der Plattner diese Prunkwaffen so verzieren durfte, wie es seinen künstlerischen Vorstellungen entsprach, finden wir für diese Zeit phantastisch geformte Helme, kostbar verzierte Harnische und kunstvoll getriebene Schilde vor. Viele Schmuckmotive sind nach Entwürfen großer Künstler, wie Albrecht Dürer (1471 bis 1528), Heinrich Aldegrever (1500 bis 1562) oder H. S. Beham (1500 bis 1550) gestaltet.
Zu den aufwendigsten und handwerklich unübertroffenen Harnischarbeiten zählt der Prunkharnisch für Mann und Roß (siehe Bild 7), der für den schwedischen König Erik XIV. (1533 bis 1577) in den Jahren 1562 bis 1564 gefertigt wurde. Der sächsische Kurfürst Christian II. erwarb diese Harnischgarnitur Anfang des 17. Jahrhunderts für 8800 Gulden. Dieser Betrag überstieg selbst die Finanzkraft eines Kurfürsten; denn Christian mußte die Rechnung in Raten begleichen. Da der Roßharnisch mit Motiven aus der Herkulessage verziert ist, wird diese Harnischgarnitur auch „Herkulesharnisch" genannt. Heute gehört der „Herkulesharnisch" zu den kostbarsten Ausstellungsstücken des Historischen Museums zu Dresden.
Im 17. Jahrhundert verfiel dann das Plattnerhandwerk. Die ständig zunehmende Durchschlagskraft der Feuerwaffen machte den Vollharnisch überflüssig. Aber auch die starre Zunftordnung der Plattner verhinderte jede erweiterte Reproduktion im Plattnerhandwerk. Im Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) konnten die Plattner nicht mehr den Bedarf der Heere an Schutzwaffen decken. Schließlich versetzte eine gleichsam industriemäßige Produktion von Schutzwaffen in den entstehenden Waffenmanufakturen dem Plattnerhandwerk den Todesstoß.
Der Küraß (Brust- und Rückenpanzer des Harnisches) hielt sich aus Gründen der Tradition bis zum ersten Weltkrieg. Heute wird der Küraß nur noch als Paradestück zum Beispiel von den italienischen Gardekürassieren oder von der Königlichen Gardekavallerie in London zu bestimmten Anlässen angelegt.



Detail vom „Herkulesharnisch". Herkules, das Himmelsgewölbe tragend

Ein Mythos geht zu Ende

Fred Mercks

„An die drei dort vor uns sollten wir uns halten. Die sehen ganz so aus, als würden sie uns ans Ziel bringen", sagt Jacques zu mir. Wir beschleunigen unsere Schritte, denn in dem Halbdunkel der winkligen Gassen können wir sie schnell verlieren. Doch mein Begleiter hat ein scharfes Auge. An der nächsten Ecke sehen wir die drei Männer, mit legeren Blousons bekleidet, dicht vor uns in dem Gewimmel von zahllosen Menschen stehen, die an diesem milden Oktoberabend durch die Altstadt von Brüssel schlendern. Wortfetzen in deutsch und französisch fliegen zu uns herüber, doch ergeben sie für uns keinen Zusammenhang. So nehmen wir unsere Verfolgung nach kurzer Unterbrechung wieder auf.

Die traditionsreiche Altstadt hört urplötzlich an der großen Autoringstraße von Brüssel auf, die in einem breiten, durch gelbes Licht erhellten Tunnel verschwindet. Hinter der Ringstraße empfängt uns moderne Großstadtatmosphäre, der hellerleuchtete Hochhausbau des „Hilton", blinkende Wechselreklame von Reiseunternehmen und Geschäften.

Aber schon kurz danach schlagartiges Dunkel in engen Straßen zwischen alten und baufälligen Häusern. Hier beginnt die Welt des Gare du Nord, des Nordbahnhofs, die für jeden Brüsseler Symbol für all das ist, was irgendwie mit dunkler Geschäftigkeit zu tun hat. Hier blüht auch die Gelegenheits- oder organisierte Prostitution, die von der ansonsten streng christlichen Fassade der belgischen Metropole am besten verdeckt werden will.

Das „solide, anständige" Brüssel jenseits der Straße duldet keine offene Nacktreklame aus BRD-Importen à la „Stern", „Revue" und „Quick". Aber hier, in der Gegend des Gare du Nord, wird die nackte Fleischeslust zum Tageskurs von 1 000 belgischen Francs und mehr feilgeboten. Große Schaufenster, von grünen, gelben, blauen oder weißen Neonröhren umrahmt, sind die einzigen Lichtquellen in den düsteren Straßen, und hinter diesen Schaufenstern sitzen sie, die Girls, die für Geld zu haben sind: Weiße, Farbige und Schwarze — für jeden Geschmack — eine koloniale Lustbarkeit. Einst importierte man Mädchen aus Afrika in die Metropole des Kolonialreichs.

Das Imperium ist inzwischen verfallen — die „Traditionen" wirken noch immer, und nicht nur in diesem Bereich. Eine andere Menschenware wird nicht minder hoch gehandelt. Es ist das Geschäft mit geübten

Ex-GIs in Angola

The Star Bureau **New York**

Scores of American mercenaries are fighting in Angola and hundreds more are expected to be signed up in the United States in the next few days.

This has been revealed by FNLA and Unita sources who say they are involved in the recruiting or have first-hand knowledge of the growing mercenary operation.

Former American soldiers are being offered contracts worth up to R1 000 a month, depending on the length of the contract and their professional background.

Mercenaries have become big business here and a former Special Services officer who fought in Vietnam, Major Robert Brown (41), has launched a magazine called Soldier of Fortune.

The first edition was a sell-out and he says he gets continual inquiries from ex-soldiers who want to fight in Southern Africa.

One of the recruiters is Mr David Bufkin, a former paratrooper with the 11th Airborne Division, who says he works through connections in New York, Johannesburg and Salisbury.

"My job is to screen applicants to make sure they are what they are," he says. "I pick out the best guys and pass them on to somebody else who hires them.

"I have moved almost 25 men and I have another 60 who could move in two weeks."

Another unidentified recruiter had received a contract to hire 450 Americans and is expected to complete the deal after a meeting in New York on Tuesday, he said.

A former Marine who fought in Vietnam, Mr Bart Bonner, is the founder of the now defunct Veterans and Volunteers for Vietnam, which had a membership of more than 2 000.

"Some of our guys", Mr Bonner said, "have gone to Rhodesia. Two of them were caught in Botswana." (These are Craig Acheson and Joe Balisario).

Of the Angola war he said: "Our main purpose there is to help the South Africans . . . If we don't we are going to lose another country."

He said he did not know who was offering contracts to mercenaries. "We don't know who is bankrolling this thing. . . . There are a lot of potential sources — South African, Zaire and Portuguese businessmen . . . and somewhere along the line there may even be some American money."

und berufsmäßigen Killern, Typen, die es eigentlich in der Menschheitsgeschichte schon seit Jahrhunderten gibt, die aber in jenen Oktobertagen des Jahres 1975, als wir auf unserer nächtlichen Erkundungstour sind, wieder einen besonders hohen Handelswert erlangen: gedungene Söldner für den großen und den kleinen Krieg.

Von Freunden haben wir am Vortag erfahren, daß in dieser Stadt Anwerbelokale existieren sollen, die im Auftrag von verschiedenen Geheimorganisationen Söldner für Angola anwerben. Ganz auffällig strömen in letzter Zeit Abenteuerlustige aus ganz Westeuropa hier, in der belgischen Metropole, zusammen, auch Söldner, die bereits in Vietnam, Algerien, im Kongo und anderswo dabei waren.

Jacques und ich sind an diesem Abend dabei, einer solchen Anlaufstelle auf die Spur zu kommen.

Das meldete „Star Weekly" am 6. Dezember 1975



So mordeten die berüchtigten „Grünen Barette" in Vietnam

„Achtung! Die wollen bestimmt dort vorn in die Bierbar", sagt mein Freund Jacques zu mir. Plötzlich zieht er mich ein wenig in das Halbdunkel eines Hausflurs. Die drei Männer haben sich umgedreht und mustern nun aufmerksam ihre Umgebung. Über dem Eingang des Lokals blinkt uns in ständigem Rhythmus „La Renaissance" entgegen.

„Wollen wir hinterher?" frage ich leise.

„Natürlich, doch rede du kein Wort, ich mache das schon." Wir nehmen Platz. Der Wirt ist schnell zur Stelle und bringt uns ein schäumendes Bier.

Schon nach kurzer Zeit merken wir, daß es hier keinesfalls geheimnisvoll zugeht.

„Nun, was ist? Hast du schon eine Nachricht? Wann geht die Safaritour endlich los?" sagt einer der drei zum Wirt. Und ein anderer: „Mensch, ich warte nun schon vierzehn Tage. In Köln sagten sie, es ginge bei euch ganz schnell. Außerdem möchte ich nun bald mal ein paar Dollar sehen."

Jacques nutzt die Chance und haut ebenfalls in die Kerbe. „Wieviel soll es denn eigentlich geben, und was ist mit den Flugkosten?"

„Seid mal ruhig, Leute", sagt der schnurrbärtige Wirt lauter, als er es eigentlich wollte. Und leiser fügt er hinzu: „Ihr werdet alle dringend gebraucht. Laßt eure Adressen hier, und alles geht seinen Gang. Morgen kann ich mit einer Nachricht aus London rechnen." Für uns ist das die beste Gelegenheit, gefahrlos aufzubrechen, ohne allzusehr auf uns aufmerksam zu machen.

Wir haben also eines der Söldneranwerbelokale von Brüssel gefunden und sind fast ein wenig erstaunt darüber, mit welcher Offenheit der moderne Landsknechthandel hier betrieben wird. Angola mit seiner Größe von 1 246 700 Quadratkilometern und seinen 5,5 Millionen Einwohnern soll nach fünfhundertjähriger portugiesischer Kolonialherrschaft am 11. November 1975 unabhängig werden. Das Land ist reich an Bodenschätzen.

Von den ökonomischen Potenzen her wird Angola als eines der reichsten Länder Afrikas angesehen. Hinzu kommt seine strategisch günstige Lage an der Südwestküste des afrikanischen Kontinents, die bedeutungsvoll für einen der wichtigsten internationalen Seewege ist.

Und dieses Land soll man der Gefahr aussetzen, daß man es für immer dem imperialistischen Einfluß entzieht? Nur noch wenige Wochen sind es bis zu der für den 11. November 1975 vorgesehenen

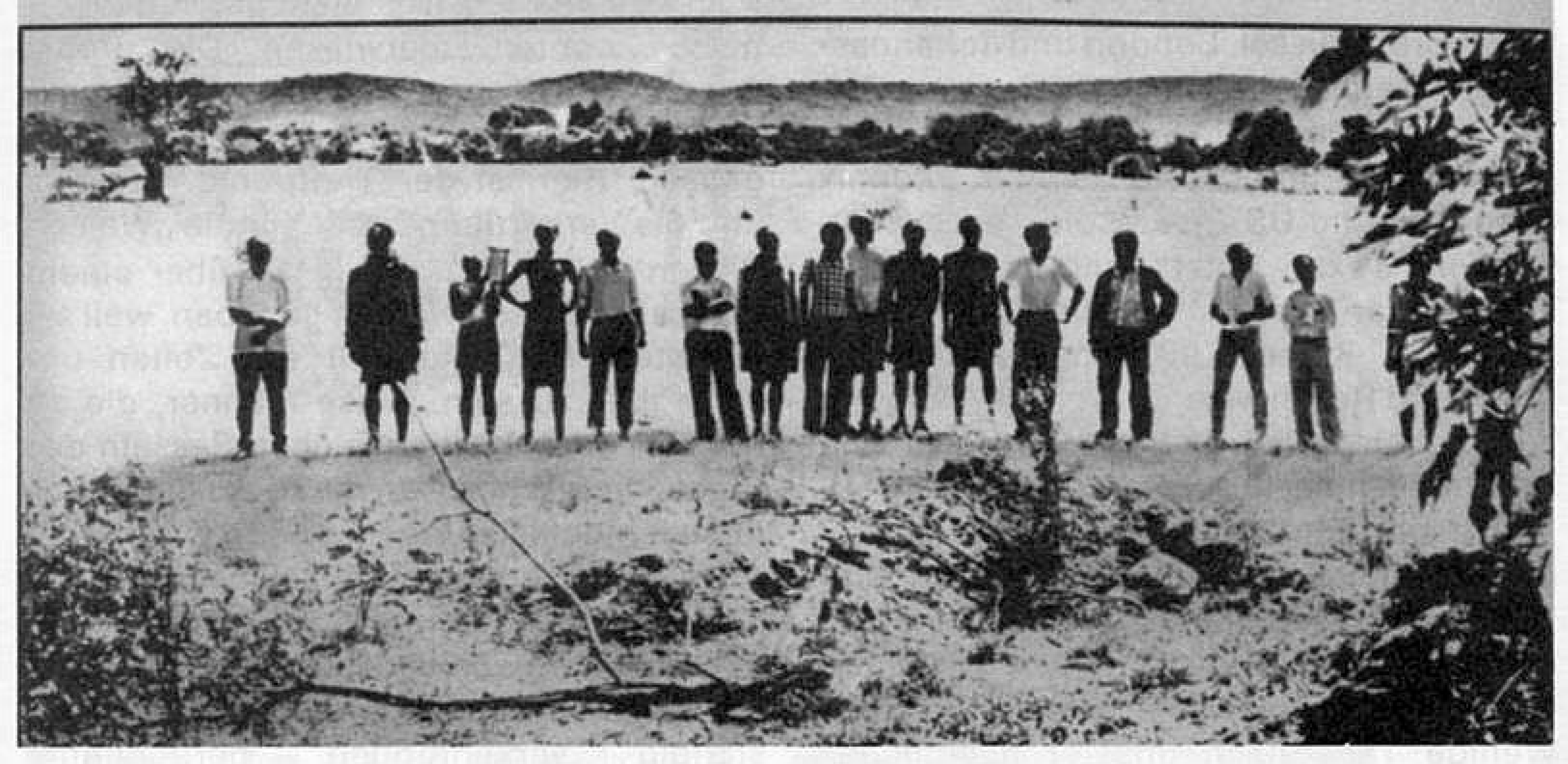


Die Blutspur der Söldner und ihrer Kumpane von FNLA und UNITA

Söldner am Pranger

Die Totenwiese von Chibia

Überall in Angola sahen wir zerstörte Häuser, zerbombte Fahrzeuge – stumme Zeugen des Leidens. So auch in der südangolanischen Ortschaft Chibia. Hier sprachen wir mit Augenzeugen des grausamen Mordterrors der Söldner, der von ihnen ausgebildeten Kommandos von FNLA und UNITA sowie der südafrikanischen Aggressoren.



Proklamation der Unabhängigkeit. Krieg ist die Antwort, und die in Angola anlaufende militärische Auseinandersetzung macht ihre Spuren bis nach Europa und in die USA sichtbar. Wird es der MPLA[1], der Volksbefreiungsbewegung Angolas, gelingen, ihren über fünfzehnjährigen antikolonialen Befreiungskampf mit dem Aufbau eines freien, unabhängigen Staates zu krönen? Oder gelingt es den proimperialistischen Spalterbanden FNLA[2] und UNITA[3], ihre Offensive von Norden und Süden in Richtung auf Luanda fortzusetzen, um die Hauptstadt noch vor dem 11. November 1975 zu erobern?

Am nächsten Morgen treffe ich mich mit Jacques auf dem Brüsseler Place Fontainas. In dem hier gelegenen Haus der belgischen Gewerkschaften beginnt um zehn Uhr eine internationale Konferenz, die sich mit Angola und dem südlichen Afrika befaßt. Hier sind Vertreter von Solidaritätskomitees Westeuropas und sozialistischer Staaten mit Gewerkschaftern, Freunden der Friedensbewegung sowie Repräsentanten der Vereinten Nationen und anderer bedeutender internationaler Organisationen zusammengekommen.

Der Repräsentant der MPLA fehlt zu Beginn der Tagung. Er wird entschuldigt, denn er nimmt gerade die neuesten Nachrichten aus Luanda entgegen. Später informiert er die Konferenz: Eine großangelegte Offensive der imperialistischen Kräfte habe begonnen. Gemeinsam mit der FNLA und der UNITA kämpften Söldner, die unter anderem auch hier in Brüssel bereits massenweise im Auftrag imperialistischer Geheimdienste angeworben und nach Angola eingeflogen worden sind. Aus zahlreichen, später veröffentlichten Berichten, Studien und Informationen wird diese Nachricht auf vielfältige Weise bestätigt. Folgt man den einzelnen

An einem der Massengräber von Chibia

[1] Movimento Popular de Libertacão de Angola.

[2] Frente Nacional de Libertacão de Angola — Nationale Befreiungsfront Angolas.

[3] União Nacional para a Independência Total de Angola — Nationale Union für die vollständige Unabhängigkeit Angolas.

Schauplätzen des damaligen Geschehens, so ergibt sich das Gesamtbild eines ungeheuerlichen imperialistischen Komplotts, von dem jedoch an jenem Oktobertag während der Sitzung am Place Fontainas nur wenige etwas ahnen.

New York, Brüssel, London und Johannesburg: Überall erscheinen schlagartig Zeitungsannoncen. Eine Agentur beispielsweise wirbt unter dem Namen Phoenix Associates im US-Staat Colorado mit folgendem Text: „Jetzt benötigt! Söldner. 1 000 Dollar monatlich — für einen Hauptmann ... Keine Einkommenssteuer ... Flug- und Reisekosten werden bei Ankunft zurückerstattet ... Kostenlose Unterkunft und medizinische Betreuung ... 60 Urlaubstage jährlich ... 20 000 Dollar Lebensversicherung. Informationspaket enthält Dienstvorschrift, Einsatzgebiet, Dienstvertrag, Meldeformular, Entlohnungstabelle, Gesundheitszeugnis."
Wenige Tage nach unserer nächtlichen Spurensuche in Brüssel erfahren wir, daß auch die „Gäste" des Wirtes von „La Renaissance" bereits nach Angola unterwegs sind. In den nachfolgenden Wochen wird diese, wie auch andere Kneipen am Gare du Nord zu einem regelrechten Söldnerumschlagplatz vor allem für Killer-Interessenten aus der benachbarten BRD und anderen westeuropäischen Ländern. Zahlreiche Abenteurer treffen hier ein, darunter sicher auch nicht wenige, die glauben, auf diese Weise einmal etwas Interessantes erleben zu können, dabei viel Geld zu „machen", ohne zu ahnen, welches Schicksal ihnen blüht.
Im südafrikanischen Johannesburg versammeln sich etwa 1 000 aus der portugiesischen Kolonialarmee geflüchtete Soldaten und Offiziere. Die meisten von ihnen haben sich schwerer Verbrechen während der Kolonialzeit schuldig gemacht und sehen nach der Unabhängigkeit einer sicheren Verurteilung in Afrika, vielleicht auch in Portugal entgegen. Nun suchen sie ihr Heil im, wie sie glauben, lukrativen Söldnerleben. Sie werden von den Rekrutierungsbüros des Apartheid-Regimes angeworben und erhalten ihren Monatslohn von je 3 000 Westmark auf südafrikanische Konten überwiesen. Die größte Geschäftigkeit herrscht jedoch in jener Zeit im Johannesburger „Klub der Wildgänse". Hier ist der Treffpunkt, der Sitz und die Vermittlungsstelle für die „Weißen Riesen". Sie haben sich vor über einem Jahrzehnt diesen Namen gegeben, weil sie glaubten, für ewig und alle Zeiten unschlagbar zu sein. Diese Männer, die an der Bar oder in den weichen Sesseln des Klubs ihren Whisky on the rocks genüßlich in sich hineinschütten, können wahrhaftig nicht über mangelnde Erfahrung im Kriegshandwerk klagen. Jeder von ihnen hat seine eigene Geschichte, die nicht weniger blutrünstig ist als die des hier ständig verkehrenden, berüchtigten „Kongo-Müllers". Sie waren dabei, als im vietnamesischen Dschungel die kolonialen Eroberungsträume des französischen und amerikanischen Imperialismus durch die Befreiungsarmeen zerschlagen wurden und möchten an jenes düstere Kapitel ihrer Söldnerlaufbahn am liebsten nicht erinnert werden. In viel hellerem Lichte erscheinen ihnen dagegen ihre Abenteuer in Sudan, in Biafra und Kongo: Putschisten und Separatisten gegen unabhängige und souveräne Regierungen afrikanischer Staaten in imperialistischem Auftrag anzustacheln und zu führen. Wo die „Weißen Riesen" erschienen, da war was los. Jagten sie ihre MPi-Salven in die schwarzen Menschenleiber, hackten sie Köpfe ab, schlitzten Bäuche auf und schossen sie Erinnerungsfotos von ihrem Mordwerk, dann war ihre Welt, die Welt des Söldners und berufsmäßigen Killers, in Ordnung. Wer konnte ihnen schon Paroli bieten?

„Ich habe für Geld getötet“

WANTED NOW!

MERCENARIES

$1,000 PER MONTH

for captain... No income tax... Airfare and travel expenses refunded on arrival... free quarters and medical treatment... 60 days leave yearly... $20.000 life insurance. Information packet revealing duty, area, map, service agreement, application form, pay schedule, medical certificate... $5.00

Phoenix Associates
Dept. S-1,
Box 837, Arvada, Colo. 80002



Eine von vielen Werbeannoncen: „Jetzt benötigt! Söldner. 1000 Dollar monatlich – für einen Hauptmann ... Keine Einkommenssteuer ... Flug- und Reisekosten werden bei Ankunft zurückerstattet ... Kostenlose Unterkunft und medizinische Betreuung ... 60 Urlaubstage jährlich ... 20000 Dollar Lebensversicherung. Informationspaket enthält Dienstvorschrift, Einsatzgebiet, Dienstvertrag, Meldeformular, Entlohnungstabelle, Gesundheitszeugnis.“

Oder sie gar wegen ihrer Verbrechen belangen? Sie verrichteten den Job ihrer imperialistischen Auftraggeber, die irgendwo in New York, Brüssel, Bonn, London oder Paris saßen.

„Nun wollen wir mal den roten Kaffern in Angola zeigen, wer hier in Afrika etwas zu sagen hat.“ Mit dieser gedanklichen Einstellung ziehen die „Gäste“ des „Klubs der Wildgänse“ in den letzten Oktober-

tagen des Jahres 1975 zu einer neuen Kriegssafari gegen Norden. „Auf nach Luanda", ist ihr Schlachtruf, und man ist sich ganz sicher, daß man in 14 Tagen, spätestens jedoch in 3 Wochen wieder siegreich zurückkehren würde. Dann sollte die große Siegesfeier im „Klub der Wildgänse" sein. Sie reihen sich in den großen Söldnertroß ein, der sich aus Amerika, Europa und Südafrika in Richtung auf Angola in Bewegung setzt.

In jenen Tagen kommt aber auch noch ein anderer Troß in Bewegung, dessen Ausgangspunkt ein weitabgelegener Militärstützpunkt in der Nähe der Wüstenstadt Grootfontain ist. Er liegt auf dem Territorium des von Südafrika okkupierten Namibia, und von hier aus beginnt die Aggression der südafrikanischen Interventionstruppen in Stärke von etwa 6000 Mann gegen das unabhängige Angola.

Die Weltöffentlichkeit erfährt von diesem militärischen Abenteuer durch eine Erklärung des südafrikanischen Rassistenchefs Johannes Balthasar Vorster. Danach seien südafrikanische Truppen deshalb auf angolanisches Gebiet vorgedrungen, um den Bau des Kunenestaudamms zu schützen. Dieses Projekt wurde noch unter der Kolonialmacht Portugals begonnen. Es sollte den nötigen Strom und die Wasserreserven liefern, die die multinationalen Konzerne in Erwartung eines noch lange Jahre stabilen Kolonialregimes in Angola nutzen wollten, um die Bodenschätze in Namibia und Angola verstärkt auszubeuten.

Je näher der Tag der Unabhängigkeit Angolas heranrückt, desto enger schließt sich der eiserne Ring um die Hauptstadt Luanda. Die südafrikanischen Interventionstruppen, hervorragend ausgerüstet, marschieren in hohem Tempo in Richtung Norden, gemeinsam mit ihnen die Söldner.

In dieser Stunde höchster Not kommt für das angolanische Volk und seine Befreiungskämpfer der MPLA solidarische Hilfe. Panzer, Geschütze, Militärkraftwagen und Geschoßwerfer rollen direkt aus Flugzeug- und Schiffsrümpfen an die nahegelegene Front außerhalb der Stadt. Ihr Herstellungsland, die UdSSR, ist für alle Bewohner in der bedrängten Metropole unverkennbar. Die Menschen haben auch mit erwartungsfrohem Aufatmen die Nachricht aufgenommen, daß das sozialistische Kuba erfahrene Kämpfer aus den Reihen seiner Armee zur Hilfe entsandt hat. Fast noch auf dem Wege zur Front lernen die MPLA-Kämpfer mit der kameradschaftlichen Hilfe ihrer kubanischen Genossen die neue Militärtechnik beherrschen. Jahrelang haben sie den Guerillakampf gegen die portugiesische Kolonialarmee geführt. Nun müssen sie fast über Nacht den modernen Bewegungskrieg unter Einsatz von Militärtechnik beherrschen lernen. Aber ihnen bleibt keine andere Wahl, denn der modern ausgerüstete Todfeind lauert vor der Stadt, um eine fortschrittliche Entwicklung des Landes mit allen Mitteln zu unterbinden. Das Oberkommando der Volksbefreiungsarmee Angolas (FAPLA) hat seine Truppen um Luanda zusammengezogen. Verteidigungsstellungen und Splittergräben werden an den strategisch wichtigen Zugängen ausgebaut. In den Außenbezirken der Stadt ist Tag und Nacht Geschütz- und Gewehrfeuer der herannahenden Front zu hören. Granaten schlagen hier und dort ein. Doch an den Grenzen der Stadt wird die imperialistische Attacke endgültig zum Stehen gebracht. Gleichzeitig bereitet die Volksbefreiungsarmee ihre Gegenoffensive vor.

Der Schlag kommt für die so siegessicheren Aggressoren fast unerwartet. Geschütze und „Katjuschas", diese von den sowjetischen Soldaten im zweiten Weltkrieg so getauften Geschoßwerfer, singen

das Lied von Feuer und Stahl, eine Melodie, die für die Freiheitskämpfer wie ein erlösender Sturm über das Land jagt, die jedoch unter den Eindringlingen Angst und Schrecken verbreitet.
Interventen, Söldner und Spalterbanden flüchten panikartig aus ihren sicher geglaubten Stellungen. Ihre Arroganz und Überheblichkeit zerfetzen im Splitter- und Kugelhagel, der tausendfach auf sie niedergeht. Hier kann man nicht mehr in die wehrlosen Körper von Afrikanern wahllos MPi-Garben hineinjagen. Hier werden die Berufskiller im Söldnerkrieg gestellt und von einem Ort zum anderen zurückgejagt.
Und die Interventionstruppen des Rassistenregimes? Sie waren mit schwerem Kriegsgerät in Angola eingefallen. Nun mußten sie feststellen, daß ihr jahrelang propagierter Mythos von der Unbesiegbarkeit der südafrikanischen Armee unter den schnellen und gezielten Schlägen der angolanischen Befreiungsstreitkräfte und der mit ihnen verbündeten kubanischen Kämpfer dahinschmolz.
„Krieg um Öl und Diamanten", so nannte eine westdeutsche Illustrierte die imperialistischen Attacken gegen die junge Volksrepublik Angola und mußte wie viele Sprachrohre aus dem gleichen Lager eingestehen, daß die Abwehr der imperialistischen Aggression und Intervention, noch dazu unter den erschwerten Bedingungen der gleichzeitig einsetzenden Regenzeit, als die bisher größte und bedeutendste Militäroperation auf dem afrikanischen Kontinent gewertet werden muß.
Aber ging es „nur" um Öl und Diamanten? Zweifellos spielen diese wie auch andere Bodenschätze im strategischen Poker des Imperialismus eine besonders exponierte Rolle. In der Nähe von Cabinda sollen beispielsweise Erdölvorräte lagern, die jene des reichsten Öllandes im Nahen



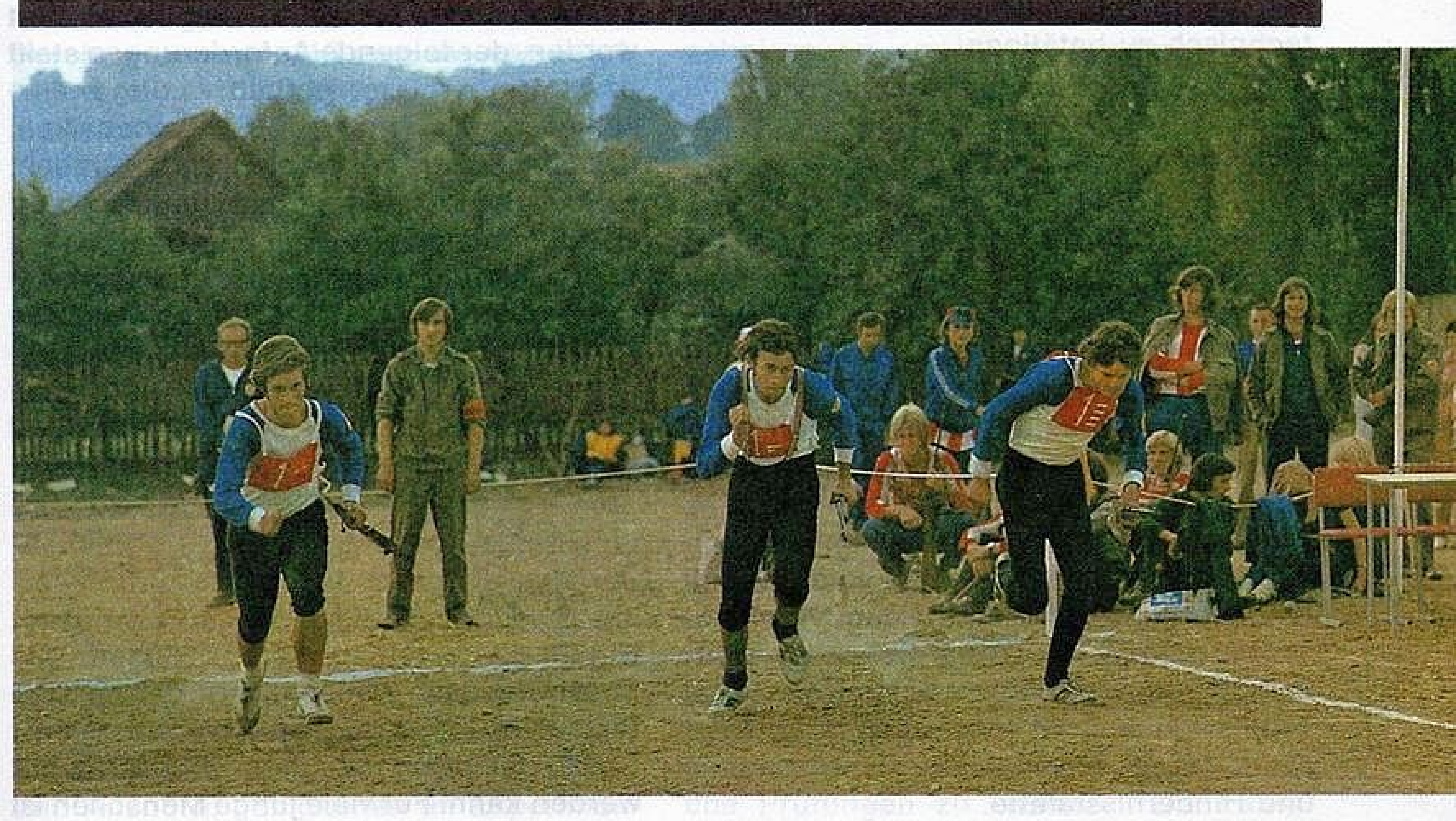
Osten, Kuweit, noch übertreffen. Schon vor dem Angolakrieg waren die amerikanischen Multis Gulf Oil, Caltex, Texaco und andere voll im Ölgeschäft in Angola. Das Land verfügt des weiteren über solche strategisch wichtigen Bodenschätze wie Eisen- und Kupfererz, Uran, Blei, Zink, Gold, Phosphat und zahlreiche andere Rohstoffvorkommen. Dazu kommen landwirtschaftliche Produkte wie Kaffee, Baumwolle, Sisal, Erdnüsse, Edelhölzer und vieles andere. Angola gilt als eines der reichsten Länder des afrikanischen Kontinents, und seine besonders exponierte strategische Lage an der Südspitze Afrikas ist für die NATO-Militärs in Brüssel, Bonn

Trotz Terror und Mord unbesiegt: die Volksbefreiungsbewegung Angolas

und New York Grund genug gewesen, das „Angolaproblem" — denkt man an den 11. November 1975 — im imperialistischen Sinne zu lösen.
Doch diese Rechnung schlug — wie wir gesehen haben — fehl. Aber sind damit die imperialistischen Pläne völlig gescheitert? Keineswegs. Wie wir wissen, werden auch nach dem 11. November 1975 von imperialistischen Geheimdiensten und Anwerbeorganisationen in den NATO-Ländern verstärkt Söldner geworben.
Bis zum Februar 1976 dauern die erbitterten Kämpfe, und dann sind Spaltertruppen, Interventions- und Söldnertruppen an allen Fronten geschlagen. Während sich die Aggressionstruppen des faschistischen Apartheid-Regimes in höchster Eile wieder auf das Territorium von Namibia zurückziehen, wird den von Befreiungsstreitkräften gefangenen imperialistischen Söldnern in der Hauptstadt Angolas, Luanda, der Prozeß gemacht. Auf der Anklagebank sitzen 13 Söldner, zehn britische und drei amerikanische Staatsangehörige. Doch mit diesen Landsknechten des Imperialismus steht das ganze System unter Anklage, dessen brutalste Auswirkungen, der imperialistische Kolonialkrieg, die Söldner in ihren Aussagen noch einmal verdeutlichen.
Zahlreiche ausländische Delegationen, darunter Juristen aus den USA und Großbritannien, sind Zuschauer dieses öffentlichen Prozesses. Sie müssen anerkennen, daß den Angeklagten alle Chancen zu ihrer Verteidigung eingeräumt werden, eine Haltung, die diese Killer ihren zahllosen Opfern gegenüber niemals gekannt oder gar praktiziert haben.
Vier der Angeklagten werden wegen ihrer besonders schweren Verbrechen zum Tode verurteilt und hingerichtet. Darunter befindet sich auch jener berüchtigte und selbsternannte Oberst Callan, der am 1. Februar 1976 im Norden Angolas 14 Soldaten, die das Söldnerleben angesichts ihrer aussichtslosen Lage aufgeben wollten, erschießen ließ.
Ihm und seinen Kumpanen widerfuhr die gerechte Strafe. Als der angolanische Präsident Agostinho Neto die vom Gericht ausgesprochenen Strafen bestätigte, erklärte er gleichzeitig: „Wir sind für Gerechtigkeit nicht nur im Namen unseres gemarterten Volkes in Angola, sondern auch zum Nutzen unserer Brudervölker in Namibia und Simbabwe. Niemals mehr sollen Söldner den Wunsch haben, nach Angola zu kommen, und wenn sie es wagen sollten, so ist sicher, daß sie das gleiche Schicksal erleiden werden."
In jenen Oktobertagen des Jahres 1975, als wir im Brüsseler Haus der Gewerkschaften berieten, konnten wir die Ereignisse noch nicht vorausahnen. Aber alle Delegierten stellten sich namens ihrer Länder und Organisationen an die Seite der vom Imperialismus bedrängten antiimperialistischen Kraft, der MPLA. Die seit jener Zeit besonders verstärkte internationale Solidarität war einer jener vielfältigen Faktoren, die den Aufbau der heutigen souveränen Volksrepublik Angola unterstützten.
Mit dem im angolanischen Dschungel zerschlagenen Söldnermythos geht nunmehr auch ein Zeitalter, der Kolonialismus, unabwendbar seinem Ende entgegen.

Kleines GST-Lexikon (2)

Curt Möller



Auf ihrem VI. Kongreß im Juni 1977 konnte die Gesellschaft für Sport und Technik eine erfolgreiche Bilanz ziehen über die ihr von der Partei der Arbeiterklasse in der sozialistischen Wehrerziehung übertragenen Aufgaben. Es wurde festgestellt: Die GST ist die sozialistische Wehrorganisation der DDR. Ihr gesellschaftlicher Auftrag besteht darin, die Jugendlichen so auf den Wehrdienst vorzubereiten, daß sie die Verteidigung des Sozialismus als höchste politische und moralische Konsequenz des sozialistischen Patriotismus und proletarischen Internationalismus erkennen, bereit und fähig sind, sich in den Reihen der NVA und der Grenztruppen der DDR als standhafte und disziplinierte Verteidiger des Sozialismus zu bewähren und um hohe Leistungen in der vormilitärischen Ausbildung und im Wehrsport zu ringen; durch

eine interessante und differenzierte wehrsportliche Tätigkeit vielen Bürgern die Möglichkeit zur weiteren Entwicklung und Erhaltung ihrer Wehrfähigkeit zu geben.
Das kleine GST-Lexikon begann im „Arsenal" 1 mit der Erklärung von Begriffen zur vormilitärischen Ausbildung, diesmal sollen die Wehrsportarten, die man in der GST betreiben kann, vorgestellt werden.
Wehrsport — das ist einerseits für den Jugendlichen eine gute Hilfe, sich auf die vormilitärische Ausbildung vorzubereiten, andererseits gibt er die Möglichkeit, sich auf speziellen Gebieten sportlich und technisch zu betätigen.

Militärischer Mehrkampf

Vielseitige Anforderungen stellt die Wehrsportart Militärischer Mehrkampf, denn dieser Sport verlangt allseitig entwickelte Fähigkeiten. Für die Jungen ist er besonders wichtig, weil die Körperertüchtigung wesentliches Element ihrer Vorbereitung auf den Wehrdienst ist. 14 Jahre alt müssen die Mädchen und Jungen sein, wenn sie am Wettkampf teilnehmen wollen. In den Sommermonaten wird der Militärische Mehrkampf unter dem verpflichtenden Namen „Ernst-Schneller-Wettkampf" durchgeführt. Es werden drei Teildisziplinen im Vergleichswettkampf ausgetragen: Geländelauf, Schützenduell und Hindernisstafette.
Gestartet wird in den Klassen Jugend B, Jugend A, Junioren, Männer, weibliche Jugend, Frauen.
1 500 m bis 3 000 m hindernisreiches und von An- und Abstiegen durchzogenes Gelände müssen bewältigt werden. Laufschnelligkeit, Treffsicherheit beim KK-Schießen auf 50 m entfernte Ziele und Wurfkraft beim Ziel-Weit-Werfen der Übungshandgranate über die 25- bis 45-m-Distanz werden beim Geländelauf gefordert. Beim Schützenduell starten jeweils zwei Mannschaften gegeneinander. Jede Mannschaft besteht aus drei Wettkämpfern; jeder Wettkämpfer hat drei Patronen zur Verfügung, mit denen nach einem Anlauf von 25 Metern die Zielscheiben der Gegenmannschaft bekämpft werden (Schußentfernung 50 m). Das ist eine Übung, die Schnelligkeit und hohes Konzentrationsvermögen erfordert.
Bei der dritten Teildisziplin, der Hindernisstafette, muß — wiederum von drei Wettkämpfern einer Mannschaft — ein Rundkurs von 400 m bis 500 m Länge absolviert werden, der folgende Anforderungen stellt bzw. Hindernisse enthält: Luftgewehrschießen, Bocksprung, Schwebebalken, Kriechstrecke, Eskaladierwand, Graben, Hürde, Fenster, Munitionskistentransport, Handgranatenwurf, Graben, Querbalken, Wippe, Verletztentransport.
Hohe Anforderungen stellt auch der Wettkampf im Winter, der aus einem sogenannten Winterzweikampf und dem Staffelwettkampf mit Skilanglauf und KK-Schießen besteht.

Sportschießen

Unter den Wehrsportarten nimmt das Sportschießen zahlenmäßig den ersten Platz ein. Es ist ein wettkampfintensiver Sport, der das ganze Jahr über ausgeübt werden kann. Für viele junge Menschen ist es ein Massensport, sie nehmen am Schießen um die „Goldene Fahrkarte" teil, zunächst Preise und Reisen in das sozialistische Ausland als Gewinn sehend. Aber zugleich hat die Zahl jener zugenommen, die aktive Schützen wurden. Ihnen bietet sich die Möglichkeit, an den verschiedenen Wettkämpfen, Europa- und Weltmeisterschaften bis zur Olympiade teilzunehmen. Vielfältig sind die Diszipli-

nen im sportlichen und jagdlichen Schießen. Geschossen wird je nach Disziplin mit Druckluftwaffen (also Luftgewehre und -pistolen), KK-Waffen (für Kleinkalibermunition), Gewehren, Pistolen (für Klein- und Großkaliber) sowie Wurftaubenflinten (das sind Schrotflinten) und Repetiergewehren (das sind Mehrladegewehre mit einer Munition bis zu einem Kaliber von 9 mm). Geschossen wird je nach Disziplin auf den allgemein bekannten Schießständen, aber auch auf speziell eingerichteten, zum Beispiel für das Schießen auf den „Laufenden Keiler" oder auf Wurftauben (das sind Asphaltteller mit einem Durchmesser von 110 mm, die von Wurfmaschinen in die Luft geschleudert werden). Konzentrationsvermögen, eine ruhige Hand und ein sicheres Auge muß der Schütze besitzen, und er muß natürlich auch über ein hohes physisches Leistungsvermögen verfügen. Viel und langjähriges Training ist erforderlich, um Bestleistungen erreichen zu können.

Nachrichtensport

Vielfältige Möglichkeiten wehrsportlicher Betätigung bietet auch der Nachrichtensport. Für technisch interessierte und sportbegeisterte junge Menschen bieten Funkpeilmehrkampf, Funkmehrkampf, Fernschreibmehrkampf oder auch die Klubstationen der Amateurfunker Anreiz und Ansporn, Fähigkeiten im Experimentieren und Basteln, Kraft und Ausdauer unter Beweis zu stellen.
Wenn ein Funkpeiler beim Wettkampf eine Strecke von 8000 m bis 10000 m sozusagen „quer durch die Botanik" zurücklegen muß, um mit seinem selbstkonstruierten und technisch möglichst perfekten Peilempfänger die Signale der Sender aufzufangen und sie aufzuspüren, dann zeigt das schon, daß er nicht allein ein technisch versierter Mensch sein darf, der fürs Stübchen geschaffen ist. Er muß ein guter Läufer sein, muß schießen und die Handgranate werfen können.
Komplex sind auch die Anforderungen an die Funk- und Fernschreibmehrkämpfer. Neben Geben und Hören von Morsezeichen, Funkbetriebsdienst im Gelände und Lauf im Gelände kommt es auf gute Schießergebnisse und Handgranatenwürfe an.
Die Mädchen und Jungen müssen im Fernschreiben das Zehnfingersystem blind beherrschen, um im Wettlauf gegen die Uhr die besten und saubersten Ergebnisse zu erreichen. Ausdauer, Wille und Leistungsbereitschaft sind hier gefragt.
Die Klubstationen der Amateurfunker aber erschließen die ganze Welt. Doch auch hier kommt „der Schweiß vor dem Preis", denn unfangreiches nachrichtentechnisches Fachwissen muß man sich aneignen, um solche Stationen beherrschen und an ihnen arbeiten zu können.

Motorsport

Der Motorsport kann wohl schon zu den „harten" Sportarten gezählt werden, denn hoch sind die Anforderungen im Motorradmehrkampf oder im Motorradpatrouillenfahren. In schwer befahrbarem Gelände, über Stock und Stein sind zahlreiche Prüfungen zu bestehen. Die Fähigkeiten im Schießen und im Handgranatenwerfen werden bewertet. Genau vorgegebene Streckenführungen sind einzuhalten, selbst wenn man meint, daß es hier oder dort nicht mehr weitergehe oder die Maschine bei der Wasserdurchfahrt steckenbleibe. Es sind Wehrsportdisziplinen, die immer Tausende in ihren Bann ziehen.
Für die Ausbildung stehen Kräder vor-





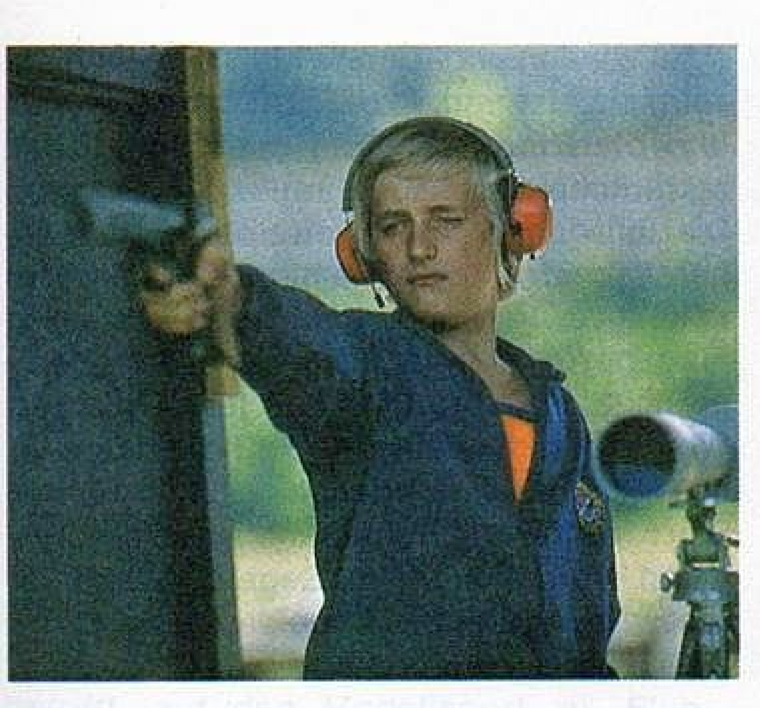
rangig vom Typ ES MZ 125 oder 150 zur Verfügung. Man muß 15 Jahre alt sein, um diese Ausbildung aufnehmen zu können. 14 Jahre jung darf man aber sein, wenn man an der Ausbildung auf Kleinkrafträdern teilnehmen möchte.

Seesport

Der Seesport ist eine mit Romantik verbundene, aber sicherlich auch harte Sportart. Der Seesportler muß über umfangreiche Kenntnisse in der Schiffsnavigation, der Wasser- und Seestraßenordnung und im Signaldienst verfügen, alle erforderlichen Rollen an Bord ausüben können und ein hohes physisches Leistungsvermögen haben. Zum Wettkampf gehören unter anderem solche Disziplinen wie Kutterrudern über 1000 m und 10000 m, Hindernisschwimmen, Geländelauf, Knoten, Segeln und auch Schießen. Natürlich kann ein Seesportler auch Winken (durch verschiedene Stellung der Arme Übermittlung von Buchstaben); die zwei Flaggen mit rotem Rand haben eine Größe von 45 cm × 45 cm. Er beherrscht das Wurfleinewerfen, bei dem eine leichte, an einem Ende mit einem Sandbeutel beschwerte Leine so geworfen wird, daß mit ihr verbundene, unhandliche Trossen von Boot zu Boot oder von Boot zu Land übergeben werden können. Lohn der vielen Mühen an Bord und an Land sind dann die gemeinsam im Kollektiv der Kameraden erlebten Stunden.

Tauchsport

Das sportliche Tauchen bietet vielgestaltige Möglichkeiten der wettkampfmäßigen Betätigung, wobei sich der Rahmen von Wettkämpfen in den Sektionen der GST bis hin zur möglichen Teilnahme an




87









Europa- und Weltmeisterschaften spannt. Für die ganz jungen ist es zunächst der Blick unter Wasser mit Maske, Flosse und Schnorchel. Nach gründlicher Ausbildung aber ist es der sportliche Wettstreit auch in solchen Disziplinen wie Flossenschwimmen und Streckentauchen oder Orientierungstauchen, ist es die Unterwasserfotografie, das Befriedigen eines biologischen oder archäologischen Forscherdrangs, ja, selbst das Tauchen unter Eis. Daß man kerngesund sein muß, ist wohl selbstverständlich. Aber es muß auch eine gründliche Ausbildung absolviert werden, die alle notwendigen Elemente beinhaltet, damit das Tauchen ein gefahrloser Sport wird. Moderne technische Voraussetzungen für diesen Sport sind in den Ausbildungszentren der GST vorhanden, wo Tauchgeräte, Anzüge oder andere für den Sport erforderliche Geräte zur Verfügung stehen, wo Sicherheit gegeben ist und erfahrene Kameraden die Ausbildung durchführen.

Flugsport

Viele Jungen und Mädchen träumen davon, sich einmal in die Lüfte zu erheben, fliegen zu lernen. Nicht wie es sich einige unserer Vorfahren in ihrer Phantasie vorgestellt haben, sondern in die modernen und leistungsfähigen Segel- und Motorflugzeuge der GST zu steigen. Die GST hat in allen Bezirken unserer Republik Flugplätze, auf denen man die Kunst des Fliegens erlernen kann. Das Ausbildungsprogramm, das man absolvieren muß, ist allerdings sehr umfangreich in Theorie und Praxis. Navigation, Flugzeugtechnik, Meteorologie, Sicherheitsbestimmungen und vieles andere mehr gilt es zu „büffeln“, bevor es richtig losgeht mit der praktischen Seite. Dann aber ist das Gefühl unübertreffbar, das den Flugschüler erfüllt, wenn er das erste Mal im Segelflugzeug sitzen kann, in die Luft gezogen wird und die Erde von oben betrachtet. Charakterliche Eigenschaften wie eine hohe Disziplin und Selbstdisziplin, Einsatzbereitschaft, Mut, kameradschaftliches, kollektives Verhalten gehören ebenso zum Flugsportler wie eine hervorragende körperliche Konstitution. Für jene, die den Weg vom Einmaleins bis zur hohen Schule des Kunstflugs gegangen sind, ist der Start frei für die Teilnahme an internationalen Vergleichen im Segelflug und im Motorflug bis zur Weltmeisterschaft.

Fallschirmsport

Immer wieder faszinierend ist es, Fallschirmsportlern bei ihrem Sprung zuzuschauen. Nach Hunderten und Tausenden von Metern wird die Höhe, die Strecke des Weges zur Erde, gemessen, die der Fallschirmsportler innerhalb von Sekunden zurücklegt. Im freien Fall beträgt die durchschnittliche Fallgeschwindigkeit eines Springers etwa 50 Meter in der Sekunde. Aber auch nach dem Öffnen des Fallschirms sind es nur Sekunden, in denen die Fallschirmsportler beim Zielsprung eine winzige Scheibe, den Nullpunkt, anvisieren und zu erreichen suchen oder beim Figurensprung ein ganzes Programm in Gestalt von Figurenkomplexen in der Luft absolvieren. Gruppen von Springern vereinigen sich in der Luft oder streben einem Punkt auf der Erde zu. All das (und mehr) ist möglich, weil unsere Fallschirmsportler heute über moderne Fallschirme verfügen, die hervorragende Gleit- und Steuereigenschaften haben, die man drehen, ja bremsen kann, die fast senkrecht zur Erde gleiten können, weil man Windböen und -richtungen ausgleichen kann. Fallschirmspringen wird oft als Sport der Kühnen bezeichnet. Er ist es

sicherlich. Aber er ist auch ein Sport, der die Beherrschung eines ganzen Komplexes von Kenntnissen verlangt, Steuertechnik, Anflugtaktik, Beurteilung meteorologischer Einflüsse und vieles mehr. Es ist ein schöner Sport für Jungen und Mädchen, aber er verlangt das Lernen und Üben, damit es auch ein sicherer Sport ist.

Modellsport

Das Sprichwort „Raum ist in der kleinsten Hütte" trifft wohl, zumindest was den Bau betrifft, auf den Modellsport zu. Flug-, Schiffs- und Automodellsportler ziehen immer wieder aufs neue Zuschauer in ihren Bann. Breit gefächert sind die einzelnen Disziplinen und damit die Möglichkeiten im Modellsport.

Im Schiffsmodellsport gibt es naturgetreue (natürlich maßstabgerecht verkleinerte) Nachbauten, aber es werden auch entsprechend dem Einsatzzweck Modelle selbst entworfen. Es gibt Modelle, die eine bestimmte Fahrstrecke im Geradeauskurs absolvieren müssen, und bei denen dann möglichst auch noch die Geschwindigkeit dem Maßstab entsprechen soll; Rennbootmodelle, die in einem geschlossenen Kreis gefahren werden, und bei denen es darauf ankommt, möglichst hohe Geschwindigkeiten zu erreichen; Funktionsmodelle, die sogar tauchen können oder ein Feuerwerk abbrennen; ferngesteuerte Modelle, mit denen komplizierte Figurenkurse gefahren werden können; Segelmodelle, die Yachten in Kleinausgabe sind.

Im Flugmodellsport gibt es annähernd zwanzig verschiedene Klassen, darunter Freiflugmodelle mit Segelflugmodellen, Flugmodellen mit Gummimotor oder Kolbenmotor; Hallenflugmodelle, darunter Segelflugmodelle mit automatischer Steuerung oder Hubschraubermodelle. Aber auch leinengesteuerte Modelle, bei denen der Wettkämpfer auf dem Erdboden mit Hilfe eines oder mehrerer undehnbarer, mit dem Flugmodell direkt verbundener Drähte oder Kabel das Modell steuert — beim Geschwindigkeits- oder Kunstflug, beim Mannschaftsrennen oder bei der Fuchsjagd. Faszinierend sind die ferngesteuerten Flugmodelle, die wie ihre großen Brüder Loopings, Rollen, Turns wie von Geisterhand gesteuert ausführen. Wahre Filigranarbeit sind die vorbildgetreuen Nachbauten.

Schließlich ist noch der Automodellsport zu nennen, der sich mit dem Nachbau oder dem Bau von Kraftfahrzeugen im „Spielzeugautoformat" beschäftigt, dem aber auch die geschlossenen Modellrennbahnen zugeordnet sind.

Wettkämpfe

In den Wehrsportarten werden Wettkämpfe verschiedener Art ausgetragen, Kreis-, Bezirks- und DDR-Meisterschaften, Europa- und Weltmeisterschaften, beim Sportschießen handelt es sich sogar um olympische Disziplinen. Viele in der internationalen Arena errungenen Medaillen zeugen von dem hohen Leistungsstand der Wehrsportler der GST. Zu einem Höhepunkt gestalten sich auch die Wehrspartakiaden der GST. Mit der Wehrspartakiadebewegung wird eine revolutionäre Tradition der deutschen und der internationalen Arbeiterbewegung fortgesetzt. Zwischen den Wehrsportlern der sozialistischen Länder werden außerdem internationale Komplexwettkämpfe ausgetragen, die neben dem sportlichen Leistungsvergleich das gemeinsame Erlebnis mit Freunden, das gegenseitige Kennenlernen, den Gedanken- und Erfahrungsaustausch umfassen.

Die Treueprobe

Ottokar Domma

Die Liebe geht manchmal seltsame Wege. Da war ein Mädchen, das bangte um die Treue seines Soldaten. Das dumme Ding hatte keinerlei Grund dazu, aber wenn noch dümmere Freundinnen die Köpfe zusammenstecken und über dies und jenes hecheln, dann ist der Neid meist Pate. Anja, nennen wir das Soldatenmädchen einfachhalber so, mußte sich allerhand Tratsch und düstere Prognosen über die Untreue der Männer im allgemeinen und die der Soldaten insbesondere anhören. Irgendwann wirkt das Gift der Lästerzungen, so war es kein Wunder, daß auch Anja Zweifel plagten. In ihrer Unruhe vertraute sie sich der Mutter an.
„Ich hatte ja gleich Bedenken", sagte die Mutter und schien nicht überrascht. „Dein Vater nahm's mit der Treue auch nicht so ernst, und kaum warst du auf der Welt, setzte er sich ab."
Das Mädchen Anja grübelte vor sich hin und fragte schließlich: „Ob ich ihn auf die Probe stelle?"
Eine Mutter, die etwas von ihrem Kind und auch auf sich hält — immerhin war sie eine sehr attraktive Mutter —, hatte nichts gegen eine Probe einzuwenden: „Hole du wenigstens das nach, was ich versäumt habe."

Noch am selben Abend schrieb das Mädchen Anja mit verstellter Handschrift einen Brief folgenden Inhalts:

„Lieber Soldat Manfred!
Ich bin ein Mädchen aus Ihrem ehemaligen Betrieb und heiße Wanda. Ihr Foto ist in der Mappe der Bestarbeiter. Sie könnten mir gefallen. Wenn Sie Urlaub haben, würde ich mich gern mal mit Ihnen treffen, falls Sie nicht schon vergeben sind. Und wenn, dann ist es mir auch egal, Sie gefallen mir eben.
Ihre Wanda."

Als der Soldat diesen Brief erhielt und mit nicht geringem Staunen las, wollte er ihn schon zerknüllen und wegwerfen. Da merkte er an einer winzigen Kleinigkeit, daß an der Sache etwas faul ist. Trotz der verstellten Handschrift schienen ihm einige Buchstaben bekannt: das große B, das merkwürdige kleine R und die verrutschten Punkte über dem kleinen I. Er verglich diesen Brief mit denen seines Mädchens Anja. Das zahl ich dir heim! dachte der Soldat.
Nun sind ja Soldaten nicht allein, ein schlechter oder guter Rat findet sich immer. Die einen meinten: „So sind die Weiber, laß sie laufen!" die gemäßigteren:



„Antworte einfach nicht darauf oder schreib deiner Anja selbst unter anderem Namen solch einen Brief."
In vierzehn Tagen gibt es Kurzurlaub, dachte Manfred, es wäre nicht übel, mit diesem Mädchen „Wanda" einen Treff zu vereinbaren. Wie du mir, so ich dir! und mit dieser Zahn-um-Zahn-Moral teilte er dem Mädchen seine Absicht mit, postlagernd natürlich, wie die schlaue „Wanda" es wünschte.
Die Enttäuschung Anjas war groß, als sie die Antwort erhielt. Ihre Ahnung hatte sie also nicht betrogen. Sie unterdrückte ein paar Tränen und dachte: Na warte, das zahl ich dir heim. Du wirst dich wundern über das Mädchen Wanda!
Aber je näher der Tag heranrückte, um so mehr plagte sie das Gewissen. Denn schließlich war sie es ja, die zur Untreue herausforderte. Als es soweit war, ging sie zur Mutter und sagte: „Ich schäme mich so. Willst du nicht für mich hingehen? Das würde ihm als Lehre reichen."
„Und ob!" erwiderte die Mutter. „Dem werde ich den Marsch blasen!" Aber zunächst ging sie zum Friseur, ließ sich um ein paar Jährchen mit einer Schüttelfrisur verjüngen und zog sodann für diesen „Lehrgang" ihr schönstes Kleid an. Eins mußte der Neid ihr lassen, sie verstand sich zu verwandeln, daß man sie fast für die ältere Schwester ihrer Tochter halten konnte.
Indessen plagte auch den Soldaten Manfred das Gewissen. Wie konnte ich mich nur darauf einlassen! Er dachte mit Furcht und Zärtlichkeit an sein Mädchen Anja, verwünschte sich und alle „Wandas" der Welt. Aber einem guten Soldaten und reumütigen Liebhaber fällt auch in verzweifelten Situationen eine taktische Variante ein. Mit einem Hoffnungsschimmer im Herzen bat er seinen Bettnachbarn Rudi: „Du, hör mal, du weißt, was ich mir da eingebrockt habe, fahr du für mich. Du bist der älteste von uns und abgeklärt und in der Liebe sowieso taub. Ich weiß, es ist

ein verdammt schäbiges Spiel. Aber um Gewißheit zu haben, muß einer unbedingt hingehen."

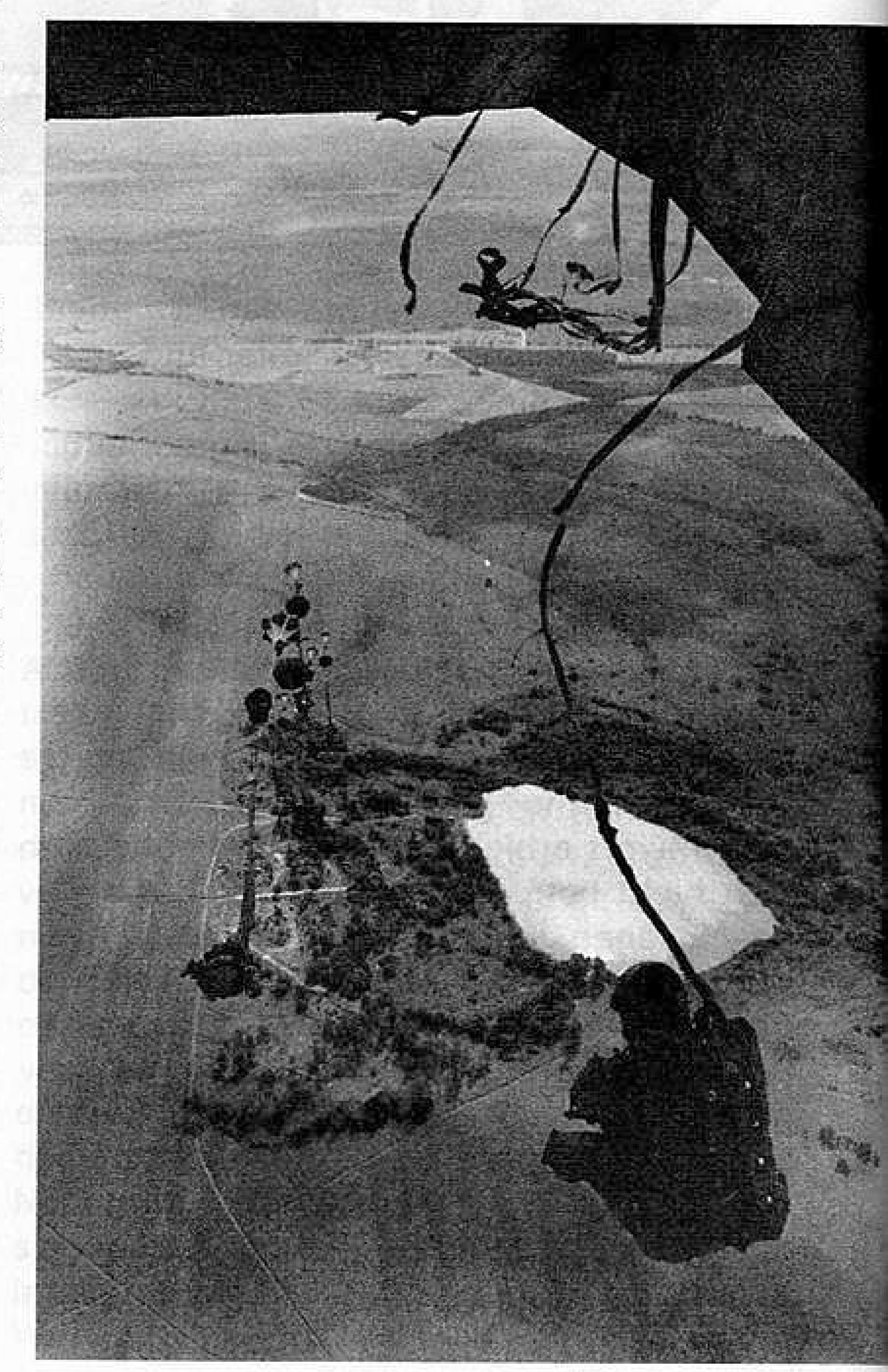
Gefreiter Rudi zierte sich natürlich und meinte, wer sich die Suppe eingebrockt habe, der solle sie auch auslöffeln. Nachdem ihm auch die anderen zuredeten und meinten, er fände bei der Gelegenheit vielleicht auch eine Frau, fuhr er an Manfreds Statt.

Nach drei Tagen ungeduldigen Wartens kam er endlich wieder, aufgekratzt wie noch nie und mit einem verklärten Lächeln auf dem Gesicht.

„Was ist?" fragte der Soldat Manfred leichenblaß. „So erzähl schon!" drängten die anderen.

„Na, was soll sein", antwortete Rudi mit fröhlicher Gelassenheit und zwinkerte dem Soldaten Manfred zu: „Dein Mädchen Anja ist in Ordnung. Aber zu mir kannst du bald Papa sagen!"

Ihr seht, die Geschichte ist ein unmilitärisches Gelächter wert. Interessant wird es erst, wenn der Tag der Hochzeit heran ist. Wie begründet der Soldat Manfred seinen Urlaubsantrag? Schreibt er „Die Mutter meines Mädchens heiratet" oder „Mein Mädchen bekommt einen Papa" oder „Ich möchte meinen Papa kennenlernen" — ehrlich, welcher Kompaniechef glaubt das?



Am seidenen Faden?

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Jeder Sprung sei anders, sagte Stabsgefreiter Coburger und versuchte, mir Gefühle zu erklären, die man dabei empfinden kann. Trotzdem, mir fehlte diese Vorstellung. Ich war eben noch nicht gesprungen, und ich verließ mich an diesem Vormittag während der Sprungausbildung der Fallschirmjäger vorerst lieber auf das, was ich sah.

Sie kletterten in den Rumpf der An-12, setzten sich auf die schmalen Klappsitze. Gesammelte Ruhe bei den einen, unterdrückte Erregung bei den anderen. Noch liefen die Turbinen warm. Ihr Dröhnen übertrug sich auf das ganze Flugzeug. Das schmerzte in den Ohren. Hier wurde mit den Füßen gescharrt, dort gingen verstohlene Blicke zu den Armbanduhren.

Da kam Oberleutnant Taljanitschko durch die Reihen, rückte hin und wieder einen Sitz zurecht, klopfte einem auf die Schulter, kontrollierte den Verschluß der Heckluke, ging zu seinem Kommandostand und strahlte dabei alle mit einem freundlichen Lächeln an, das jeder Stewardeß zur Ehre gereicht hätte.

Das Flugzeug startete, zog dann einen weiten Bogen. Markerschütterndes Hupen riß die Springer wenig später von den Sitzen. Mit weit ausholenden Schritten strömten sie der nun aufgesperrten Heckluke zu. Sie stießen sich ab und fielen in die Tiefe. Die schnell fliegende An-12 zog sie noch mit einer Geschwindigkeit von etwa 90 Metern in der Sekunde hinter sich her. Kurz bevor sich die Springer zu überschlagen drohten, wurden sie wie durch einen harten Griff nach oben gezogen. Das hatten die Stabilisatoren bewirkt, kleine Bremsfallschirme, die sich eine bestimmte Zeit nach dem Absprung öffneten. Nach fünf Sekunden Abbremszeit zogen die Genossen an den Aufzugshebeln.

An jeweils 74 Quadratmetern erdfarbenem Seidenstoff sanken die Fallschirmjäger sicher zur Erde.

Wie sicher?

Ein gut gewarteter und gepackter Fallschirm funktioniert einwandfrei. Gefahren drohen dem Fallschirmjäger von anderer Seite. Er hat sich nicht nur nach den Mitspringern zu orientieren, den Landeplatz zu suchen und auf die Windrichtung und -stärke zu reagieren. Er muß das Landegebiet auch nach gegnerischen Kräften absuchen, gegebenenfalls in Bruchteilen von Sekunden die Maschinenpistole unter dem Gurt hervorziehen und feuern. Dies wiederum so treffsicher, daß er auf den letzten 100 Metern seiner Luft-



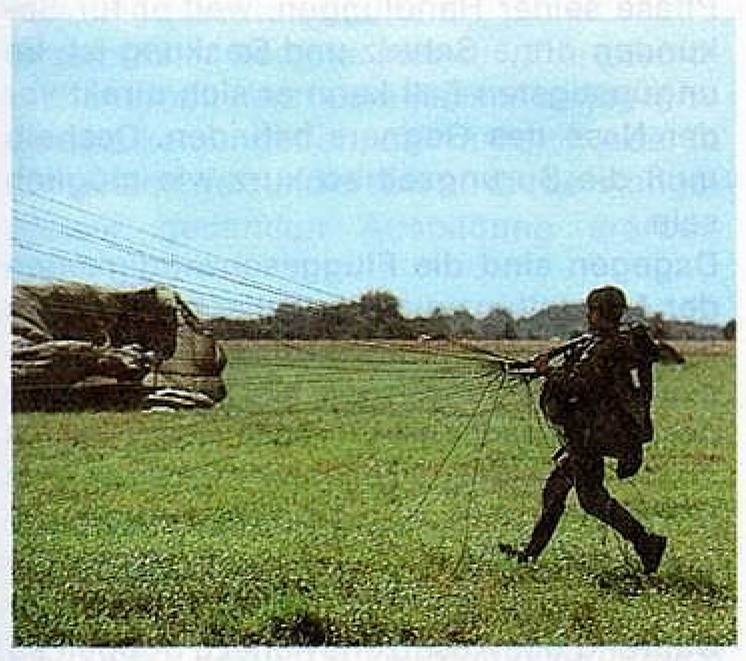


In der Bockstellung: Die einzelnen „Rennen" setzen hier ihre gepackten Schirme ab. Von jedem Fallschirmjäger selbst, dann vom Ausbilder und schließlich vom Sprungleiter werden der Fallschirm, der Sitz der Gurte und der Mechanismus des Rettungsfallschirms überprüft

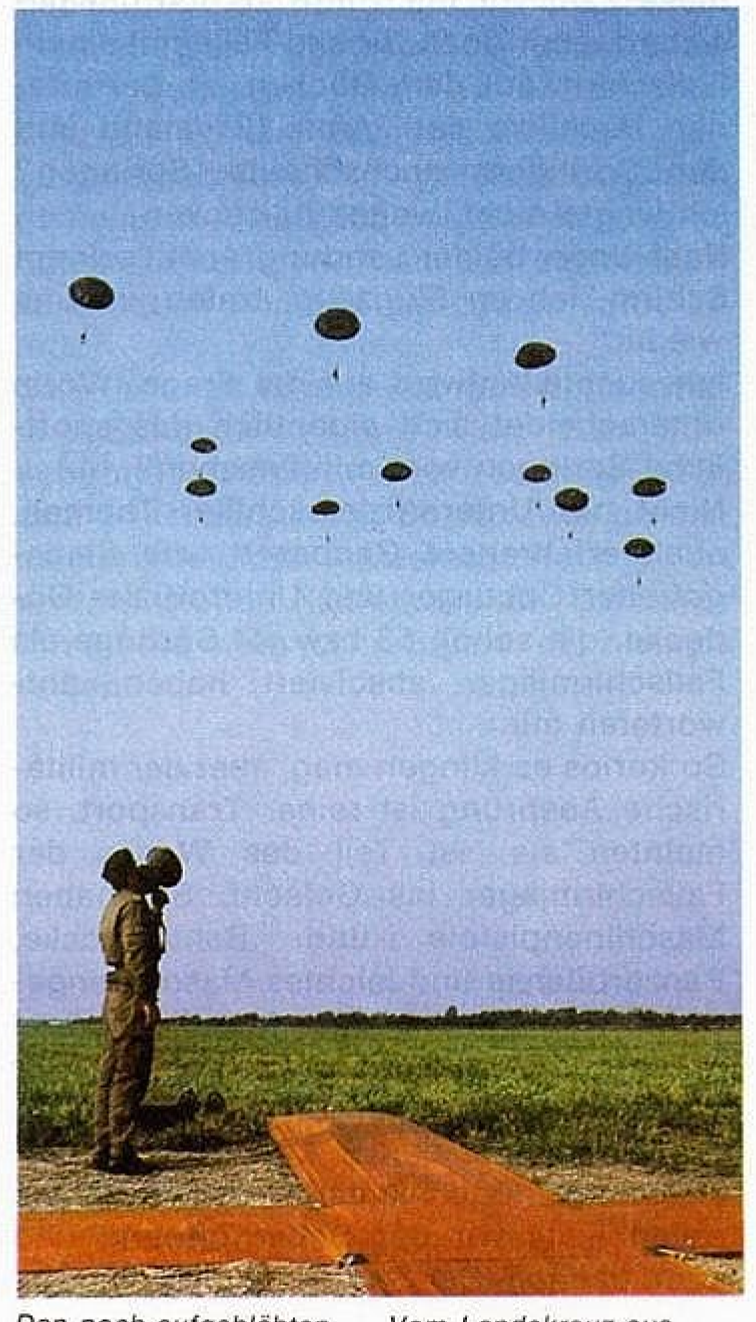
Durch die Heckluke besteigen die Fallschirmjäger die An-12. Das Flugzeug wird von sowjetischen Piloten geflogen, die große Erfahrungen im Absetzen haben







reise ungestört die Landung vorbereiten kann. Da sind Steuermanöver notwendig, ist der Fallschirmjägertornister mit der Ausrüstung auf 50 Meter Höhe abzulassen, sind die Beine leicht anzuhocken, die Fußgelenke zusammenzuhalten — denn der Erdboden muß sicher erreicht werden.
Aus 600 Meter Höhe kamen sie. 60 Sekunden lagen zwischen dem Absprung von der Maschine und der Landung auf dem Stoppelacker. Reicht die Zeit überhaupt, um sich bewußt auf alle diese Handlungen und im Gefecht dazu noch auf den Gegner einzustellen?



Kaum einen Gedanken kann der Fallschirmjäger an die Schönheit des Springens verschwenden. Während seiner Luftreise muß er nicht nur nach seinen Mitspringern sehen, den geeigneten Landeplatz suchen und den Wind beurteilen, sondern vor allem das Landegebiet nach gegnerischen Kräften absuchen und sie gegebenenfalls noch während des Falles mit der Waffe bekämpfen

Den noch aufgeblähten Schirm nach der Landung bei starkem Bodenwind zu bändigen, verlangt vom Springer Kraft und Gewandtheit

Vom Landekreuz aus korrigiert der Ausbilder den Fall der Gruppe. Über Megaphon gibt er Hinweise, wie der Fallschirm gesteuert werden soll und woher der Wind am Boden weht

„Einem Anfänger nicht", sagte mir Unteroffiziersschüler Themelt vor dem nächsten Anflug der An-12. Wieviel Sprünge er schon habe, wollte ich wissen: „Zweihundertachtunddreißig!"
Schon so viele?
231mal sei er bei der GST gesprungen und erst siebenmal aus einer Militärmaschine. Aus der „Anna 12" würde es der erste sein, klärte mich Genosse Themelt auf. Noch ehe ich ihm für seinen 239. Sprung „Hals- und Beinbruch" wünschen konnte, hupte es. Themelt stürzte sich mit seiner Gruppe in die Tiefe.
239 Sprünge. Ehrfurchtsvoll murmelte ich diese Zahl vor mich hin, als ich gut gesichert, aber doch für alle Fälle mit einem Fallschirm auf dem Rücken, an der offenen Heckluke der „Anna 12" stand und den Springern nachschaute. Springen? Ich wagte nicht, weiter zu denken...
Nach unser beider Landung, er mit seinem Schirm, ich im Flugzeug, trafen wir uns wieder.
Ich suchte Antwort auf die Frage: Worin unterscheidet sich eigentlich das sportliche Springen vom militärischen?
Nicht nur Unteroffiziersschüler Themelt, auch erfahrenere Genossen, wie Stabsgefreiter Coburger und Unteroffizier Gödecke, die schon 53 bzw. 44 Sprünge als Fallschirmjäger absolviert haben, antworteten mir.
So kurios es klingen mag, aber der militärische Absprung ist reiner Transport, so meinten sie, ist Teil des Weges der Fallschirmjäger ins Gefecht. Sie haben Maschinenpistole und Schutzmaske, Panzerbüchse und leichtes Maschinengewehr, entsprechende Munition und Sprengmittel mitzunehmen. Der Sportler dagegen trägt einen eng anliegenden Dreß. So bietet er der Luft bessere Umströmungsmöglichkeiten in der Phase des freien Falls vor der Schirmöffnung und auch danach. Der Sportler ist in der Lage, sich durch Bewegungen und eine bestimmte Körperhaltung beim Fall zu stabilisieren. Das kann der bepackte Fallschirmjäger nicht. Seine sperrige Ausrüstung erzeugt starke Luftwirbel, es besteht Gefahr, daß er sich überschlägt, was der Stabilisator verhindern soll. Auch erschwert die Ausrüstung die Steuermanöver und die Landung.
Unterschiedlich sind auch die Absprunghöhen. Für den Sportler sind 600 Meter mit Sofortöffnung die unterste zulässige Grenze. Der Fallschirmjäger muß noch weit darunter gehen, denn im Kampfgebiet ist der Sprung für ihn die gefährlichste Phase seiner Handlungen, weil er für Sekunden ohne Schutz und Deckung ist. Im ungünstigsten Fall kann er sich direkt vor der Nase des Gegners befinden. Deshalb muß die Sprungzeit so kurz wie möglich sein.
Dagegen sind die Fluggeschwindigkeiten der Absetzflugzeuge für Fallschirmjäger in der Regel höher als die für die Sportspringer. Langsam fliegende Maschinen wären der gegnerischen Luftabwehr ein leichtes Ziel. Nur bis zu Geschwindigkeiten von 180 Kilometern je Stunde springt der Sportler ab, er hat ja nichts zu befürchten. Die modernen Transportflugzeuge fliegen während des Absetzens nahezu doppelt so schnell.
Daraus ergibt sich ein weiterer Unterschied. Bei den Fallschirmjägern kann nicht mit Sofortöffnung gesprungen werden (übrigens die sicherste Variante), sondern der Stabilisator muß den Springer erst auf 150 bis 130 km/h abbremsen. Drei bis fünf Sekunden gehen dabei verloren, wertvolle Zeit, die besonders bei den geringen Absprunghöhen nur durch blitzschnelles Reagieren wettgemacht werden kann.
Der wesentlichste Unterschied liegt jedoch in der Aufgabe. Für den Sportler ist der Sprung Höhepunkt und Ziel. Am

Sprung wird seine Leistung gemessen. Der Fallschirmjäger aber geht nach der Landung ins Gefecht. Es liegt in der Natur der Sache, daß er dabei mit vielen Unbekannten rechnen muß. Der Sprung darf ihn nicht mehr als nötig belasten. Die Fallschirmjägergruppe ist dem Gegner an Kräften und Mitteln unterlegen. Nur weil jeder Kämpfer höchste psychische und physische Leistungen vollbringt, kann die Gruppe den Gegner bezwingen. Das verlangt aber wiederum einen möglichst zuverlässigen Transport in das Einsatzgebiet. Der Fallschirmjäger ist nachts am sichersten. Im sportlichen Springen gibt es keine Nachtdisziplinen.

Unteroffizier Gödicke meinte: „Die absolute Sicherheit kann dem Fallschirmjäger im Einsatz keiner geben, die muß sich jeder in der vielseitigen und oft bis an die Leistungsgrenze gehenden Ausbildung erarbeiten!"

Wieder liefen die Turbinen der „Anna 12" auf Vollast. Die Maschine bekam Starterlaubnis und hob sich ab, um im weiten Bogen auf Absprunghöhe zu steigen.

In der Bockstellung (in gewissem Sinne der Bereitschaftsraum vor dem Start) wurden die Springer des nächsten „Rennens" kontrolliert: Gurte und Leinen, Verschlüsse und die Öffnungsautomaten wurden überprüft. Ich sah, mit welcher Geduld die Ausbilder immer wieder (vom Packen des Schirms bis zum Start sind es vier Kontrollen) jeden Genossen gewissenhaft unter die Lupe nahmen und nach möglichen Mängeln suchten. Für mich als Außenstehendem war erstaunlich, daß sie dabei niemals müde wurden und stets Ruhe bewahrten. Ich hatte das Gefühl, das stärkte das Selbstvertrauen der Fallschirmjäger ebenso wie die zuverlässige Arbeit der Besatzung des Absetzflugzeugs. Diesmal hatten sowjetische Waffenbrüder diese Aufgabe übernommen.

Der Kommandant der An-12, Hauptmann Mironetschiko, Steuermann Oberleutnant Sietkin und Oberleutnant Taljanitschko gaben mir die Ansicht der siebenköpfigen Besatzung zu Protokoll: „... die deutschen Genossen sind sehr energiegeladen, sie wollen ausgezeichnete Ausbildungsergebnisse, sie gefallen uns. Die gemeinsame Aufgabe verpflichtet uns zu hohen Leistungen. Auch auf diesen Einsatz haben wir uns gründlich vorbereitet!"

So wurde mir bereits während der normalen Sprungausbildung klar: Den Fallschirmjäger halten nicht nur seidene Fäden und 74 Quadratmeter Seide. Zwar geht er als Einzelkämpfer ins Gefecht, doch gehört er zum großen Kampfkollektiv. Es halten ihn starke moralische Bande, die niemals reißen.

Söhne der Rebellen

Ein Kuba-Report über sozialistische Soldaten unter Palmen und subtropischem Himmel

Major Wolfhard Schmidt

Der Tag des Unteroffiziers Ricardo Mouse

Rotbraun die Erde, spröde und rissig, übersät von Grasnarben mit kniehohen Halmen, fingerbreit und messerscharf an den Rändern. Hin und wieder Palmen, hohe, narbige Stämme, die breite Blattfächer krönen. In der Ferne sanfte Hügel, struppig bewachsen — das ist ein Stück Hochland von Camagüey an diesem Apriltag um die neunte Morgenstunde.
Die heiße Luft flimmert. Biegsame Zweige eines einsamen Ginsterbusches verbergen die Umrisse eines Schützenpanzerwagens, neben dem Soldaten in olivfarbenen Uniformen auf der warmen Erde hocken. Sie warten. Ein Mann sichert die Gruppe mit dem Maschinengewehr vom SPW, hinter dessen Steuer der Fahrer sitzt. Sie gehören zur Kompanie des Capitán Dario Paulino. In den nächsten Stunden werden sie ihr Können beweisen müssen und ein Gefechtsschießen zu bestehen haben. Die Männer sollen neben dem 2. Zug kämpfen. Unteroffizier Ricardo Mouse wird sie führen.
Ich höre, noch spricht er auf sie ein, mit tiefer Stimme, im melodischen Spanisch. Was er sagt, kann jeder fast im Schlaf wiederholen. Er sagt: „Ich leite das Feuer. Zielt sorgfältig. Berechnet die Munition. Wechselt rechtzeitig die Magazine."
Ich weiß, er spricht, um innerlich Ruhe zu finden. Er versucht sich einzureden, von ihm werde nichts Außergewöhnliches verlangt. Er habe lediglich die Ziele in seinem Angriffsstreifen zu bekämpfen. Alles wird spätestens in fünf Stunden vorüber sein.
Wie Ricardo mir erzählt, legt er in diesen Stunden eine Art Reifeprüfung ab, und deshalb ist er erregt. Darum redet er, erklärt und fordert er von der Gruppe, die Gefechtsordnung, das Angriffstempo und die Schießergebnisse müssen ohne Tadel sein. Würde die Gruppe 90 oder gar 95 Prozent der Bewertungspunkte erreichen und ginge sie mit „sehr gut" aus der taktischen Aufgabe hervor, könnte er am Abend die Genossen in der Kompanie bitten, seinen Antrag um Aufnahme in die Kommunistische Partei Kubas zu befürworten. Er will auch einen Brief an den Vater schreiben, in dem stehen soll: „Lieber Alter, Dein jüngster Sohn hat Deiner Rebellenehre keine Schande gemacht."
Es wird noch etwas anderes vom Ausgang der Übung abhängen. Der tiefdunkle und

breitschultrige Arias Coralles, der IMG-Schütze, möchte Mitglied des Jugendverbands, der Vereinigung junger Kommunisten, werden. Auch er wird am Abend seinen Antrag den Genossen unterbreiten. So greift heute eins ins andere, und der militärische Erfolg des Kollektivs bestimmt wesentlich den politischen Weg der beiden jungen Männer.
Alles ruht auf den Schultern des achtzehnjährigen Ricardo, der seit einem Jahr die Gruppe ausbildet und führt und dem zumindest ein Gedanke Sicherheit gibt: Er weiß, es ist Verlaß auf den kräftigen Coralles, auf den blassen Marcial mit den Sommersprossen wie auf jeden anderen.
Zur Rechten beginnen Granatwerfer die Stellungen des „Gegners" zu beschießen. Ricardo unterbricht die Gespräche. Er springt mit einem Satz zum SPW und zieht sich blitzschnell hoch. Schmerzhaft brennt ihm der Stahl auf den Handflächen, den die Morgensonne erhitzte.
Vorn, im Zielgebiet der Granatwerfer, wölkt rotbrauner Staub zum tiefblauen Himmel. Neben und hinter der Gruppe kommt Leben in das Stück Hochebene. Flaggen signalisieren von SPW zu SPW: Fertigmachen! In bisher gut getarnten Panzern springen Motoren an. Ricardos Genossen rücken ihre Stahlhelme zurecht, die Waffen und die Taschen der Schutzmasken.
Auf dem SPW nimmt der Gruppenführer das Fernglas von den Augen, beugt sich über die Bordwand und will wieder auf die Männer einreden. Sie lächeln zuerst, und schließlich geht ein breites Grinsen über ihre Gesichter. Ricardo stutzt, begreift und lacht auch. Er befiehlt sich im stillen: Schluß! Kein Wort mehr!
Zwei Signale erreichen die Gruppe: Aufsitzen! Motor anlassen! Es verrinnen zehn Minuten. Ich merke, wie jeder seinen Gedanken nachhängt. Ricardo überprüft erneut, ob er die Kräfte richtig eingeteilt hat. So bekamen die besten MPi-Schützen die zwei schwächeren zugeteilt. Das IMG und die Panzerbüchse werden sich rechts und links von ihm befinden, die beiden Männer mit der panzerbrechenden Waffe sollen unter dem Feuerschutz der stärksten MPi-Schützen laufen.
Soweit sein Plan. Auf dessen Grundlage und bestimmt durch die Zahl der Ziele hatte er die Munition für jeden Schützen ausgegeben.
Ricardo spürt immer aufs neue, wie ihn die Taktik, die Technik und vor allem die Genossen, die er zu erziehen und auszubilden hat, zwingen zu lernen. Dabei wurden ihm die Unteroffizierslitzen nicht geschenkt. Acht Monate mußte er fleißig an der Unteroffiziersschule studieren und üben, und noch ist des Lernens kein Ende. Auch der Vater, der in Fidel Castros Rebellenheer kämpfte und weder lesen noch schreiben konnte, gab ihm mit auf den Weg: Lerne! Er selbst hatte erst nach dem



2. Januar 1959:
Santiago de Cuba
empfängt die Helden
der Sierra Maestra



Sieg der Revolution dafür Zeit und Lehrer gefunden. Nun züchtet er Vieh.
Der ältere Bruder diente einst an der Grenze, besuchte die Fachschule und leitet jetzt eine Transportbrigade. Und er, Ricardo? Wie er mir erzählte, wohnen viele Seelen in seiner Brust. Die Armee hat sein Interesse geweckt, Soldaten auszubilden und die Technik zu meistern. Der Zugführer bestätigte ihm, er habe das Zeug zu einem guten Offizier. Doch es gibt auch andere Wünsche, Wünsche, die von der Partei geweckt wurden. In ihren Plänen wird davon gesprochen, auf der immergrünen kubanischen Insel Tausende Hektar Land urbar zu machen und zu bewässern. Auch das von ihr beschlossene großartige Wohnungsbauprogramm wird jede kundige Hand brauchen. Und da ist schließlich noch ein ganz geheimer Wunsch. Er sieht sich mit einem schweren Ferntransporter auf breiten Autobahnen durch das Land rollen. Oft laufen ihm die Gedanken weg, wenn in der politischen Schulung der Unteroffiziere oder des Jugendverbands über den Aufbau der Republik diskutiert wird und darüber, welche Wege Lenin der Arbeiterklasse in „Staat und Revolution" gewiesen hat. Er möchte dann immer etwas Besonderes vollbringen. Einmal schrieb er das seinem Vater. Der antwortete, mit solchen Hirngespinsten hätte das Rebellenheer schwerlich 1959 den Sieg über Batista erringen können. Er riet ihm, sich immer auf das Naheliegende zu konzentrieren und das so

Luftlandeeinheit nach einer taktischen Übung. Zur Ausrüstung gehört auch die sowjetische MPi Kalaschnikow

Sowjetische Panzer vom Typ T-54 sind die Standardpanzer der kubanischen Streitkräfte

sorgfältig wie möglich zu lösen, ohne sein Ziel aus den Augen zu verlieren. Darauf bauend, könne er den nächsten Schritt wagen. Und so einen Schritt unternimmt er heute.
Die Uhr zeigt die zehnte Stunde. Ich schätze die Lufttemperatur auf 30 Grad. Die Panzer stoßen vor. In ihrer Gefechtsordnung rollen die SPWs. Der Boden, ausgedörrt durch die monatelange Trockenheit des Winters, dröhnt unter den Ketten und Rädern. Das dickbuschige Gras bindet den Staub. 2000 Meter werden zügig überwunden. Die ersten Panzer schwenken ihre Kanonen auf Ziele und schießen im direkten Richten. Von den SPWs springen die Soldaten, bilden Schützenketten und laufen, die MPi im Hüftanschlag.
Ricardo hat mit vier Zurufen und ebensovielen richtungweisenden Handbewegungen die Gruppe geordnet. Sie folgt den Panzern im Schritt und erhält Feuerschutz vom SPW.
Die Ziele! Eingegraben ein MG-Nest. Es wird zersiebt durch einen langen Feuerstoß aus dem IMG des Arias Coralles. Die Zielgruppe links daneben fällt unter den zusammengefaßten Feuerstößen der MPi-Schützen. Die Panzer steigern das Tempo. Die Männer sind gezwungen, schneller zu laufen. Der Atem geht heftiger. Der Schweiß beginnt zu strömen. Erbarmungslos brennt die Sonne. Immer spähend, immer beobachtend und bereit, der Gruppe neue Ziele zuzuweisen und das Feuer zu führen, läuft Ricardo leichtfüßig im Zentrum.
Der erste Verteidigungsabschnitt wird durchbrochen. Der Zugführer winkt. Keuchend, staubbedeckt, sitzen die Männer auf. Zwischen den Stahlwänden des SPWs spüren sie die Hitze noch mehr als zuvor.
„Bravo!" stößt Ricardo zwischen zwei heftigen Atemzügen hervor. „Bravo!"



Coralles nickt bedächtig, und auffällig langsam wechselt er das Magazin des IMG. Ricardo sieht hin, unterdrückt seine Begeisterung und verlangt kurz von jedem den Munitionsverbrauch. Er möchte eigentlich die Genossen loben, doch nun hat er unablässig das Gelände zu beobachten und auf die Signale des Zugführers zu achten. Von links kommt ihm der Schützenpanzerwagen des Kompaniechefs ins Blickfeld. Der Capitán hat vor 17 Jahren, im April 1961, im Krieg der 72 Stunden, als Soldat bei Playa Giron gegen die Konterrevolution aus den USA in Ehren bestanden. Bis 1965 kämpfte er irgendwo an der 2200 Kilometer langen Seeküste des Landes gegen Banditen. Sie waren in Booten von der amerikanischen Küste herübergekommen und wurden durch Flugzeuge mit Ausrüstung, Munition und Lebensmitteln versorgt. Doch die Armee und die Volksmilizen zerschlugen das Banditenunwesen. Den kampferprobten Soldaten Dario Paulino schickte die Partei zur Offiziershochschule. Später wurde er Kompaniechef. Kürzlich berichtete er über seine Erlebnisse vor den jungen Kommunisten. Er schloß mit den

Die Rebellen haben nicht nur tapfere Söhne, auch ihre Töchter helfen das Land zu schützen: Frauenbataillon der revolutionären Streitkräfte während einer Truppenparade

Worten: „Es wird kein zweites Playa Giron geben, das garantieren uns die modernen sowjetischen Waffen und wir, die Soldaten Kubas, die ersten sozialistischen Soldaten des amerikanischen Kontinents."
Die Kompanie durchfährt tief gestaffelt einen Palmenhain. Noch liegt vor ihr die zweite Linie des „Gegners", der zur Verteidigung übergegangen ist. Die Stellungen durchziehen eine flache, rotbraune Ebene, die in der Ferne zwei sanft ansteigende grüne Hügel begrenzen.
Hier zu Fuß, und wir wären am Ende der Kraft. Ricardo hat den Gedanken noch nicht ganz gedacht, da eröffnen die Panzer erneut das Feuer. Die SPWs schließen dichter auf. Ricardo begreift sofort und weist Arias Coralles den günstigsten Platz für das IMG zu. Die Gruppe bekämpft den zurückweichenden „Gegner" vom fahrenden Schützenpanzerwagen. Staubschwaden erschweren die Sicht und das Zielen. Trotzdem treffen die Feuerstöße. Die Konturenscheiben einer MG-Stellung, einer Panzerbüchse und mehrerer Schützen klappen ab.
Die Sonne steht hoch im Zenit. Die Panzer formieren als erste eine Marschkolonne und rollen mit offenen Luken. Die Kompanie hält an zur technischen Rast. Die Zugführer werden zum Kompaniechef gerufen. Danach haben sich Ricardo und sein IMG-Schütze bei ihm zu melden. Lachend schüttelt der Kompaniechef den beiden die Hände.
Am Abend treffe ich Ricardo im Feldlager wieder. „Wissen Sie", sagt er mir mit einem versonnenen Lächeln, „ich kann meinem ‚Alten' schreiben, ich habe immer das Naheliegende getan, gründlich, einen Schritt nach dem anderen, und darüber habe ich das vor mir liegende Ziel nie aus den Augen verloren. So bin ich Kommunist geworden."

Auf den Pisten von San Antonio

Major Wolfhard Schmidt



Die Flugzeugführer der 1. Kette haben sich mit mir bekannt gemacht und erwarten meine Fragen nach Land und Leuten. Doch ich frage statt dessen: „Was bedeuten einem Jagdflieger neunzig Meilen Luftlinie?"
Die erste Antwort sind Zweifel auf den Gesichtern der Männer.
Oberleutnant Eduardo Carrilo, der Kettenkommandeur, mittelgroß, dunkelbraun, mager und sehnig, lockiges Haar auf dem kantigen Schädel, beugt den Kopf etwas vor und sieht mir genauer auf den Mund. Ich bleibe bei meiner Frage und wiederhole sie. Der Oberleutnant hebt verständ-

Absolventen der Oberschule „Camilo Cienfuegos". Sie sind zukünftige Schüler der Offiziershochschule, der Seeoffiziersschule oder einer Schule der zivilen kubanischen Fluggesellschaft

nislos die Schultern. „Ein Luftsprung, weniger als eine Flugminute!“ Noch immer liegt auf den Gesichtern der Zweifel an meiner Meilenzeitfrage. Ich erkläre ihnen, aus dieser Umrechnung werde mir deutlicher als aus jedem Atlas, wie nahe die USA und das sozialistische Kuba beieinander liegen. Da zieht Lächeln auf die Gesichter in der Runde, und die Männer meinen, ich hätte für diese Frage ein zu kompliziertes Manöver gewählt. „Geflogen“, verbessert Eduardo Carrilo. „Diese Frage läßt sich aus unserer Sicht doch anders beantworten und viel besser. Wenn wir auf Dienstgipfelhöhe steigen, schrumpfen unter uns die neunzig Meilen auf eine Streichholzlänge zusammen, so breit wirkt dann die Floridastraße.“

Ich habe ihn verstanden und damit auch die politisch-geografische Lage Kubas, die im bestimmten Maße das Ausbildungsprogramm der Jagdflieger beeinflußt. Da höre ich von Flugaufgaben in großen Höhen, in Erdnähe und unter äußerst schwierigen Bedingungen. Die Vier erzählen mir vom Schießen auf Luftziele, auf Erdziele und auch auf Seeziele. Sie schildern, wie schwer es fällt, alle drei Kampfarten gleichermaßen gut zu beherrschen. „Über der See“, erklärt Oberleutnant Carrilo, „gibt es keine optischen Orientierungspunkte außerhalb der Kabine, an denen ich die ungefähre Höhe der Maschine abschätzen könnte. Ich muß nach den Instrumenten fliegen und vor allem nach dem Höhenmesser. Das erschwert Angriffe auf Seeziele beträchtlich, weil im selben Moment, in dem ein Ziel im Funkmeßvisier der Kanone liegt, das Flugzeug Hunderte Meter weiterstürmt und auch an Höhe verlieren kann. Wer in diesen Augenblikken, vom Angriff gebannt, den Höhenmesser außer acht läßt ...“ Der Oberleutnant beendet den Satz nicht, zupft aber vielsagend am orangefarbenen Kragen seiner grauen Fliegerweste, die sich beim genaueren Hinsehen als selbstaufblasende Schwimmweste entpuppt.

Wenn die Aufgaben so schwierig sind, wie werden da die Ergebnisse sein? Ich will es genau wissen und zähle im nächsten Moment viermal die rechte Hand mit dem Daumen nach oben. „Note eins?“ Um sicherzugehen, hänge ich an meine Frage noch den halben Satz: „... in allen Disziplinen?“ Sie bekräftigen es und beweisen mir, hier sprechen erfahrene Jagdflieger. Wir gehen nämlich zu den Boxen, und ich kann einen Blick in ihre Flugbücher werfen. Oberleutnant Carrilo blättert, rechnet, nickt und verweist auf rund 1 000 Flugstunden. Die drei Leutnante der Kette kommen auf Zahlen um die 900.

Wir verweilen im Schatten des gewölbten Daches einer Box. Über den Pisten des Platzes steht unbeweglich die Hitze des Tages mit dem gelben Feuerball der Sonne. Hinter uns arbeiten Mechaniker vom Trupp Triebwerk/Zelle und vom Trupp Bewaffnung an einer MiG-21. Manchmal sehen sie zu uns herüber, und das wohl, weil ein Satz in Russisch bis zu ihnen drang. Kettenkommandeur Carrilo beherrscht die Sprache fast fließend. Er hat sie von seinen Fluglehrern gelernt. Als er mir diese Auskunft gibt, scheint sie ihn an seinen Weg zum Flugzeugführer zu erinnern, und lachend bestätigen wir uns die Übereinstimmung der Gedanken.

Dieser Weg begann am Ende des 72-Stunden-Kriegs, im April 1961. Damals 18jährig und von Beruf Automechaniker, arbeitete er als Flugzeugwart, hier in San Antonio. Er schleppte während der drei Tage Munition und hängte Bomben unter die Flugzeugrümpfe, half, die Maschinen zu betanken, und schlief gleich anderen an der Vorstartlinie, den Kopf auf einer Munitionskiste. Die ausrollenden Maschinen weckten ihn, und die Arbeit begann im stets wiederkehrenden Ablauf: Munition, Bomben, Treibstoff. Fertig!

Seine Auszeichnung nach den 72 Stunden bestand in einem einzigen Satz. „Wenn du fleißig lernst", sagte damals der Flugingenieur zu ihm, „kannst du Flugzeugführer werden."
Er erzählt das und äußert zum Schluß: „Die Antwort blieb ich schuldig. Mir hatte es die Sprache verschlagen. Nie, nicht in meinen kühnsten Träumen wagte ich, das zu hoffen."
Natürlich packte er das große Glück seines Lebens, denn es bot ihm die Gelegenheit, das junge sozialistische Kuba in vorderster Front zu schützen.
Wir lösen uns schweren Herzens aus dem Schatten der Box. Oberleutnant Carrilo bittet mich in einen wartenden Jeep, die Leutnante der Kette bleiben zurück. Wir fahren über die fast unendlichen Betonbänder der Start- und Landebahnen des legendären Flugplatzes der kubanischen Insel. Den Rand markieren blendend weiße einstöckige Gebäude vor dem dunklen Hintergrund der dichten Palmenhaine und Ananasstauden. Die Maschinen des Diensthabenden Systems verlieren sich in der Weite des Platzes. Heute, an diesem Vormittag, herrscht Flugruhe.
Wir rollen einem flachen Gebäude entgegen. Eine breite Eingangstreppe im Mittelteil, eine Front aus Glas und Säulen empfangen uns. Zur Rechten und Linken ziehen sich zwei längliche Seitenflügel hin. Ringsum spenden hochstämmige Palmen spärlichen Schatten.
Auf dem Rasen vor dem Haus haben Flugzeugveteranen ihren letzten Abstellplatz gefunden. Hier verlassen wir den Jeep und schließen Bekanntschaft mit dem Hausherrn, mit Capitán Enrique Carrera, dessen Name, wie ich später erfahre, seit langem in die Geschichte der revolutionären Streitkräfte eingegangen ist. Er kommt auf uns zu. Klein von Statur und schmal, das Gesicht dunkelbraun und faltig. Es erinnert mich an Leder, von Wind und Wetter gegerbt. Ich schätze ihn auf Ende der Vierzig. Er ist 48 Jahre alt, 20 Jahre älter als Oberleutnant Carrilo. Beide könnten Vater und Sohn sein. Beider Leben gehört der Fliegerei, und doch trennen sie zwei Zeitalter. Capitán Carrera, so sagten mir die Genossen, hat Meisterhaftes auf Jagdmaschinen mit Kolbentriebwerken geleistet. Auf Maschinen mit Strahltriebwerken schulte er nicht mehr um. Die fanden ihre Meister in der jüngeren Generation der Flugzeugführer.
Unser Gastgeber geht voraus und auf die Flugzeugveteranen zu. Er stellt sie mir vor, die B-26, die T-33, die „Sea Fury". Bisher kannte ich ihre Geschichte noch nicht und auch nicht die des Capitáns. Beide gehören sie aber zusammen, als Teil der Geschichte der revolutionären kubanischen Luftstreitkräfte im Krieg der 72 Stunden, im Kampf gegen die Konterrevolutionäre in der Bucht von Playa Giron. In den Stunden des Überfalls, am 17. April 1961, bestanden die Luftstreitkräfte des revolutionären Kuba aus diesem halben Dutzend hier versammelter Flugzeuge und einem weiteren. Sie stammten noch aus der Zeit des Batistaregimes und waren amerikanische und englische Baumuster. Technisch überholt, hatten sie im Zeitalter der Strahltriebwerke mit ihren Kolbenmotoren längst ausgedient, einzig Schrottwert besaßen sie noch.
Wer das nicht weiß, wer nichts weiß vom Todesmut ihrer Flugzeugführer, die mit diesen Maschinen starteten, weil sie von dem Gedanken beseelt waren, die Keime des sozialistischen Kuba zu verteidigen, der wird die Veteranen als Museumsstücke abtun und ihren ehemaligen Staffelkommandeur übersehen, dessen schlichte dunkelbraune Uniform keine Tapferkeitsmedaille schmückt, den Capitán Enrique Carrera.
Er fragt mich, ob ich denn die Geschichte hören will, die der Flugzeuge. Dabei sieht

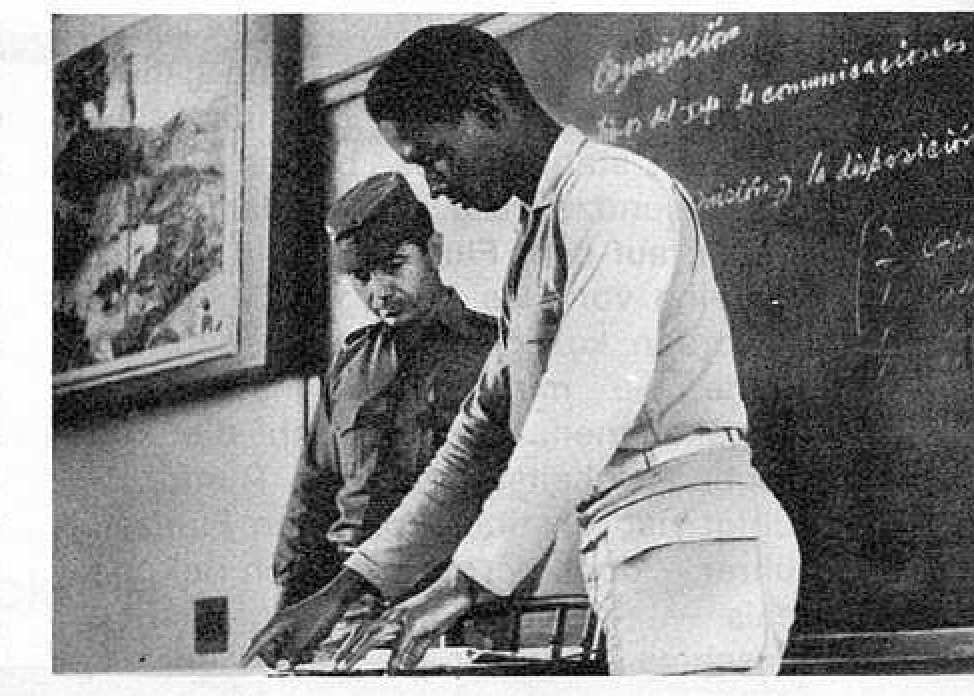
er mich aufmerksam durch seine große Brille an. Ich habe längst das Notizbuch zur Hand und bitte ihn zu beginnen. Nach kurzem Überlegen zeigt er schließlich auf drei Maschinen. „Diese drei waren damals, am siebzehnten April, sofort einsatzbereit. An den restlichen gab es Reparaturen. Die erste Einsatzgruppe bestand aus den beiden amerikanischen B-sechsundzwanzig und dem englischen Jäger ‚Sea Fury'. Ich übernahm als der älteste Flugzeugführer die Gruppe. Wir wollten eben an den Start rollen, da wurde ich ans Telefon gerufen. Aus Havanna verlangte mich Fidel Castro. Er hatte erst tags zuvor den Eintritt Kubas in die Etappe der sozialistischen Entwicklung verkündet. ‚Wirst du die Schiffe vor Playa Giron versenken?' fragte er eindringlich. Ich versprach es, ohne zu wissen, was ich da versprach. Für mich verband sich mit dem Wort Schiff die Vorstellung von Segelbooten und Barkassen."

Enrique Carrera flog mit einer Bombe unter dem Rumpf der B-26 und im Geleit der raketenbewaffneten „Sea Fury" los, die der Leutnant Gustavo Bourzac steuerte. Ihr Kurs ging südostwärts in Richtung Schweinebucht, auf Spanisch Playa Giron genannt.

„Es war nicht weit", erinnert sich der Capitán. „Zwanzig Minuten nach dem Start kam die Bucht in Sicht. Ich sah in dem Gewässer eine Landungsflotte, Passagierdampfer mit Begleitschutz und Landungsboote, wie ich sie aus Kriegsfilmen kannte. Ich staunte und traute meinen Augen nicht. Mir blieb aber keine Zeit zum Überlegen. Wir flogen schon über der Bucht. Ich suchte mir den größten Dampfer und kurvte ein. Im Zielanflug klinkte ich die Bombe aus. Sie durchschlug zwischen Brücke und Schornstein das Schiffsdeck. Nach mir schoß Leutnant Bourzac die Raketen der ‚Sea Fury' auf den schon brennenden Transporter ab. Verspätetes Flakfeuer setzte ein, ohne uns zu schaden."

Die zwei flogen zurück und hörten erst nach einiger Zeit, daß mit dem Dampfer das 5. Bataillon der Söldnerarmee in Stärke von 800 Mann in voller Ausrüstung und mit schweren Geschützen untergegangen war.

„Gelandet in San Antonio", erzählt Enrique Carrera weiter, „dauerte die Flugpause zwei Zigarettenlängen. In dieser Zeit versorgten die Warte meine B-sechsundzwanzig. Sie bekam Treibstoff, Munition und wieder eine Bombe. Nochmals flog ich unter dem tiefblauen Himmel Playa



Lehrer und Schüler an der Offiziershochschule „General A. Maceo". Zukünfige Offiziere der Landstreitkräfte erwerben hier im dreijährigen Studium ihr Diplom



Die „Sea Fury" mit deutlich sichtbarer Raketenbewaffnung gehörte zu den sieben Maschinen, aus denen die Luftstreitkräfte des revolutionären Kuba bestanden, als die Invasion bei Playa Giron erfolgte

Giron entgegen. Plötzlich entdeckte ich eine Maschine am Himmel vom gleichen Typ wie die meine. Aber ich wußte, als ich startete, standen die beiden anderen B-sechsundzwanzig, die wir damals noch hatten, auf dem Flugplatz. Und hier kam mir eine von See entgegen. Mißtrauisch geworden, korrigierte ich meinen Kurs. Ich wollte sie mir einmal ansehen. Nähergekommen, erkannte ich die kubanischen Hoheitszeichen am Rumpf. Beruhigt rief ich über Funk den Flugzeugführer — doch der schwieg. Ich rief nochmals — er schwieg. Da folgte ich der Maschine, weil mir die Sache unsauber schien. Herangekommen, entdeckte ich am Seitenleitwerk eine Kennung, die keine unserer Maschinen führte. Ich begriff sofort und eröffnete im selben Moment aus drei Maschinengewehren das Feuer. Kurz darauf schlugen Flammen aus den Tragflächen. Der Konterrevolutionär stürzte ins Meer. Mit einem kurzen Blick prüfte ich die Armaturen meiner Maschine und dabei vor allem den Treibstoffanzeiger. Ich hatte noch genügend Benzin in den Tanks für einen weiteren Angriff auf die Landungsflotte der Invasoren. Ich versenkte einen kleineren Truppentransporter."

Während des Berichts sind wir um die Maschinen herumgegangen. Sie sehen gepflegt aus. „Fast fabrikneu", sage ich und höre Enrique Carrera herzlich lachen. „Heute sehen die Maschinen tatsächlich besser aus als damals. Wissen Sie, wovor ich damals Angst hatte?" Und als er meinen prüfenden Blick bemerkt, betont er: „Ja, Angst. Sie war immer dabeigewesen, bei all meinen sieben Einsätzen. Es war nicht die Angst vor dem Gegner — nein, die vor der eigenen Technik machte mir graue Haare. Stellen Sie sich vor, Sie sitzen in der Kabine, das Flugzeug rollt zum Start — aufgetankt, mit Munition und der Bombe versehen. Sie müssen sich auf den Start konzentrieren, und zugleich rasen aber Gedanken ganz anderer Art durch den Kopf. Sie denken daran, ein Rad könnte sich vom Fahrwerk lösen oder ein Bein knicken, denn das Ganze hielt nur noch notdürftig zusammen. Sie fürchten um das Seitenruder, weil der Draht des Zugseils schon zerspleißt. Sie hoffen, die Bombe fällt nicht auf die Piste, und die Aufhängung hält den zentnerschweren Sprengkörper noch bis ins Ziel. Keiner der Flugzeugwarte konnte für technische Sicherheit bürgen. Aber wenn ich flog, die Maschine sich erhob, ging die Angst vorüber. Sie packte mich erst wieder im Landeanflug und wenn die Maschine aufsetzte." Er streicht der B-26 behutsam über den Rand der Tragfläche und sagt dann unvermittelt: „Gesiegt haben wir trotzdem!"

Das ist Enrique Carrera, den ich inmitten der Flugzeugveteranen aus den Kämpfen in der Schweinebucht kennenlerne. Er leitet das Kultur- und Bildungszentrum der Jagdflieger. Er hilft, die junge kubanische Fliegergeneration zu bewußten Kommunisten zu erziehen, zu der Männer gehören wie Oberleutnant Eduardo Carrilo, die groß wurden auf silberglänzenden, überschallschnellen Jagdflugzeugen und denen sowjetische Waffenbrüder die Lehrmeister waren.

Die Mutprobe

Oberstleutnant Horst Spickereit

Man wird nicht als Soldat geboren — dieser Titel eines Romans des sowjetischen Schriftstellers Simonow kam mir in den Sinn, als ich mot. Schützen bei ihrer ersten Ausbildung in Panzernahbekämpfung zusah. Panzernahbekämpfung — das ist die Kraft eines einzelnen gegen die hundert- und tausendfachen Kräfte des Kampfwagens. Hier heißt es als Einzelkämpfer besonders standhaft und mutig zu sein, vor allem entschlossen zu handeln — Eigenschaften, die sich ein Soldat bei der Gefechtsausbildung erst Schritt für Schritt aneignen muß.
Vier Wochen, einschließlich Anreise, sind sie erst bei der Armee, der 24jährige Klaus Gerwin und der 19jährige Hans Kutzner. Die Grundausbildung, das militärische Einmaleins, haben sie hinter sich. Nun beginnt die Spezialausbildung für die Waffengattung. Panzernahbekämpfung steht auf dem Plan für den nächsten Tag. Panzerhandgranaten und Panzerminen werden sie kennenlernen und einsetzen, Brandflaschen werden sie werfen, auf einen fahrenden Panzer springen, sich im Schützenloch von ihm überrollen lassen ... Alles wird sich im Stationsbetrieb abspielen, damit die einzelnen Tätigkeiten systematisch und mit Hilfe der Genossen des zweiten und des dritten Diensthalbjahrs erlernt werden.
Wie ihnen zumute sei, möchte ich von den beiden Neuen wissen, nachdem sie erfahren haben, was morgen auf sie zukommt. Sie erscheinen äußerlich gelassen, sind aber doch aufgeregt. Einen Panzer bekämpfen! Auge in Auge mit einem Stahlriesen, der in den Landstreitkräften als Muster an Feuerkraft, Beweglichkeit und Schutz für seine Besatzung gilt. Ihn von oben packen, sich gar von ihm überrollen lassen. Das wird eine harte Mutprobe werden.
Soldat Kutzner, klein und lebhaft, äußert ohne Umschweife: „Wenn ich mir ausmale, was mir dabei alles passieren könnte, bekomme ich regelrecht Angst. Ich habe auch Angst, daß ich versagen könnte und damit meine Gruppe 'reinreiße. Ich möchte mit meinen Kameraden mithalten. Aber wenn es schwierig wird, werde ich meist nervös. Außerdem bin ich kein Beispiel für Geschicklichkeit."
Soldat Gerwin, ernst, sehr ruhig, denkt lange nach: „Natürlich ist auch mir nicht gerade wohl zumute. Zwar habe ich die Erfahrung gemacht, daß mir meist auch die schwierigen Dinge gelingen, aber es dauert zu lange, bis ich mich entschieden



und eine Sache ausgeführt habe. Und es ist meine größte Sorge, daß ich deswegen mein Kollektiv enttäuschen könnte."

Der Zugführer, ein erfahrener Offizier, erzählt mir später aus seiner Praxis: „Angst hat jeder Neue. Aber der eine bleibt äußerlich kühl, während dem anderen die Angst aus dem Gesicht schaut. Man kann Angst überwinden, aber nur, wenn man sich auf sein Wissen und Können verlassen kann und vor allem, wenn man überlegt zu handeln vermag. Das muß anerzogen werden. Ist der Kämpfer gut ausgebildet, verliert er auch nicht die Nerven, sondern handelt mutig und entschlossen."

Klaus Gerwin und Hans Kutzner werden mit ihren Sorgen nicht allein gelassen. Unteroffizier Linke sucht sie am Abend in der Stube auf, erläutert in großen Zügen den Ablauf der Ausbildung, erklärt, was besonders schwierig sein wird und wie die Schwierigkeiten überwunden werden können. „Denken Sie daran, was Sie in der taktischen Grundausbildung gelernt haben, und wenden Sie es richtig an. Auch wenn morgen vieles schulmäßig abläuft, gehen Sie trotzdem mit dem nötigen Ernst und einer tadellosen Disziplin an die Sache. Bleiben Sie ruhig, und trauen Sie sich auch etwas zu! Das ist schon der halbe Weg zum Erfolg. Sie haben erfahrene Genossen um sich, die Sie unterstützen, falls Sie mal nicht weiterkommen."

Kutzner und Gerwin nicken nachdenklich: Wir werden uns die größte Mühe geben.

Am nächsten Tag fängt der Stationsbetrieb recht ruhig an. Zuerst wird das Scharfmachen der Panzerhandgranate geübt, und zwar nach Phasen. Die linke Hand umschließt den Granatkörper, der Stiel zeigt senkrecht nach oben, die rechte Hand schraubt ihn ab ... Dann wird der Handlungsablauf im ganzen sechs- bis siebenmal hintereinander ausgeführt, immer die gleichen Bewegungen. Einige Soldaten beginnen zu maulen. Sie meinen, das sei Zeitverschwendung. Unteroffizier Linke blickt sie fast mitleidig an: „Was heißt Zeitverschwendung? Überlegen Sie einmal: Wir bilden fürs Gefecht aus! In diesem geht es um Sieg oder Niederlage, um Leben oder Tod. Auch um Ihr Leben, Genossen. Im Gefecht muß also jede Handlung sitzen, sie muß exakt und schnell, automatisch ausgeführt werden können. Auch das Scharfmachen der Panzerhandgranate müssen Sie perfekt, blind beherrschen. Im Gefecht, wenn die Panzer angreifen, müssen Sie die Augen überall haben. Da können Sie nicht auch noch hinsehen, was Ihre Hände tun. Wer da seine Waffe nicht meisterhaft handhaben kann, hat keine Chance."

Zweite Station: Einsatz als Panzernahbekämpfungstrupp. Ziel: Ein Panzerwrack in 50 Meter Entfernung. Gerwin und Kutzner handeln jetzt zum erstenmal selbständig. Sie gehen geduckt vor und dabei ab und zu in Deckung. Später gleiten sie vorwärts. Der eine hält zwei Übungspanzerhandgranaten in seinen Händen,

Das Scharfmachen der Panzerhandgranate muß gründlich geübt werden

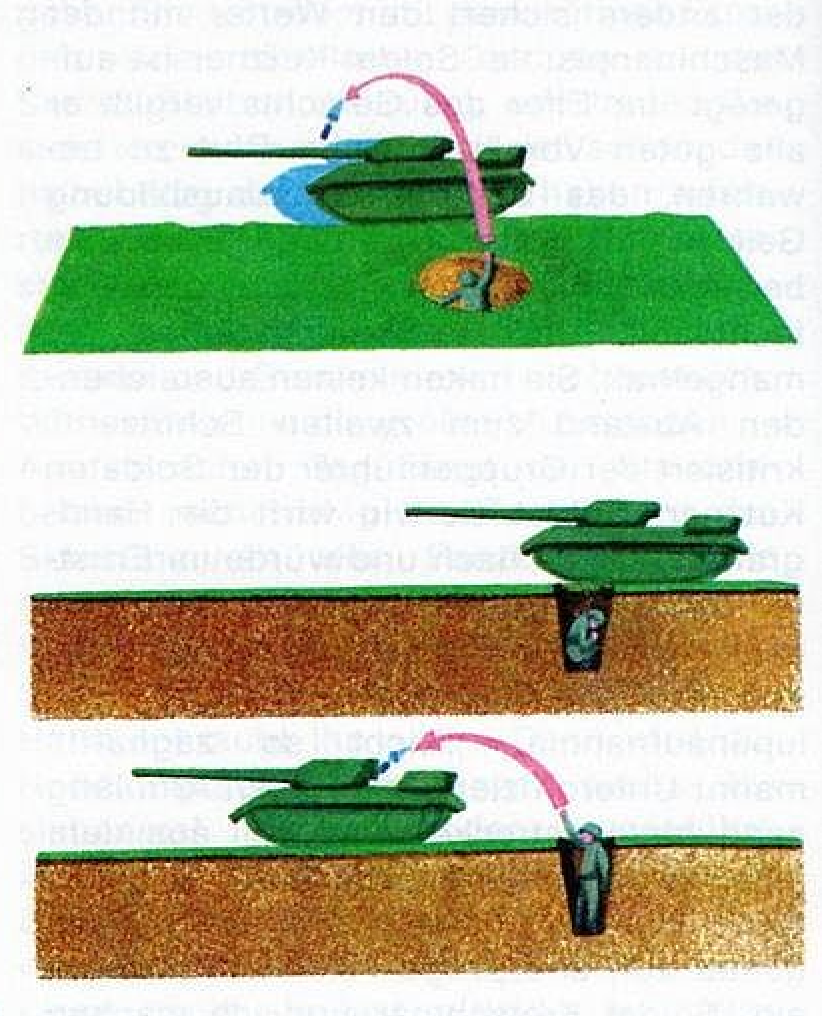
der andere sichert den Werfer mit der Maschinenpistole. Soldat Kutzner ist aufgeregt. Im Eifer des Gefechts vergißt er alle guten Vorsätze: ruhig Blut zu bewahren, das bei der Grundausbildung Gelernte, die Ratschläge der Älteren. „Sie bewegen sich ungeschickt auf dem Gefechtsfeld. Ihr In-Stellung-Gehen ist mangelhaft. Sie halten keinen ausreichenden Abstand zum zweiten Schützen", kritisiert der Gruppenführer den Soldaten Kutzner. Soldat Gerwin wirft die Handgranate viel zu flach und würde im Ernstfall damit höchstens halbe Wirkung erzielt haben. Außerdem geht alles viel zu langsam bei ihm, fast wie bei einer Zeitlupenaufnahme. „Nicht so zaghaft!" mahnt Unteroffizier Linke. „Den Arm lang nach hinten strecken und voll aus dem Schultergelenk heraus werfen."
Er befiehlt beide zu sich. „Passen Sie jetzt genau auf, und prägen Sie sich alles gut ein. Soldat Kretschmar und ich machen Ihnen noch einmal vor, wie ein Trupp vorgehen muß." Nach diesem Lehrbeispiel müssen die beiden jungen Soldaten das Ganze von vorn beginnen, diesmal mit vertauschten Rollen. Wieder machen sie Fehler. Also müssen sie wieder zurück. Erst nach dem vierten Mal ist Unteroffizier Linke mit ihnen zufrieden.
Sie marschieren zur nächsten Station: Werfen mit Brandflaschen. Auch mit Brandflaschen kann ein Panzer wirkungsvoll bekämpft und seine Besatzung zum Verlassen des Fahrzeugs gezwungen werden.
Über ein Dutzend leere Flaschen erhalten einen neuen Inhalt. Die Soldaten füllen sie zu zwei Dritteln mit einem Gemisch aus Petroleum und Öl. In den Flaschenhals pfropfen sie Textilstreifen, die sie zuvor in die Brandflüssigkeit getunkt haben. Diese bilden die Lunte. Sie zündet der Kämpfer an, bevor er die Flasche wirft. „Möglichst auf den Motorraum des Panzers werfen",



erklärt der Gruppenführer und zeigt es ihnen mit einem tadellosen Wurf.
Ein Soldat des dritten Diensthalbjahrs springt auf den Grund eines Trichters, der als Deckung dient. Er darf den Kampf eröffnen. Das hat ihn stolz, aber leider auch überheblich gemacht. Er wollte den Neuen mal zeigen, wie ein Könner das anstellt.
Elegant und mühelos sollte alles wirken. Aber hieraus wird nichts. Er wirft die Flasche zu lässig. Sie geht vor dem Ziel nieder. Bestürzt senkt er den Kopf: Im Ernstfall hätte das das Leben gekostet! Unteroffizier Linke runzelt die Stirn. Er scheint zu ahnen, zu welcher Einsicht der Soldat gelangt ist, und so fragt er nur: „Sie wissen, was Sie falsch gemacht haben und weshalb?" „Ja!" antwortet der Soldat. „Also das Ganze noch einmal!"
Soldat Kutzner springt auf den Trichtergrund, noch sichtlich beeindruckt vom Versagen seines älteren Vorgängers. Das wirst du hoffentlich besser machen, denkt er. Verflixte Streichhölzer! Warum brechen sie so leicht ab? Das dritte, das vierte. Jetzt aber Schluß, ich muß ruhiger

Brandflaschen werden vorbereitet

werden. So — das fünfte brennt — endlich! Ran an die Lunte — abwarten — und nun weg mit der Flasche! Sie zerschellt auf der Motorabdeckung. Volltreffer! „Allerdings auf einen stehenden Panzer", schränkt der Gruppenführer streng ein. „Ein fahrender wäre bei diesem Zeitverlust schon über alle Berge."
Beim zweiten Mal gelingt es Kutzner besser, sich zu konzentrieren. Gleich das erste Zündholz brennt. Er steckt die Lunte an und wirft sofort die Flasche. Die Flüssigkeit entflammt nicht. Er hat die Flasche zu früh geworfen. Unteroffizier Linke geht zum Trichterrand und fragt: „Weshalb behalten Sie die Flasche nicht länger in der Hand?" Kutzner reißt Mund und Augen auf: „Soll sie in meiner Hand explodieren?" Behutsam erklärt ihm der Gruppenführer, daß es zum Detonieren seine Zeit brauche. Man könne die Lunte ruhig bis zum Flaschenhals abbrennen lassen. Unteroffizier Linke führt es vor und läßt es den Soldaten wiederholen, bis dieser die Angst davor überwunden hat.



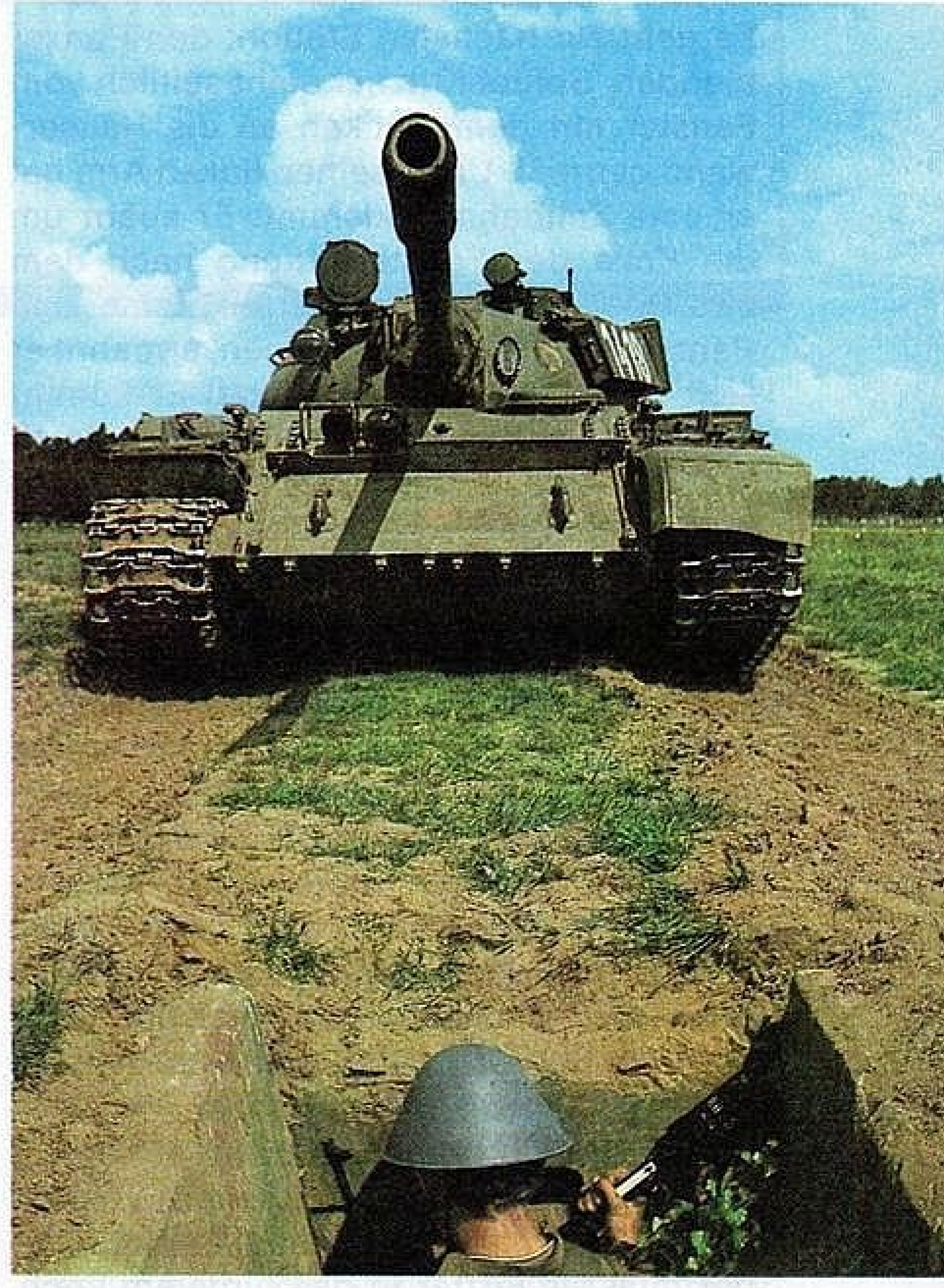


Panzerbekämpfung mit Brandflaschen erfordert Mut, gepaart mit hoher Konzentration und Geschicklichkeit

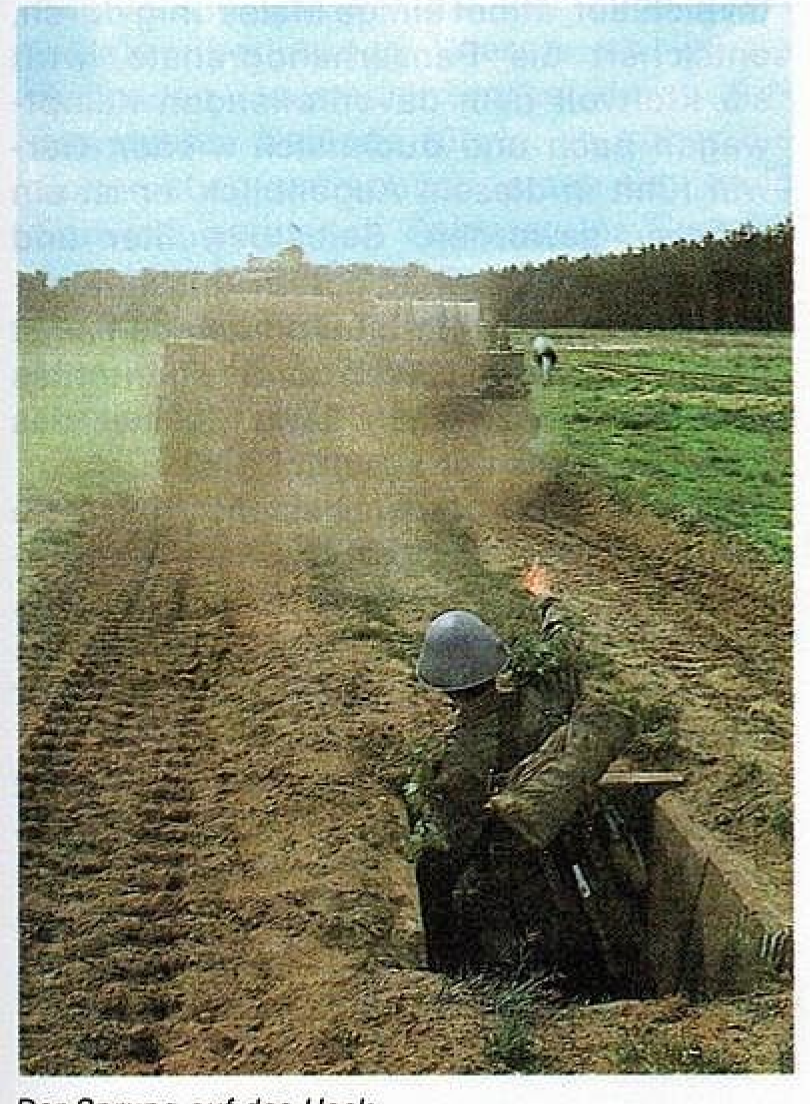
Auf der nächsten Station handeln Gerwin und Kutzner erneut als Nahbekämpfungstrupp. Diesmal muß auf einem vorüberfahrenden Panzer eine geballte Ladung angebracht werden. Schultaschengroß, aus mehreren gebündelten Handgranaten bestehend, kann sie nicht aus sicherer Entfernung geworfen, sondern muß von einem der beiden Kämpfer zum Panzer geschafft werden. Während der eine sichert, lauert der andere neben der Anfahrtstrecke auf einen günstigen Augenblick, in dem er die Ladung von hinten oder schräg seitwärts auf die Motorabdeckung stemmen kann. Er darf dabei nicht ins Stolpern kommen. Er muß auf die Laufketten des Panzers achten und ganz nahe an diesen herantreten, sonst gelingt es nicht, die schwere Ladung auf das Fahrzeug zu bekommen.

Auch dies können die beiden Neuen nicht auf Anhieb. Beim Soldaten Kutzner, der seine Deckung viel zu früh verläßt, kann man den Eindruck gewinnen, er warte mit einem Paket an einer Bushaltestelle. Dem Soldaten Gerwin gelingt es erst gar nicht, die schwere Last auf das Heck des Panzers





zu stemmen. Er verklemmt sie zwischen Laufkette und Kettenabdeckung. Noch im selben Moment schüttelt die Laufkette die Ladung wie ein lästiges Insekt ab. Gerwin hätte vor Scham in den Erdboden versinken mögen.
Der Gruppenführer spricht den Soldaten Mut zu und zeigt ihnen erneut, worauf es ankommt, wenn das Anbringen der



Der Sprung auf das Heck des Panzers ist notwendig, um den Panzer zu blenden. Der Soldat muß mit der Zeltplane die Öffnungen für Zielfernrohr und Winkelspiegel verdecken

Letzte und schwierigste Übung bei der Panzernahbekämpfung: Der Soldat läßt sich — verborgen in seinem Deckungsloch — vom Panzer überrollen und bekämpft den davonrollenden Stahlriesen mit der Panzerhandgranate

Ladung gelingen soll. Beim zweiten Mal teilt Kutzner seinen Weg exakter ein, Gerwin stellt sich genauer auf das Tempo des Panzers ein und hält auch besser mit seinen Kräften haus. Das Anbringen der Ladung gelingt diesmal, und bei den folgenden Malen werden beide zusehends sicherer.

Es geht zur nächsten Station: den Panzer blenden. Soldat Kutzner steht seitlich vom Fenster mit dem Rücken an die Häuserwand gepreßt. Unter seinen linken Arm hat er eine Zeltbahn geklemmt. Er späht um die Ecke der Fensteröffnung nach dem zwei Meter unter ihm herankommenden Panzer. Nicht zu früh springen, ermahnt er sich. Tief durchatmen — jetzt! Er kommt auf dem Heck mit beiden Füßen zugleich auf und kriecht nach vorn, um die Öffnungen für Zielfernrohr und Winkelspiegel mit der Zeltbahn zu verdecken. Dann springt er ab und geht hinter einer Bodenwelle in Deckung. Erst jetzt wird ihm bewußt: Mir ist nichts passiert. Ich habe nicht nur den Panzer, sondern auch meine Nervosität überwunden. Wie weggeblasen sind alle schrecklichen Vorstellungen, was ihm beim Springen hätte passieren können. Der Gruppenführer lobt ihn und bricht, nachdem er sich sicher ist, daß auch Kutzner die Sprungangst überwunden hat, das Üben ab. Es geht zur letzten Station: Überrollen vom Panzer.

Soldat Gerwin erhält das dritte Schützenloch zugewiesen. In den Löchern vor ihm kauern zwei ältere Genossen. Soldat Kutzner muß als letzter in das hinterste Loch. Es ist zur Hälfte mit abgestandenem Regenwasser gefüllt. Kutzner blickt fragend den Vorgesetzten an, zögert Sekundenbruchteile, springt aber dann doch hinab. Als Kälte und Nässe an den Beinen hochkriechen, beißt er die Zähne zusammen. Unteroffizier Linke hebt seine Augenbrauen. Wollte Kutzner etwa kneifen? Im Ernstfall kann er sich doch auch kein Loch nach Wunsch aussuchen.

Der Panzermotor dröhnt. Die Laufketten beginnen zu klirren. Verstohlen prüft Gerwin mit dem Ellenbogen die Betonplatten, mit denen die Seitenwände des Deckungslochs abgestützt sind. Ob die Wände auch halten werden? Aber schon konzentriert er sich ganz auf das Geschehen. Er zieht den Kopf ein, macht sich ganz klein, kneift die Augen zu einem Spalt zusammen und umschließt fest mit der rechten Hand den Stiel der Panzerhandgranate. Der Motorlärm und das Mahlen der Ketten werden immer lauter. Die Erde erzittert, Sandkörner rieseln auf ihn herab. Ein riesiger, kantiger Stahlblock schiebt sich über die Öffnung des Deckungslochs. Dann umgibt ihn Dunkelheit. Erst drängt sich ein kleiner Lichtstrahl ins Loch, wird größer, und Helligkeit breitet sich wieder aus. Lärm und Staub nehmen rasch ab. Gerwin richtet sich auf, atmet einige Male ruhig durch, entsichert die Panzerhandgranate, wirft sie kraftvoll dem davonrollenden Kampfwagen nach und duckt sich wieder. Gerwin fühlt in diesem Augenblick, er ist ein anderer geworden. Selbstbewußter und entschlossener, einer, der im entscheidenden Moment in ihm aufkommende Angst durch eisernen Willen und nüchternes Überlegen bezwingen kann. Er hat das Kollektiv nicht enttäuscht.

Auch Soldat Kutzner besteht die letzte Prüfung, trotz der „erschwerten" Bedingungen, unter denen er handeln mußte. Der Gruppenführer ist mit ihm zufrieden. Das hatte er diesem „Nervenbündel" gar nicht zugetraut.

Noch einige Male übt die Gruppe, dann ist die Ausbildung zu Ende. Sie hat ihre Aufgaben erfüllt. Von den Anstrengungen noch gezeichnet, lassen sich die Soldaten auf den Sandboden nieder. Zufriedenheit, ja Stolz liegt auf ihren Gesichtern.

Die Bundeswehr — vom Aufbau zur Reorganisation

Dr. sc. Olaf Groehler

Der klare Himmel versprach einen herrlichen Junimorgen im Allgäu, als gegen 07.00 Uhr die 2. Kompanie des Luftlandejägerbataillons 19 ihre Unterkünfte verließ. Das Ausbildungsprogramm sah zunächst einen Feldmarsch mit voller Ausrüstung vor, der die vier Züge querfeldein über tauige Wiesen, an würzig duftenden Heustapeln vorbei durch aufgeweichtes Gelände führte. Je höher die Sonne stieg, um so mehr stach sie den in Schweiß geratenen Soldaten ins Gesicht, ließ die Uniformen am Körper kleben; Waffen und Ausrüstung drückten.

Von den 33 Soldaten des 4. Zuges war keiner älter als 20 Jahre. Sie gehörten zu den 10 000 jungen Rekruten des Jahrgangs 1937, die am 1. April 1957 als erstes Kontingent zur Bundeswehr einberufen worden waren. Diese Rekruten waren beileibe keine begeisterten Soldaten, viele hatten im zweiten Weltkrieg den Vater verloren und waren nun als Bauern, Metall- oder Bauarbeiter, Handwerker oder Angestellte alleinige Ernährer ihrer Familien.

Kommandiert wurde der 4. Zug an diesem Montagmorgen von einem knapp vier Jahre älteren Unterfeldwebel, im Sprachgebrauch der Bundeswehrfallschirmjäger: Stabsoberjäger. Peter Julitz, gebürtiger Ostpreuße, hatte, bevor er sich zur Bundeswehr meldete, seine militärischen Erfahrungen bei bürgerkriegsähnlichen Aktionen der Westberliner Polizei erworben.

Um 10.20 Uhr war das, was Julitz als Übung bezeichnete, beendet. Bauern berichteten später, sie hätten beobachtet, wie die Soldaten geschunden und mit Schimpfworten belegt wurden. Der Zug lagerte nahe der Hirschdorfer Brücke auf den feuchten Wiesen der Iller, einem 40 bis 50 Meter breiten reißenden Gebirgsfluß, der zwar nur 1,30 Meter tief war, aber gefährliche Untiefen, Strömungen und Strudel hatte. Durch wolkenbruchartige Regenfälle war er außerdem angeschwollen.

Die schwitzenden Rekruten wurden aufgeschreckt, als Julitz plötzlich befahl: „Alle mal herhören! Wir gehen jetzt durch die Iller. Ich geh' vor. Vergessen Sie eines nicht: Das Gewehr darf nicht naß werden!" Den fragenden Blicken des 20jährigen Manfred Karremann aus Friedrichshafen wich Julitz geflissentlich aus. Ihm nämlich, einem erprobten Rettungs- und Sportschwimmer, hatte er eine Stunde zuvor den Auftrag erteilt, die Iller zu durchque-



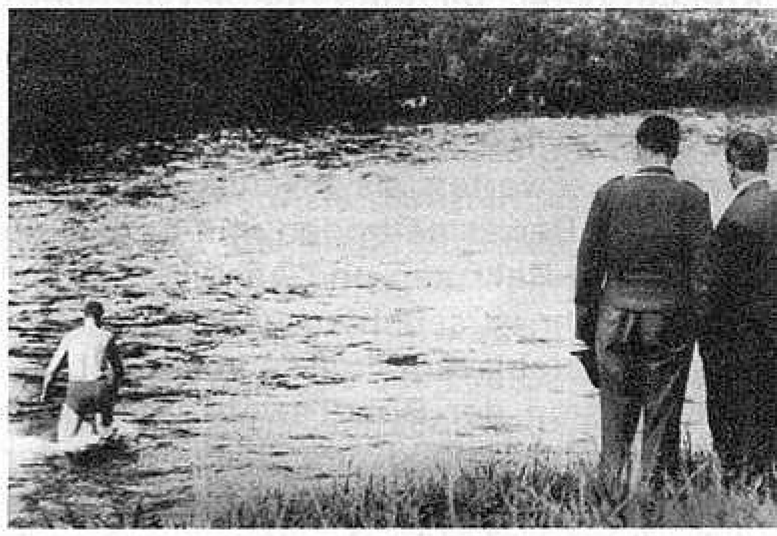
ren. „Ich hatte eine derartige Strömung nicht erwartet", sagte Karremann später, „sie war so scharf, daß ich glaubte, es nicht schaffen zu können. Ich glaubte, ich ertrinke." Er sagte Julitz, daß höchstens 50 Prozent die Chance hätten, über den Fluß zu kommen. Doch Julitz schien auf beiden Ohren taub zu sein.
Die Iller zu durchqueren, gehörte zu den sogenannten Mutproben, nach dem Slogan: gelobt sei, was hart macht! Deshalb jagten Feldwebel gelegentlich Rekruten durch das eisige Illerwasser, damit sie ihnen aus einem Gasthof etwas holten.
Auch der 33jährige etatsmäßige Zugführer Joseph Schüffler, ein Mann, von dem der 4. Zug überzeugt war, er hätte das Pulver nicht erfunden, hatte keine Bedenken. Er sorgte sich nur darum, daß Stiefel und Kleider durchnäßt sowie Ausrüstungsgegenstände verlorengehen könnten. Er befahl deshalb, die Riemen der Stahlhelme recht eng zu schnallen.

Es mag gegen 10.30 Uhr an diesem 3. Juni 1957 gewesen sein, als die 33 Soldaten des 4. Zuges in das noch eiskalte Wasser der Iller wateten. Den Arm, der die Waffe trug, hoch erhoben, mit der anderen Hand das Koppel des Nachbarn umklammernd. Glucksend drang das Wasser in die Stiefel, sog sich in der Uniform fest, die mit einem Mal zentnerschwer erschien. Sie waren bis zur Mitte der Iller gekommen, als die Kette plötzlich stoppte. Dem ersten Soldaten reichte das Wasser schon bis zur Brust. Schüffler, der von der Brücke den Wassermarsch beobachtete und sich Sorgen um Vollständigkeit von Ausrüstung und Gerät machte, rief: „Alles zurück!" Julitz schränkte ein: „Nichtschwimmer zurück!"
Doch ob Schwimmer oder Nichtschwimmer, es war bereits zu spät. Einer der Soldaten glitt aus, tauchte unter, versuchte sich wasserspuckend krampfhaft irgendwo festzuhalten, stieß den nächsten

Am 3. Juni 1957 wurden 15 junge Bundeswehrsoldaten in der Iller in den Tod gejagt. Während der Trauerfeier auf dem Hof der Prinz-Franz-Kaserne am 6. Juni 1957 in Kempten. Anstelle der 14 noch nicht aufgefundenen Soldaten sind Kränze aufgestellt

um. In Sekundenschnelle war die Kette zerrissen, 19 Soldaten trieben auf dem Fluß, während die letzten der Kette in Panik kehrtmachten und dem rettenden Ufer zustrebten.
Nahezu lautlos schlug der Tod zu. Die Hälfte der Abgetriebenen kam überhaupt nicht mehr aus dem Wasser. Nur ihre Hände streckten sich immer wieder wie hilfeflehend hoch. Vier Soldaten rettete ein Zufall das Leben. Sie wurden entweder an die Pfeiler der Hirschdorfer Brücke gepreßt, wo sie Halt fanden, oder durch die Strömung ans Ufer gespült. Für 15 Soldaten gab es jedoch weder Rettung noch Hilfe. Erst am 20. Juni wurde der letzte geborgen, aufgedunsen, aufgeschwemmt, bis zur Unkenntlichkeit entstellt.
Als in den Abendstunden des 3. Juni bekannt wurde, daß 15 junge Menschen in der Iller in den Tod gejagt worden waren, erhob sich sofort die Frage nach den Schuldigen.
Der Bonner Kriegsminister Strauß, der einen Abstecher an die Iller machte, um dann auf ausgedehnte Hochzeitsreise zu gehen, beschwor ein tragisches Mißgeschick, gegen das keine Armee gefeit sei. Schuldig seien nur die Julitz und Schüffler. Korpskommandeur Max-Josef Pemsel erklärte zur Trauerfeier in Kempten am 6. Juni, die Vorgänge an der Iller seien „Folge einer tragischen Verkettung menschlichen Versagens mit dem Wirken der Naturkräfte".
Doch waren wirklich menschliches Versagen und blindwirkende Naturkräfte die Hauptschuldigen an der Katastrophe in der Iller? Oder waren sie nicht vielmehr Anzeichen dafür, daß die Soldaten dieser Armee nach denselben menschenverachtenden Grundsätzen ausgebildet und gedrillt wurden wie einst ihre Alterskameraden in der Hitlerwehrmacht?
Im Jahre 1956, als die ersten Bundeswehreinheiten aufgestellt wurden, hatte sich die Springerpresse darin überboten, zu behaupten, es herrsche ein neuer Geist in der Bundeswehr, nicht Kadavergehorsam, sondern „Bürger in Uniform" prägten ihr Gesicht. In der Boulevardpresse erschienen Überschriften wie „Soldatenschlaf auf Schaumgummimatratzen".
Der Mord in der Iller enthüllte dieses Gerede als das, was es war: eine schöne Mär, die mit der Wirklichkeit nicht das Geringste gemein hatte. Keine Spur von Wandlung, der alte Barrasgeist herrschte wie eh und je, er prägte das alte Gesicht des neuen Militarismus. Zwanzigjährige waren für ihn keine Menschen, sondern Material und Kanonenfutter.
Verwunderlich war dieses Fortwuchern





Hauptschuldige am Tod der 15 Bundeswehrsoldaten im Trauerzug; Pemsel und Heusinger (von links nach rechts).

Einziger Vertreter der Bonner Regierung war Finanzminister Schäffer (Mitte). Sowohl Bundeskanzler Adenauer als auch Kriegsminister Strauß waren ferngeblieben

Nach Bekanntwerden des „Unglücks" „prüft" Oberst von Baer die Strömungsverhältnisse. Warum nicht in voller Ausrüstung wie die 15 Getöteten?

militaristischen Unwesens nicht. Schaut man sich die für den Illermord unmittelbar verantwortlichen Offiziere an, begreift man, weshalb Julitz nicht die geringsten Bedenken trug, seine Rekruten „abzuhärten" und zu schinden. Kompaniechef Oberleutnant Alfred Sommer, ein hagerer 36jähriger, war in der faschistischen Fallschirmjägertruppe Oberjäger gewesen; Bataillonschef Major Alfred Genz hatte sein Ritterkreuz auf Kreta erworben, wo er seine Kompanie fast restlos in den Tod getrieben hatte; Divisionskommandeur Oberst Bernd von Baer, ebenfalls faschistischer Ritterkreuzträger und Kretaeroberer, rechtfertigte den Illermord sogar mit den Worten: „Härte muß sein!"

Von diesen Nazioffizieren war nichts anderes zu erwarten als faschistischer Ungeist und Barrasmethoden, mit denen sie die jungen Rekruten und Ausbilder in der Bundeswehr verseuchten und schikanierten. Die Befehlsverhältnisse in der 1. Luftlandedivision der Bundeswehr waren ein getreues Spiegelbild des Zustands in der Führungsspitze. In jenen Jahren befanden sich alle entscheidenden Kommandostellen der Bundeswehr in der Hand von Generalen, die in Hitlers Wehrmacht groß geworden waren und bei den faschistischen Aggressionen ihre „Erfahrungen" erworben hatten.

Daß der Mord in der Iller geschehen konnte, hatte jedoch hauptsächlich politische Gründe. Verantwortlich dafür waren vor allem die Hast, Eile und Überstürzung, mit der die treibenden militaristischen Kräfte in der Bundesrepublik unter Führung von Franz-Josef Strauß das Tempo der Aufrüstung verschärften. Sie verfolgten das Ziel, die neue Wehrmacht in möglichst kurzer Zeit einsatz- und schlagbereit zu machen, selbst wenn Dutzende Rekruten dieser Ausbildungshatz zum Opfer fallen würden.

Kriegsminister Strauß ließ auch keinen Zweifel daran, gegen wen sich diese Streitmacht wenden sollte. Er erklärte am 20. März 1958 vor dem Bundestag: „Es gibt heute für die militärische Vorbereitung ... nur mehr einen einzigen Fall: das ist der Fall Rot und sonst kein Fall mehr auf der ganzen Welt."

Für die Rekruten der Bundeswehr wurde diese Stoßrichtung in populäre Marschlieder übersetzt, wie jenes, das die Gebirgsjäger in Mittenwald sangen, und das mit dem sinnigen Refrain schloß:

„Hell ist unser Lachen,
Froh ist unser Mut!
Rot ist unsere Klinge
Vom Bolschewistenblut!"

Hauptmotiv für die hektische Rüstungspolitik war der Wahn, die seit 1945 gesteckten Ziele nunmehr rasch verwirklichen zu können. Das hieß in erster Linie, die Entwicklung des Sozialismus im anderen Teil Deutschlands durch militärischen Druck aufzuhalten oder, wenn möglich, gewaltsam rückgängig zu machen.

Das Tempo, mit der die Bundeswehr aufgebaut wurde, verdeutlichen die folgenden Zahlen*:

Jahr	Gesamtstärke	davon: Heer	Luftwaffe	Marine	Territorialarmee
1956	79 900	55 000	12 000	7 700	5 200
1957	113 300	67 000	25 000	13 500	7 800
1958	165 500	100 000	39 200	16 300	10 000
1959	234 400	147 500	53 700	20 000	13 200
1960	272 600	169 000	63 000	23 100	17 500
1961	360 000	232 000	80 000	26 000	22 000
1962	390 000	n.b.	n.b.	n.b.	27 000
1963	410 000	260 000	92 000	27 500	29 000
1964	430 000	275 000	92 000	30 000	32 000
1965	449 726	277 677	100 126	32 749	34 000
1966	460 000	287 500	98 000	33 500	35 000

* Zusammengestellt nach: Bundeswehr — antinational und aggressiv, Berlin 1969, S. 278 und S. 418. NATO, Strategie und Streitkräfte, Berlin 1976, S. 163.

Auch in München war der 1. Februar 1962 ein frostiger, grauer Wintertag. Vor einem Haus in der Tölzer Straße entstiegen am Vormittag dieses 1. Februar 13 Herren ihren Limousinen, um sich, streng abgeschirmt vor der Öffentlichkeit, zu einer geheimen Beratung zusammenzufinden, die vom Bonner Kriegsministerium angesetzt worden war. Einziger Tagesordnungspunkt: der deutsche Starfighter F-104 G.

Die 13 Anwesenden kannten sich aus langjähriger gewinnbringender Zusammenarbeit. Sie vertraten die Flugzeug-Union Süd GmbH, einen Zusammenschluß von Flugzeugkonzernen, der angeführt wurde von der Messerschmitt AG Augsburg, der Ernst Heinkel AG Stuttgart und dem Entwicklungsbüro Bölkow Stuttgart. Messerschmitt und Heinkel hatten im zweiten Weltkrieg das große Geschäft mit dem Flugzeug gemacht. Fast jedes zweite Kriegsflugzeug war von ihren Fließbändern gerollt. Die Bonner Wiederaufrüstung kam für sie wie ein warmer Regen. Wie Hitlers Generale waren auch Hitlers Industrielle bereit, die Nachkriegszeit in die neue Vorkriegszeit zu verwandeln.

Das Wort nahm an jenem 1. Februar zunächst Prof. Thalau von der Heinkel AG: „Meine Herren, die F-104 macht dem Verteidigungsministerium ernste Sorgen. Ich höre aus Bonn, daß wir unser Senkrechtstarter-Projekt VJ 101 vergessen können, wenn wir das Waffensystem nicht bald zum Erfolg bringen."

Ludwig Bölkow, am Senkrechtstarter-Projekt aufs äußerste interessiert, konnte nicht mehr an sich halten und warf erregt dazwischen: „Ein Skandal muß unbedingt vermieden werden!" Direktor Bauer von der Messerschmitt AG nahm in diesem Kreis kein Blatt vor den Mund, wenn er erklärte, es gehe nicht nur darum, einen Skandal, sondern vielmehr eine Katastrophe zu verhindern.



Der Kriegsverbrecher und Luftwaffeninspekteur Kammhuber läßt am 23. April 1960 die ersten Starfighter vorführen

Was war geschehen?

Fünf Tage zuvor war ein Starfighter aus ungeklärten Gründen abgestürzt, der Pilot umgekommen. Es mehrten sich zugleich Stimmen, die erklärten, der Starfighter liege wie ein Brett in der Luft und drohe jederzeit zu einem Sargbrett für den Piloten zu werden. In der Presse erschienen Artikel unter Überschriften wie „Starfighter — Wunderwaffe oder Witwenmacher?"

Die Sorgen, die sich Kriegsministerium, Industrie und Generalität machten, kamen



Am 22. Juli 1960 gibt Kriegsminister Strauß dem Nazigeneral Kammhuber (mit Helm und Sauerstoffmaske) das „Startkommando" für die Starfighter-Ausbildung von Piloten der Bundesluftwaffe

nicht von ungefähr. Die Ausrüstung mit Starfightern war nicht eine x-beliebige Umbewaffnung der Bonner Luftwaffe auf neue Flugzeuge, sondern darin gipfelten in den frühen sechziger Jahren die abenteuerlichen Pläne eben jener Kreise, die über das Starfighter-Projekt auch den Atomknüppel der USA mit in die Hand bekommen wollten.

Von Anfang an hatten die Gründer der Bundeswehr die atomare Ausrüstung und Bewaffnung ihrer Streitkräfte anvisiert. Erstmals am 5. April 1957 hatte der damalige Bundeskanzler Konrad Adenauer öffentlich die Bereitstellung taktischer Kernwaffen für die Bundeswehr verlangt. Taktische Kernwaffen — das bedeutete Atombomben von der Stärke der Hiroshimabombe! Die Reaktion auf diese ungeheuerliche Forderung war ein Proteststurm in Europa und in der Bundesrepublik selbst gewesen. Am 12. April 1957 hatten 18 Göttinger Professoren einen Aufruf gegen den Atomtod veröffentlicht, der eine Atomstreikwelle auslöste.

Obwohl sich die zum heißen Krieg entschlossenen kalten Krieger in Bonn an die Idee einer Atombombenbewaffnung klammerten, suchten sie angesichts dieses Massenprotests ihr Ziel sorgsam zu verschleiern. Eine solche Chance sah Strauß 1958 im Starfighter, einem 1954 von den USA entwickelten Abfangjäger. Der spätere Inspekteur der Bonner Luftwaffe, Günther Rall, leitete ein Sonderkommando, welches nunmehr begann, den Starfighter in einen schnellen und weitreichenden Atombomber umzuwandeln. Die Umrüstung dieses ursprünglichen Schönwetterjägers zum Atombombenträger war von Anfang an die Ursache für die hohe Störanfälligkeit dieses Flugzeugs.

Das mit einem Kostenaufwand von 14 Milliarden Mark eingekaufte Waffensystem — ein Starfighter kostete soviel wie ein Krankenhaus mit 140 Betten oder wie 2300 Volkswagen — wurde Anfang 1962 in die Bundeswehr eingeführt. Die sofort aufgetretenen Flugunfälle hatten zu der erwähnten Sitzung vom 1. Februar 1962 geführt. Die Flugzeugindustriellen beauftragten im Ergebnis ihrer Beratungen Robert Lusser, für 85000 Mark Jahresgehalt bei Messerschmitt tätig, eine Unter-



Der Dreiunddreißigste. Bis Ende 1972 stürzten 156 Starfighter ab, 74 Piloten kamen um

suchung anzustellen, wie die Flugtüchtigkeit erhöht werden könne. Lusser, Waffenspezialist, einer der Konstrukteure der berüchtigten faschistischen „Wunderwaffe" V 1, kam 1963 zu einem Ergebnis, das ihm die sofortige Entlassung der Messerschmittwerke eintrug. Er schlug nämlich nicht mehr und nicht weniger vor, als die auf ausdrücklichen Wunsch des Kriegsministeriums eingebaute Starfighterelektronik, die die F 104 G im Kriegsfall zum Atomschlag befähigen sollte, wieder auszubauen.

Fixiert auf einen Atomkrieg, erklärte Strauß gegenüber einem Reporter im Juli 1963: „Die Starfighter-Flotte ist für den Atomkrieg gedacht. Ob die Maschinen danach noch so einsatzfähig sind, ist nicht so wichtig." Nicht so wichtig war ihm und seinen Partnern von Militär und Industrie deshalb auch der Tod von 74 Piloten, die bis Ende 1972 bei insgesamt 156 Starfighterabstürzen ums Leben kamen, denn spätestens seit 1962 wußten die beteiligten Militärs und Industriellen um die Katastrophenanfälligkeit des Starfighters und deren Ursachen. Der Tod war vielmehr kaltblütig einkalkuliert worden, um militärisch eine Politik der Stärke demonstrieren und fortsetzen zu können.

Doch das atomare Konzept, die Sowjetunion von einer Position der Stärke aus erpressen und einschüchtern zu können sowie die DDR durch militärischen Druck von der sozialistischen Staatengemeinschaft zu trennen und zu isolieren, sie durch Provokation und Putschpläne sturmreif für den klingenden Einmarsch von Bundeswehreinheiten durch das Brandenburger Tor in Berlin zu machen, brach kläglich zusammen, und zwar bevor die Bundeswehr ihre Ausgangsstellungen auch nur verlassen konnte. Mit den Sicherungsmaßnahmen vom 13. August 1961 ging die imperialistische Strategie der Frontalangriffe endgültig bankrott. Die Existenz eines neuen Kräfteverhältnisses begriffen manche der imperialistischen Politiker schneller, so der damalige Präsident der USA, John F. Kennedy, manche langsamer. Zu den Langsamen gehörten neben anderen Adenauer, Strauß, Speidel und Heusinger, die noch Jahre brauchten, ehe sie sich auf die neue, vom US-Imperialismus entwickelte Strategie einstellten.

Das Ziel, die Vernichtung des Sozialismus, blieb unverändert, sollte aber mit verfeinerten Methoden und in längeren Fristen erreicht werden. An die Stelle der „massiven Vergeltung" trat das Schlagwort von der „flexiblen Reaktion", auf die sich die Bundeswehr ab 1963 einzurichten begann. Neben die militärische Gewalt traten zunehmend politische, wirtschaftliche, ideologische und diplomatische Mittel des Kampfes, die Rolle der psychologischen und verdeckten Kriegführung wuchs.

Als Kundschafter geeignet

Jiři Stano

Im Frühling des Jahres 1963, kurz bevor Pavel seine Lehre als Installateur abgeschlossen hatte, bewarb er sich um die Zulassung zur Aufnahmeprüfung an der Janáček-Akademie in Brno. Er war fest entschlossen, nach bestandener Lehrlingsprüfung Berufsschauspieler zu werden. Aber sein kühner Höhenflug wurde schnell unterbrochen.
„Wissen Sie was, junger Mann", sagten sie ihm auf der Akademie, „Sie sollten für ein Jahr irgendwohin in die Praxis gehen. Wir meinen damit ein festes Engagement. Dann melden Sie sich wieder."
Sie nannten ihm Hradec Králové. Dort suchte das Puppentheater des Bezirks junge Mitspieler. Pavel überlegte nicht lange und fuhr sofort hin.
Schon früher hatte er als Laiendarsteller bei Theaterveranstaltungen mitgewirkt. Aus dieser Zeit rührte auch seine Freundschaft zu Honza. Nach einer Theaterveranstaltung war Honza zu ihm in die Garderobe gekommen, und sie hatten sich angefreundet. Von da an trafen sich die beiden häufig. Pavel hatte bald festgestellt, daß Honza ein überzeugter Kommunist war. Er bewunderte Honza, ihm imponierte dessen unerschütterlicher Standpunkt, seine Art zu überzeugen. Deshalb wunderte sich Pavel auch nicht, als er erfuhr, daß Honza bei den Sicherheitsorganen beschäftigt war.
In Hradec Králové bestand er die Prüfung und wurde engagiert.
Er arbeitete unermüdlich, fuhr mit dem Puppentheater kreuz und quer durch Ostböhmen. Die Arbeit schöpfte jedoch seine Energie nicht aus. Und so fand er eine zusätzliche Tätigkeit als Sprecher am örtlichen Sender.
Ein Jahr verging schnell, und Pavel kehrte voller Hoffnungen nach Brno zurück. Jetzt würde er doch noch an der Akademie sein Studium beginnen. Aber im Leben kommt es manchmal anders als man denkt. Pavel erhielt den Einberufungsbefehl.
Zunächst war er wütend. Doch dann wurde er ruhiger. Was sein mußte, mußte halt sein. Er dachte an Honza, der sich dadurch bestimmt nicht aus der Fassung bringen lassen würde.
Abends traf er sich mit ihm. „Also, ich muß zur Armee", sagte Pavel beim Wiedersehen.
„Du wirst das schon überstehen!"
„Komm, der Abschied muß gefeiert werden", sagte Pavel, und so gingen sie in ihr Stammlokal. Dort herrschte wie immer ein lustiges Treiben, und beide machten mit.

„Sollten dich dort Genossen aufsuchen und dir einen Vorschlag machen, so lehne ihn nicht gleich ab, sondern überlege gut", sagte Honza.
Pavel lachte und hob sein Glas. „Also prost, Kamerad, Bruder."
Sie verabschiedeten sich, und Pavel fuhr bereits eine Stunde später in die zukünftige Garnison.
Der Dienst in der Armee dauerte für ihn nicht lange. Bereits gegen Ende des Jahres 1964 war er zurück. Das hatte seinen Grund.
Pavel bemühte sich zunächst um ein Engagement. Aber er erhielt keines. So entschied er sich für eine Arbeit in der volkseigenen Gießerei Slatina. Man schickte ihn in die Sandaufbereitung. Hier lernte er Arbeiter, Kameraden, Kommunisten kennen. Die Arbeit dort gab ihm mehr, als er je erwartet hatte. Die Worte Solidarität und Bewußtsein bekamen plötzlich Gestalt.
Im Frühjahr des nächsten Jahres begab er sich wieder zur Akademie. Diesmal so aus sportlichem Ehrgeiz. Er hatte nämlich inzwischen die Eignungsprüfung als Sprecher des Senders Brno bestanden — und dies unter dreihundert Bewerbern.
Pavel war stolz. Daß er sich überhaupt beworben hatte, hing mit der schweren Erkrankung seiner Großmutter zusammen. Pavel wollte gut verdienen, um der Großmutter all ihre Fürsorge vergelten zu können. Der Akademie, wo er die Prüfung ebenfalls bestanden hatte, teilte er mit, daß er auf seinen Studienplatz verzichte. Er bedauerte dies nicht einmal mehr. Um seine Bildung zu ergänzen, holte er in Abendkursen das Abitur nach.
Er widmete sich der Rundfunkarbeit, abends besuchte er Theatervorstellungen. Nunmehr nur noch als Zuschauer. Wenn es seine Zeit erlaubte, leistete Honza ihm Gesellschaft.
Das Hobby seiner Kinderjahre, unbekannte Sender einzufangen, ließ ihn nicht los. Abends und nachts im Dienst begab er sich wieder in ihm unbekannte Gegenden unseres Planeten. Jetzt allerdings versetzten ihn manche Sender in Erregung. Am meisten brachte ihn der Sender „Free Europe" auf, der Tag für Tag Unmassen von Lügen in den Äther spie.
Einmal unterhielt er sich mit Honza darüber. „Man müßte den Sender von innen aufrollen, ihn vor der Öffentlichkeit entlarven, gewissermaßen auf frischer Tat ertappen!"
Honza hörte Pavel an diesem Abend lange zu. Dann fragte er ihn, ob er Pavel mit einem Freund bekanntmachen könne, der sich für diese Dinge interessiere. Pavel stimmte zu.
Nach nicht allzulanger Zeit kam Honza mit einem Genossen. Lange sprachen sie über all das, was Pavel beschäftigte.
„Ich bin immer so wütend, wenn ich das höre. Das ist schmutzig und so unverfroren."
„Wut hilft da nicht weiter", sagte der unbekannte Genosse.
„Aber man müßte etwas dagegen unternehmen", unterstrich Pavel.
„Sie sagten neulich zu Honza, man müsse den Sender von innen aufrollen und entlarven."
Pavel fröstelte plötzlich. Er spürte, der Genosse wollte etwas von ihm.
„Würden Sie sich zutrauen, eine solche Aufgabe zu übernehmen? Die richtige Einstellung dazu hätten Sie."
Für kurze Zeit richtete Pavel seinen Blick auf beide Männer. Dann nickte er leicht, als hätte er sich schon längst dafür entschieden.
Noch hatten Pavels Genossen keine Vorstellung, wie sie ihn nach München bringen könnten, wann und welche günstige Gelegenheit sich dazu bieten würde. Sicher war nur, daß Pavel als Rundfunksprecher in Brno gewisse Voraussetzungen für seinen Einsatz bei „Free Europe"

mitbrachte. Für einen Erfolg sprachen mehrere Umstände: Pavels moralische und charakterliche Qualitäten, die Tatsache, daß er vom ersten Augenblick an beim Rundfunk nicht besonders hervortrat. Sein Vater, ein parteiloser Gewerbetreibender, hatte sich jahrelang nahezu trotzig gegen den Eintritt in eine Genossenschaft gesperrt. Pavels Verhalten im Rundfunk wurde von nun an bereits ein Teil seines Auftrags.

Noch bevor mit der systematischen Ausbildung begonnen wurde, äußerte Honzas Vorgesetzter Zweifel.

„Habt ihr euch das gut überlegt? Er ist doch erst zwanzig."

Honza und seine Genossen sahen hingegen gerade in Pavels Jugend die Chance. Sie traten für Pavel ein, verwiesen auf seinen festen Charakter, seine politische Zuverlässigkeit, seine Ausdauer, Zielstrebigkeit, Kaltblütigkeit, Nervenstärke. Was gab es da noch zu zweifeln?

Es wurde schließlich zugestimmt. Pavel hatte bereits eine ausgeprägte marxistische Weltanschauung, war in der Lage, seinen Auftrag und auch die Folgen zu übersehen und war diszipliniert. Er hatte alle Voraussetzungen, außerordentliche psychische Belastungen zu ertragen und in gefährlichen Situationen nicht in Panik zu verfallen. Er urteilte überlegt und war imstande, auch ohne Anleitung richtig zu handeln.

Eine harte und systematische Ausbildung begann nach der Arbeit.

Das ereignisreiche Jahr 1968 kam heran. Im Rundfunk hatte sich Pavel schon an seine Rolle gewöhnt. Das ist anders, komplizierter, schwieriger als auf der Bühne, ging es ihm manchmal durch den Kopf. Auf diesem Parkett muß man improvisieren, schnell reagieren können, sich auf nicht vorhersehbare Situationen einstellen, wobei man nicht im geringsten aus der Rolle fallen darf. Man muß Schauspieler, aber auch Regisseur sein. Manchmal war es erforderlich, in eigener Regie die eine oder andere Situation herbeizuführen. Doch jede kleine Unaufmerksamkeit, jeder Fehler können Folgen haben, an die man lieber nicht denken mag. So stellte er sich schon in Brno auf seine Aufgabe ein.

Einmal kam eine Kollegin, ebenfalls Ansagerin, zu ihm. Er wußte von ihr, daß sie gleich nach dem Februar 1948 als Siebzehnjährige in die Partei eingetreten war. Sie war eine Kommunistin, erfahren, ihre Meinung und Überzeugung nie und nirgends verbergend, bei ihr stimmten Wort und Tat stets überein. Er schätzte sie sehr. Sie sagte zu ihm: „Hör mal, du bist jung, führst häufig dumme Reden, offensichtlich gibt es bei dir große Unklarheiten."

„Wirklich?" entgegnete er mit einem liebenswürdigen Lächeln.

„Du solltest dich wenigstens bemühen, manches besser zu verstehen und dich wie ein normaler Mensch zu benehmen. Ich denke nämlich, daß du im Kern ein guter Junge bist."

„Was soll ich daraus für mich schließen?"

„Du könntest dir überlegen, ob du nicht zu uns, in die Partei gehörst, damit du genau weißt, wovon ich spreche."

Pavel zeigte sich überrascht. Er freute sich über ihr Lob, doch zu ihr sagte er: „Du kennst mich doch, ich und die Partei, das ist zuviel für mich. Ich meine, dazu bin ich noch nicht reif."

Pavel war am Sender Brno längst als politisch wenig interessierter, aber sonst kollegialer junger Mann bekannt, der häufig dumme Reden führte. Deshalb verwunderte es niemand, daß er die Ereignisse, die im März 1968 begannen, begrüßte. Er zeigte sich begeistert von den Prager Kollegen, die sich mit Geschrei auf alles stürzten, was sie noch vor kurzem in ihren Kommentaren gutgeheißen hatten.

Unter dem Vorwand, für ein neues Modell des Sozialismus zu kämpfen, mißbrauchte diese Gruppe den Rundfunk. Sie gab immer mehr die marxistisch-leninistische und internationalistische Position auf und schürte aktiv eine Atmosphäre der Angst und des moralischen Terrors gegen alle Bürger, die dem Sozialismus ergeben blieben. Der Rundfunk trug so wesentlich dazu bei, das offene Auftreten der konterrevolutionären Kräfte herbeizuführen. Das war an verschiedenen Aktionen schon gegen Ende des ersten Halbjahrs 1968 sichtbar.

Diese Atmosphäre griff auch auf das Studio Brno über, und Pavel spürte sie mit Beklemmung. Er sah, daß auch hier politische Demagogie, Propagierung der „absoluten" Meinungsfreiheit, moralischer Druck und Angst um die Existenz die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlten. Den Rechtskräften gelang es sehr bald, entscheidenden Einfluß auf die gesamte Programmgestaltung auszuüben.

Die Texte, die Pavel nunmehr zu lesen hatte, konnte er nicht gutheißen, doch er beherrschte sich und spielte den unbeteiligten Beobachter.

Wie es in ihm wirklich aussah, vertraute er nur Honza an, den er aber in dieser schweren Zeit nur selten zu sehen bekam.

„Auch bei uns läuft nicht alles glatt", sagte Honza einmal.

„Willst du damit sagen, daß auch in der Sicherheit...?"

„Vielleicht einige, obwohl die Mehrheit..." Honza sprach dies mit geballter Faust. Dann fuhr er fort: „Aber für dich, mein Junge, sind diese Monate ein verdammt gutes Training für das, was du eines Tages draußen machen mußt."

Pavel seufzte, legte die Hände vor das Gesicht und sagte nach einer Weile schwer atmend: „Weißt du, Honza, manchmal denke ich, daß ich es nicht schaffen



werde. Das, was ich da in den Äther spreche, droht mir im Halse stecken zu bleiben. Und dabei ist das hier im Vergleich zu dem, was dort erforderlich sein wird, eine Kleinigkeit."

„Du wirst es schon schaffen, halte nur durch."

„Sei ohne Sorge. Vergiß, was ich gesagt habe."

Die Ereignisse drängten mit jedem Tag dem Höhepunkt zu.

Am 21. August erblickte Pavel auf den Straßen von Brno Panzer. Dieser Anblick beruhigte ihn. Jetzt wußte er, daß nichts Schlimmes geschehen konnte. Die Konterrevolution kommt nicht durch. Der Wirbel, der nunmehr einsetzte, überraschte ihn allerdings. Und wieder hatte der Rundfunk daran entscheidenden Anteil. Er verängstigte, drohte, peitschte die Nerven auf,

Im Januar 1976 gab der tschechoslowakische Kundschafter Pavel Minárik, Hauptmann der Sicherheitsorgane der ČSSR, in Prag eine internationale Pressekonferenz. Er hatte sieben Jahre in dem Diversionssender „Radio Free Europe" gearbeitet

heizte die Atmosphäre von Angst und Wut an.
Pavel bekam das am eigenen Leib zu spüren. Er sprach aus dem Studio und dann von illegalen Löchern aus, in die sich eine verräterische Gruppe ehemaliger Mitarbeiter des Rundfunks von einem Tag zum anderen verkrochen hatte. Er wurde sich gar nicht bewußt, daß seine Stimme mit einer Stärke von 2250 kW durch den Äther drang.
Es war der Sender „Free Europe" in Holzkirchen, der für alle illegalen, über das gesamte Gebiet der Republik verstreuten Kleinsender eine Art Fernservice eingerichtet hatte. So war die Stimme der wildgewordenen Kleinbürger in der halben Welt zu hören.
Diese Tage waren für Pavel am quälendsten. Allerdings beschleunigten sie auch seinen Einsatz.
Die Genossen des MdI kamen zu dem Entschluß, daß gerade jetzt der günstigste Zeitpunkt für Pavel gegeben war. Hunderte Menschen verließen die Republik, die, mit der Schuld an den tragischen Ereignissen belastet, nun panische Angst davor hatten, für ihre Taten geradestehen zu müssen. Darunter befanden sich auch Mitarbeiter der Presse und des Rundfunks. Ein günstiger Moment, auch wenn Pavels Ausbildung noch nicht abgeschlossen war.
Doch Pavels Beteiligung an illegalen Sendungen mußte ganz besonders ins Gewicht fallen.
Von seinem risikoreichen und gefährlichen Auftrag wußten nur einige wenige Genossen der Sicherheitsorgane, ehrliche, überzeugte Kommunisten.
Honza sollte so schnell wie möglich mit Pavel Verbindung aufnehmen. Sie trafen sich am 3. September 1968 auf dem Petrov. Es war ein freudiges Zusammentreffen. Hier konnte Pavel endlich für kurze Zeit seine Maske ablegen.
Honza legte ihm den Arm um die Schultern: „Morgen sollst du fahren."
Pavel war einverstanden. Auf diesen Augenblick hatte er schon lange gewartet, auf ihn war er vorbereitet. Er erhielt einen Paß, weitere Papiere und schließlich Materialien, die ihn absichern sollten. Informationen, mit denen er der anderen Seite seinen guten Willen unter Beweis stellen konnte.
Es war nachmittags. Die Sonne schien auf die Stadt. Pavel war innerlich tief bewegt. Die Trennung fiel ihm schwer. Man umarmte sich und ging auseinander.
Der Tag seines Grenzübertritts war auf den 4. September festgelegt. Kein guter Tag. Die Autobusfahrt über Mikulov verlief reibungslos. Auf der Fahrt summte er Lieder vor sich hin und gewann immer mehr die Überzeugung, daß alles gut gehen werde und er schon Mittel und Wege finden würde, um zum Sender „Free Europe" zu gelangen.
Doch er mußte einen Tag Verspätung in Kauf nehmen. Eine pflichtbewußte Grenzkontrolle schickte ihn zurück, um das österreichische Visum einzuholen.
Abends war er in Bratislava. Am nächsten Morgen erhielt er in wenigen Minuten das österreichische Visum.
Am späten Vormittag saß er bereits in einem überfüllten Zugabteil nach Wien mit Menschen, die ihre Heimat verlassen


RADIO FREE EUROPE
DIVISION OF FREE EUROPE INC
IDENTIFICATION CARD
Nr. 25 121
DATE ISSUED
AUSSTELLUNGSDATUM
1 May 1972
MINARIK, Pavel
NAME
Muenchen
OFFICE
DIENSTSTELLE
SIGNATURE
UNTERSCHRIFT
SECURITY OFFICER
SICHERHEITSOFFIZIER
MINARIK
PAVEL

Pavel Mináriks Identitätskarte, die ihn als Mitarbeiter des Senders auswies

wollten. Man konnte ihnen das ansehen, noch mehr aber war es zu hören. Einer überschrie den anderen.
Pavel wandte angeekelt den Blick ab und beschaute sich die Landschaft. Er schwieg. Vor allem beobachtete er sich selbst, registrierte seine Gefühle.
Sie überquerten die Grenze. Das also ist Österreich und die „Emigration". Er stellte dies ganz sachlich fest, wußte er doch, daß er ein Hinterland hatte und nach dem Überschreiten der Grenze nicht in der Luft hängen würde. Aus diesem Gefühl schöpfte er Kraft und Vertrauen.
Um die Mittagszeit fuhr der Zug in den Wiener Ostbahnhof ein. Nun war er also angekommen in diesem fremden Land, das ihm lediglich als Station dienen sollte. Zunächst auf sich gestellt, angewiesen allein auf das eigene Wissen, das eigene Können und das richtige Entscheidungsvermögen, wußte er, daß von jetzt ab alles von ihm abhängen würde. Die Aufgabe lautete: zum Sender „Free Europe" vordringen. Die Situation war kompliziert. Die Genossen konnten ihn in dieser Situation nicht abschirmen und für seine Sicherheit sorgen. Erst mußte sich die Lage zu Hause konsolidieren. Dann konnte mit der eigentlichen Arbeit begonnen werden. Pavel wußte das.
Der Bahnhof glich einem summenden Bienenkorb, voll Unruhe, Nervosität, Geschrei und Hektik. Hier schien jeder jemanden zu suchen. Pavel beobachtete aufmerksam dieses Treiben. Sammle Erfahrungen vom ersten Schritt an, den du im Ausland machst, hatten sie ihm gesagt. Er stellte den Koffer ab und überlegte in Ruhe, was nun zu tun sei. Immer noch flutete der Menschenstrom an ihm vorbei. Unter den neu Angekommenen, die mit Koffern und Paketen beladen vorüberhasteten, tauchten bereits etablierte Emigranten auf, die mit Nylonhemden und knallbunten Westen den Glanz der Freiheit demonstrierten. Pavel entfloh dieser bedrückenden Atmosphäre und strebte eilig zum Ausgang.
Im Leben gibt es manchmal die unwahrscheinlichsten Zufälle. Als er zum Ausgang lief, erblickte er auf einmal am anderen Ende der Halle seinen Vater. Das war ihm nicht gerade angenehm, und er wollte dieser Begegnung ausweichen. Aber der Vater hatte ihn bereits gesehen. Langsam schritten sie aufeinander zu, einer mehr überrascht als der andere. Pavel hatte Mühe, aus trocken gewordener Kehle „Guten Tag, Papa!" herauszubringen.
„Was machst du hier?" gab der Vater scharf zurück.
„Was denn, einfach so. Bin gerade angekommen", antwortete Pavel etwas ausweichend.
„Hast du Geld?"
„Ja, etwas habe ich."
Nun stellte sich heraus, daß der Vater drei Wochen in Wien bei entfernten Verwandten seinen Urlaub verbracht hatte und gerade nach Brno zurückkehren wollte. Er entschied sich, später zu fahren, und lud Pavel zum Mittagessen ein. Eine ganze Zeit lang schwiegen sie. Dann hielt es der Vater nicht länger aus. „Willst du hierbleiben?"
Er sprach abgehackt und zornig. Ungeduldig wartete er auf die Antwort.
„Na ja, das weiß ich noch nicht, wird sich erst herausstellen."
Pavels Anwesenheit in Wien freute den Vater keineswegs. Er redete lange auf ihn ein, wollte ihn zur gemeinsamen Rückfahrt bewegen. Einiges wußte er von dessen Tätigkeit im August, anderes reimte er sich zusammen. Schließlich sagte er nur noch resigniert: „Daß es dir nicht einfällt, ins Lager zu gehen." So konnte Pavel bei den entfernten Verwandten wohnen, bei denen der Vater seinen Urlaub verbracht hatte. Der erste Schritt war schon ganz gut, ging

es Pavel durch den Kopf, als er sich abends in einem bequemen Bett räkelte.
Gleich am anderen Morgen begab sich Pavel in die brodelnde Großstadt. Irgendwie fühlte er sich stark an Prag erinnert. Vielleicht waren es die historischen Gemeinsamkeiten, vielleicht die vielen tschechischen Namen auf den Schildern der Geschäfte, vielleicht die Septembersonne, die hier ebenso angenehme Empfindungen erweckte wie zu Hause.
Mit der Straßenbahn fuhr er bis zum Burgring und machte einen kleinen Spaziergang bis zu seinem eigentlichen Ziel, der örtlichen Vertretung vom „Free Europe" in Wien, die sich im Stadtzentrum, Wallnerstraße 5, befand.
Dort empfing ihn der Chef der tschechischen Abteilung, Kostrba, ein eingefleischter Kommunistenhasser, mit der Frage:
„Waren Sie Kommunist?"
„War ich nicht."
„Dann kommen Sie nachmittags noch einmal."
Nachdem Pavel weg war, rief Kostrba Julius Firt an. Firt war zu jener Zeit vom Chef des Senders „Free Europe" und Agenten der CIA, Ralph Walter, nach Wien entsandt worden, um dort interessante Leute aufzuspüren, die sich für die CIA eignen oder gegebenenfalls attraktiv für „Free Europe" sein könnten. Diese Arbeit hätte natürlich auch Kostrba erledigen können, doch die amerikanische Leitung vom „Free Europe" wußte, daß Kostrba jeden Kommunisten schnurstracks hinauswerfen würde, während Firt jeden Neuankömmling dieser Art zu einem opulenten Mahl einlud und ihn dabei gründlich aushorchte; insbesondere dann, wenn er glaubte, daß ein ehemaliges Mitglied der Kommunistischen Partei bereit war, Verrat zu üben. Er hatte sich darauf spezialisiert, Flüchtlinge zur Rückkehr zu überreden, damit sie für die CIA arbeiteten.
Deshalb blieb an diesem Nachmittag Julius Firt, ehemaliger Direktor des „Melantrich" in Prag, nicht im Hintergrund. Er hatte Angst, Kostrba könnte bei Pavel mit der Tür ins Haus fallen. Den Unterschied zwischen Kostrba und Firt bemerkte Pavel sofort und deutete dies zu seinen Gunsten. Das Gespräch konnte beginnen, um so mehr, als ihm Firt neugierig Gehör schenkte.
Der erfahrene Agent Julius Firt „kaufte" Pavel Minárik sehr schnell. Es war notwendig, das alte und verbrauchte Emigrantenblut mit frischem und tatendurstigem aufzubessern. Und dieser junge Mann schien wirklich vielversprechend. Er hatte sofort einen Teil des Materials angeboten, das er bei sich führte.
„Haben Sie Geld?" erkundigte sich Firt besorgt.
„Etwa tausend Schilling."
„Gut, bis morgen werden Sie damit ausreichen. Wir sprechen uns noch."
Am nächsten Tag verkaufte Pavel an Firt die Nachricht über einen Atomschild, den es gar nicht gab, und zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit fügte er als Beigabe noch einen Plan hinzu, den er am Abend ausgedacht und zu Papier gebracht hatte.
Firt war recht freigebig. Er zahlte Pavel 15000 Mark aus. Das war unerwartet viel, und Pavel verschlug es den Atem. Firt mußte wissen, daß Pavels Nachrichten so viel nicht wert waren. Doch Pavel beruhigte sich mit der Erklärung, daß dies einfach ein Köder war. Von zu Hause war Pavel bekannt, daß Firt sich für einen Fünfer ein Loch ins Knie bohren ließ, wie man so sagt. Auch wenn dieses Geld nicht aus seiner Tasche kam, sondern dem Safe der CIA entstammte, mußte man es besonders hoch werten, wenn Firt es hier auf den Tisch legte.
Allerdings mußte Pavel dem alten Fuchs, wie Firt von seinen Mitarbeitern genannt

wurde, dafür noch seinen Lebenslauf, Informationen über den Rundfunk von Brno, über die Situation in der ČSSR und andere Einzelheiten verkaufen, die nur relevant würden, wenn sie in größere Zusammenhänge eingeordnet werden konnten.
Dann erklärte Firt, daß alles vorbereitet sei und Pavel zum Sender „Free Europe" könne. Mit diesem Vorschlag rückte er schließlich selbst heraus, ohne daß Pavel darum gebeten hätte. Doch hielt Firt eine Erklärung für zweckmäßig.
„Damit Sie nicht glauben, es sei so leicht zum Sender zu kommen. Das ist es keineswegs. Aber Sie, mein Junge, sind ein Professional. Und einer mit Perspektive."
Den wahren Grund, der Firt zu derartig unerwarteter Geneigtheit veranlaßte, erfuhr Pavel von ihm erst später. Firt brauchte einen Vertrauten unter den neu hinzugekommenen Emigranten, der ihn über jeden einzelnen mit Informationen versorgte. In München sagte er es ihm dann später unmißverständlich.
„Sie, junger Mann, werden mein Mann sein. Also abgemacht!"
Und sie wurden sich einig. Firt stellte befriedigt fest, daß Pavel davon abgekommen war, in die USA auszuwandern. Das hatte ihm Pavel nämlich beim ersten Treffen als Legende serviert.
„Morgen stelle ich Sie Dr. Pecháček vor." Dieser Pecháček war damals Direktor der tschechoslowakischen Sektion von „Free Europe".
Das klappt wider Erwarten alles hervorragend, überlegte Pavel beruhigt. Von diesem Moment an war er sich des Erfolgs so gut wie sicher.
Und dieses Gefühl trog nicht, dafür stehen die sieben Jahre, die Pavel Minárik in München verbrachte, und nach seiner Heimkehr die Enthüllungen, die den Sender „Free Europe" mit unwiderlegbaren Tatsachen entlarvten. Sie bewiesen einmal mehr, daß dieser Sender ein imperialistisches Diversions- und Spionagezentrum ist, immer bereit, gegen die sozialistischen Länder und den Fortschritt in der Welt zu wühlen.

Aus dem Tschechischen
übersetzt von
Ludwig Bröckl

Rüstungs-export

Kurt Henze

Kapitalisten mußten seit jeher eine Nase dafür haben, wie Profit erzielt werden kann, um konkurrenzfähig — also Kapitalisten — bleiben zu können. Sie haben dazu verschiedene Methoden entwickelt, die im Verlaufe der Geschichte zwar modifiziert werden mußten, die aber im Grunde immer noch dieselben sind.
Das sicherste Mittel, Profit zu machen, war und ist die Produktion von Waffen und anderem Kriegsgerät. Und da der Bedarf daran in kriegerischen Auseinandersetzungen einen Höhepunkt erreicht, war das mit ein Grund dafür, daß der Imperialismus zahlreiche Kriege, darunter zwei Weltkriege, vom Zaun gebrochen hat.
Große Profite sichert ihm heutzutage besonders der Rüstungsexport mit seinen vielfältigen Formen. In den westlichen Publikationen wird der Waffenhandel als das gegenwärtig am schnellsten wachsende Geschäft der Monopole bezeichnet.

Der Champion

Beim profitablen Geschäft mit Waffen und anderem Kriegsmaterial sind die USA-Monopole nach wie vor führend in der

Exporte von Waffen, Ausrüstungen sowie entsprechende Dienstleistungen der USA 1966—1975 (in Mio Dollar)

Haushaltsjahr	1966	1967	1968	1969	1970	1971	1972	1973	1974	1975
1. Gesamtaufträge[1]	1627	979	799	1551	953	1657	3261	4368	10809	9511
davon an kapitalistische Industrieländer	1280	636	489	875	579	554	1662	978	1292	3297
an Entwicklungsländer	330	324	294	667	334	1085	1560	3302	9498	6182
darunter an OPEC-Länder	228	224	77	245	159	496	907	2765	6516	4413
2. Kommerzieller Verkauf[2]	196	238	257	251	438	397	424	362	502	—
3. Militärhilfe	1071	1012	790	645	544	559	555	523	716	765

[1] Aufträge auf der Basis von Regierungsverträgen.
[2] Zusätzliche Aufträge für private Unternehmen mit Genehmigung des Office of Munition Control.
Quelle: SIPRI-Yearbook 1976, Stockholm 1976, S. 138.

Die zehn größten waffenexportierenden Monopole der USA

Haushaltsjahr 1973/74	Mio Dollar	Haushaltsjahr 1974/75	Mio Dollar
FMC Corp.	272	McDonnell Douglas Corp.	419
Northrop Corp.	220	Grumman Corp.	298
Chrysler Corp.	220	Northrop Corp.	293
General Electric Co.	169	Textron, Inc.	249
American Motors Corp.	157	General Electric Co.	209
United Technologies Corp.	126	United Technologies Corp.	192
Hughes Aircraft Co.	122	Raytheon Co.	172
McDonnell Douglas Corp.	120	Lockheed Aircraft Corp.	172
LTV Corp.	91	Hughes Aircraft Co.	156
Textron, Inc.	60	Boeing Co.	129

Quellen: Time, New York, 3/1975; Newsweek, New York, 6. 9. 1976.

Welt. Mehr als 32 der 50 größten Unternehmen der USA sind daran beteiligt. Für diese Exportoffensive der USA-Rüstungsmonopole gibt es eine Reihe von politischen und ökonomischen Gründen. Der Hauptgrund ist im Profitstreben zu suchen. In der westlichen Presse wird vermerkt, daß die Gewinne aus der Rüstungsindustrie mindestens dreimal so hoch sind, wie die der Gesamtindustrie im Durchschnitt.

Die gesteigerten Rüstungsexporte sollen aber auch dazu beitragen, dem Imperialismus Einflußmöglichkeiten, Rohstoffquellen und Absatzmärkte zu erhalten und zu sichern bzw. neue zu erschließen.

Das politische Hauptziel der USA-Militärhilfe jeglicher Art sowie der gegenwärtig verstärkten Exportbemühungen der Rüstungsmonopole besteht in der Unterstützung reaktionärer Regimes, konterrevolutionärer Elemente sowie der imperialistischen Partner. Mit Hilfe verstärkter Waffenexporte und anderer Militärhilfe für solche Staaten wie Chile, Israel, Südafrika, Ecuador, Argentinien und Brasilien versucht der USA-Imperialismus in diesen Ländern die kapitalistischen Verhältnisse zu erhalten.

Im Kampf um die profitablen Rüstungsexportaufträge haben auch die anderen

Hauptadressaten der USA-Waffenexporte (Bestellungen) (in Mio Dollar)

1973/74		1975/76	
Iran	3800	Saudi-Arabien	2503
Israel	2100	Iran	1302
Saudi-Arabien	588	Israel	920
Griechenland	435	Südkorea	625
BRD	219	Schweiz	455
Spanien	148	Jordanien	436
Kanada	94	Australien	412
Südkorea	81	BRD	194
Taiwan	68	Taiwan	193
Chile	68	Jemen	139

Quellen: U. S. News & World Report, Washington, 13. 1. 1975: Newsweek, New York, 6. 9. 1976.



Australier und Kanadier werden in Aachen geschult

Aus dem Lande der Känguruhs zum „Leopard"

Der Leopard machts möglich: Nachdem sich Australien und Kanada entschlossen haben, Einheiten ihres Heeres mit dem deutschen Kampfpanzer auszurüsten, schickten sie umgehend Instandsetzungsspezialisten für etwa sechs Wochen zur Ausbildung an die Schule Technische Truppe 1 und Fachschule des Heeres für Technik nach Aachen.

In getrennten Gruppen werden sie an Fahrwerk, Waffenanlage und Elektronik unterwiesen. Während zehn Kanadier aus der Schwarzwaldgarnison Lahr kommen, flogen die acht Warrent-Officer aus dem Lande der Känguruhs in 27 Stunden 16 000 km aus dem Staate Victoria „auf die andere Seite der Welt".

führenden imperialistischen Länder ihre Anstrengungen erhöht, darunter natürlich die BRD, obwohl dort seit 1961 ein „Kriegswaffenkontrollgesetz" den Export von Waffen und anderen Rüstungsgütern für sogenannte Krisengebiete untersagt. Aber ein Kapitalist, vor allem aus der Rüstungsbranche, ist sehr durchtrieben, wenn es darum geht, Gesetze zu umgehen, um sich bereichern zu können. Dabei ist das in der BRD gar nicht so schwierig, denn der Staat ist schließlich ein Staat der Monopole, der den gesetzlich verbotenen Waffenexport nicht nur nicht verhindert, sondern ihn im Grunde genommen noch fördert.

Bei diesen Aktivitäten kann natürlich nicht ausbleiben, daß die BRD-Konzerne vor allem denen der USA ins Gehege kommen. Und dann setzt immer ein erbitterter Konkurrenzkampf ein, bei dem oftmals Pläne zur Standardisierung von NATO-Waffensystemen dem Profitstreben beider Seiten untergeordnet werden. Dazu folgendes Beispiel:

Im Juli und August 1976 trafen sich führende Vertreter der BRD und der USA in Washington. Hauptgesprächsthema war der mögliche Ankauf von BRD-Panzern des neuentwickelten Typs „Leopard II" für die US-Streitkräfte. Um dieses Supergeschäft entbrannte sofort ein harter Kampf. Obwohl der „Panzerkrieg" zwischen den betreffenden Rüstungsbossen der BRD und der USA anhält, mußten BRD-Presseorgane bereits eingestehen, daß der „Leopard II" das Pentagon (so heißt das amerikanische Verteidigungsministerium) nicht „erobern" konnte. Die heftige — sagen wir — „Panzerabwehr" der US-Rüstungsmonopole beweist die Schärfe der kapitalistischen Widersprüche, die, das muß man hinzufügen, allerdings die gemeinsame friedensfeindliche Strategie, die Pläne zur Erpressung und Liquidierung der sozialistischen Staatengemeinschaft, nicht grundlegend beeinflussen.

Der Konkurrenzkampf im Waffengeschäft wird natürlich nicht nur zwischen Rü-

Australische und kanadische Panzerspezialisten werden an der Aachener Fachschule des Heeres am „Leopard I" unterwiesen, den beide Länder angekauft haben

stungsunternehmen verschiedener imperialistischer Staaten, sondern auch innerhalb der führenden kapitalistischen Länder ausgetragen. Den Waffenexporteuren ist jedes Mittel recht, um ihre Ware in klingende Münze verwandeln zu können. So mußte sich beispielsweise vor einiger Zeit der Chef der Bonner Waffenhandelsfirma „Merex", Mertins, wegen Waffenschiebereien vor einem Gericht in Bonn verantworten. Die Konkurrenz hatte dem Staatsanwalt diesen Tip gegeben. Doch der Prozeß wurde zur Farce, denn Mertins konnte beweisen, daß er im Auftrag des „Bundesnachrichtendienstes" gehandelt hatte. Der Richter fällte demzufolge das Urteil: Was dem Einzelhändler mit Geflügel recht sei — nämlich den Schutz des Staates und der Justiz bei seinen Geschäften zu genießen —, müsse dem Waffengroßhändler billig sein.

Der frisierte „Leopard"

Wer geglaubt hat, es sei unmöglich, einen Leoparden in einen Löwen umzuwandeln, dem beweisen Rüstungskonzerne der BRD und Italiens das Gegenteil. Der Kampfpanzer „Leopard I" ist zu Tausenden in den Bestand der Bundeswehr, anderer NATO-Armeen sowie der australischen Streitkräfte eingeführt worden. Doch die daraus erzielten Gewinne genügten dem zum Flick-Konzern gehörenden Münchener „Leopard"-Produzenten, der Firma Krauss-Maffei, längst nicht. Sie suchte nach Wegen für eine Export-Offensive — und fand sie auch: Das regierungsamtlich bestehende Ausfuhrverbot für Waffen in nicht zur NATO gehörende Länder ließ sich umgehen, indem nur Teile des Raub-„Tiers", nämlich Fahrwerk und Motor, ausgeführt werden. Und das bereits seit Mitte der 70er Jahre. Turm mit Kanone



und Elektronik werden vom italienischen Rüstungskonzern OTO-Melara in La Spezia gebaut. Dort wird der „Leopard" auch montiert und dann unter dem Namen „Löwe" an solche Interessenten verkauft, an die nach den derzeit geltenden BRD-Richtlinien keine — oder besser, noch keine — Waffen geliefert werden dürfen. Prinzipiell beweist diese Artumwandlung, daß der imperialistische Staat der BRD den Monopolen bereits das praktisch zugesteht, was er ihnen in Worten noch untersagt. Und wenn die BRD-Regierung auch wiederholt beteuert hat, daß keine Waffen in Spannungsgebiete und Länder außerhalb der NATO geliefert werden, so gestand die BRD-Wochenzeitung „Die Zeit" bereits am 7. Mai 1971 ein: „Wo immer innere und äußere Spannungen in Ländern der Dritten Welt entstanden, Waffen (west)deutscher Herkunft waren stets im Spiel." Deshalb stand die BRD wiederholt im Brennpunkt internationaler Kritik, der sich auch demokratische Kräfte dieses Landes anschlossen. Nichtsdestoweniger treiben die Rüstungsmonopole ihre Geschäfte weiter — mit verfeinerten Methoden und mit Unterstützung von Regierungsstellen. Durch weitere imperialistische Arbeitsteilung, Kooperation, Verlagerung der Rüstungsproduktion in das Ausland, Beteiligung an ausländischen Rüstungsunternehmen und engere Verbindung von Rüstungsexporten mit „ziviler" Entwicklungshilfe wird ver-

In einem Prospekt des italienischen Rüstungskonzerns OTO Melara wird der Hauptkampfpanzer der Bundeswehr, „Leopard", als „Löwe" zum Verkauf angeboten. Mit diesem Panzer wollen der italienische Rüstungskonzern und das BRD-Monopolunternehmen Flick neue Absatzmärkte erobern

Ausgelieferte bzw. bestellte Panzer der „Leopard"-Typenreihe

Land	Kampfpanzer	Bergepanzer	Pionierpanzer	Brückenlegepanzer „Biber"	Flakpanzer „Gepard"	gesamt
Australien	76[3]	6	—	5	—	87
Belgien	334	36	6	—	55	431
Dänemark	120[2]	—	—	—	—	120
BRD	2 437	444	36	105	420	3 442
Italien	800[1]	69	12	—	—	881
Kanada	114	8	—	6	—	128
Niederlande	468	51	14	14	95	642
Norwegen	78	6	—	5	—	89
gesamt	4 427	620	68	135	570	5 820

[1] davon 600 in Lizenz.
[2] Option für weitere 80.
[3] Option für weitere 14.
Quelle: Wehrtechnik, Bonn-Duisdorf, 8/1976, S. 30.

sucht, das tatsächliche Ausmaß der Rüstungsexporte zu verschleiern. So wird das westeuropäische Mehrzweckkampfflugzeug „Tornado" gemeinsam mit Großbritannien und Italien gebaut; die Flugabwehrsysteme HOT, „Milan" und die Raketen-Fla-SFL „Roland" mit Frankreich. Die Exportgeschäfte werden von den westeuropäischen Partnern der BRD abgewickelt, der Profit wird geteilt. Bei eventuell auftretenden Komplikationen versucht ein jeder, die Verantwortung auf den Partner abzuwälzen.

Bei der Verlagerung der Produktion von Rüstungsmaterial in andere Länder werden verschiedene Formen angewandt. So läßt die Lürssen-Werft in Malaysia Schnellboote für den Iran bauen, die Howaldtswerke-Deutsche Werft AG (HDW) und der britische Vickers-Konzern betreiben gemeinsam in Singapur eine Werft, die für die Staaten am Persischen Golf Kriegsschiffe produziert. Die Luther-Werke, Braunschweig, haben mit dem Krupp-Konzern in der Türkei eine Panzerreparaturwerkstatt errichtet, in der auch „Leopard"-Panzer endmontiert werden sollen. Der Rheinstahl-Konzern lieferte Maschinengewehrteile nach Pakistan, die dort zusammengebaut und an dritte Länder verkauft wurden. Auf den Philippinen entstehen für den Messerschmitt-Bölkow-Blohm-Konzern (MBB) Hubschrauber vom Typ BO 105. Die Motoren- und Turbinen-Union GmbH errichtete im Iran eine Panzermotorenfabrik und der Diehl-Konzern ein Werk für die Produktion von Panzerketten. In Dänemark, der Türkei und in Argentinien werden U-Boote in Lizenz der HDW gebaut. Die Lürssen-Werft vergab Lizenzen zum Bau von Schnellbooten an Spanien und Frankreich; bei Abeking & Rasmussen entwickelte Minensuchboote werden in Brasilien in Lizenz gefertigt...

Panzer rudelweise

Beim Waffenexport geht es um Maximalprofit, und das um jeden Preis, wie der Lockheed-Bestechungsskandal beweist. Das schließt auch die direkte Vorbereitung von militärischen Aggressionen gegen den realen Sozialismus ein. Das Sprachrohr der BRD-Monopole, „Capital", erläuterte bereits in seiner Ausgabe 11/1970: „Die Bundesregierung sollte nicht übersehen, was für einen unglaublichen Wert es hätte, einen Hauptkampfpanzer wie den Leoparden vom Nordkap bis Spanien zu haben."



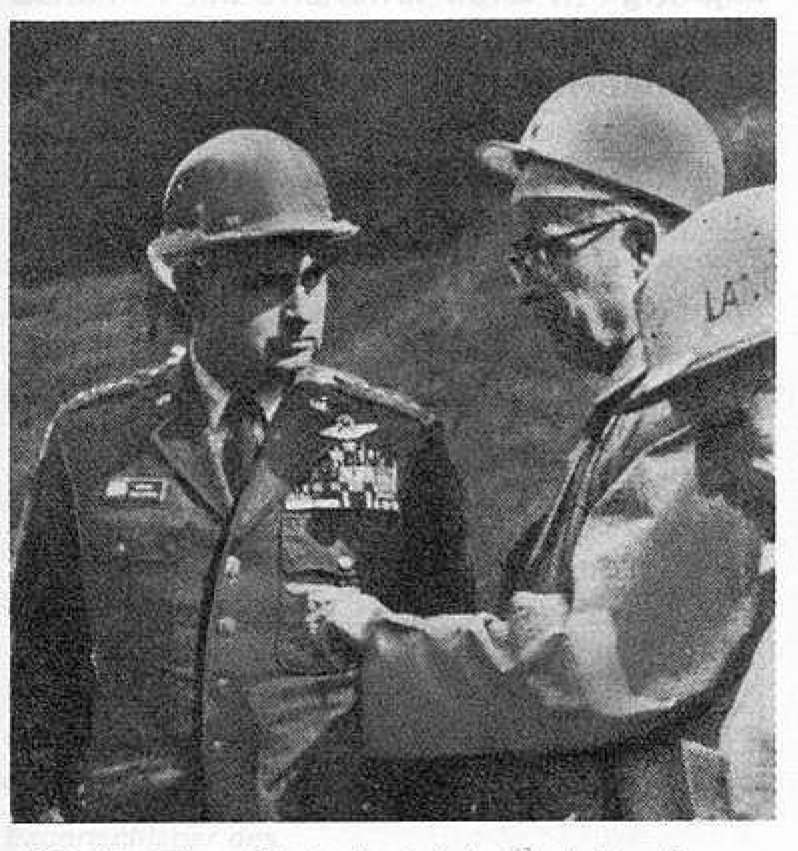


Die vom Flick-Konzern für die Bundeswehr entwickelte 35-mm-Fla-SFL „Gepard" wird auch an mehrere andere NATO-Armeen verkauft

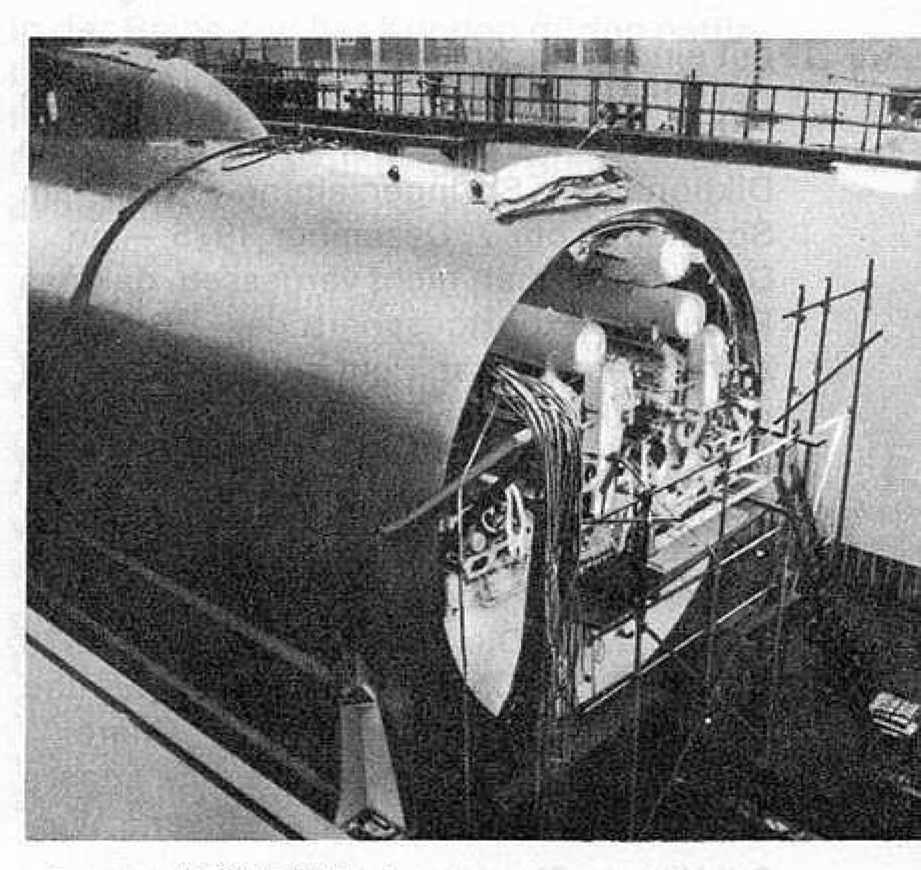
Der Jagdbomber vom Typ F-86 „Sabre" wurde von der Bonner Waffenhandelsfirma „Merex" an asiatische Staaten verkauft

Diese Forderung ist inzwischen erfüllt worden. Entlang der NATO-"Ostfront" (so eine in Mode gekommene halboffizielle Bezeichnung für die mitteleuropäische Hauptstoßgruppierung der NATO) stehen „Leoparden", die Hauptkampfpanzer der Bundeswehr, für den Einsatz gegen die sozialistischen Staaten, aber auch gegen die progressiven Kräfte in den NATO-Ländern, bereit.

Zur Familie dieser „Leoparden" zählt auch die vom Flick-Konzern entwickelte 35-mm-Zwillings-Fla-SFL, genannt „Gepard". Sie soll in den Niederlanden, Belgien und darüber hinaus in Italien eingeführt werden. Eine Lieferung nach Spanien, dessen NATO-Eingliederung bekanntlich intensiv betrieben wird, ist schon seit längerer Zeit in der Diskussion. Allein die Bundeswehr hat 420 „Geparden" bestellt, aus denen sie elf „Panzer-Flak-Regimenter" in den Divisionen formieren will. Die niederländischen Streitkräfte sollen insgesamt 95 und die belgischen vorerst 55 erhalten. Die führenden Vertreter der italienischen Armee meldeten Interesse für 60 bis 120 Stück dieses



Gesichter des militarisch-industriellen Komplexes: Der Chef des Luftrüstungskonzerns Messerschmitt-Bölkow-Blohm (MBB), Strauß-Freund Ludwig Bölkow (2. v. l.), als Gastgeber von US-General John Vogt (1. v. l), der bis 1975 Oberbefehlshaber der NATO-Luftstreitkräfte in Mitteleuropa war und der der sozialistischen Staatengemeinschaft mit Kernwaffenschlägen gedroht hat



Bau von 1000-ts-U-Booten bei den Kieler Howaldtswerken. Sie wurden mit staatlicher Duldung sektionsweise nach Südamerika und Griechenland exportiert



mit einem Stückpreis von 4,6 Millionen DM (fast dreimal so teuer wie der „Leopard I") „teuersten Panzers der Welt" — so die Diktion der Springerzeitung „Welt am Sonntag" vom 7. Dezember 1975 — an.
Dabei sollte man nicht vergessen, daß das Rüstungs-Exportgeschäft der BRD-Konzerne gerade erst richtig angelaufen ist und stark intensiviert wird. Der gegenwärtig erreichte vierte Platz nach den USA, England und Frankreich soll zu ihren Gunsten verändert werden. „Waffen made in Germany — überall begehrt", war deshalb u. a. in „Die Welt" am 26. März 1976 zu lesen. Der Chef der bereits erwähnten Bonner Waffenhandelsfirma „Merex", Mertins, hat für seine Zwecke eine andere Formel gefunden. Er will „deutsche Waffenkunst in aller Welt zur Geltung bringen."
Die Feinde von politischer und militärischer Entspannung, von Frieden und Sicherheit haben Namen und Adresse, und sie machen keinen Hehl aus ihrer Gesinnung. Ludwig Bölkow, Chef des Rüstungskonzerns Messerschmitt-Bölkow-Blohm GmbH (abgekürzt MBB), hört es beispielsweise nicht ungern, wenn man ihn den „neuen Krupp" nennt und ihn mit dem früheren größten imperialistischen deutschen Waffenschmied vergleicht. Er läßt sich auch bescheinigen, „aggressiv" zu sein und ist als wütender Antikommunist ein persönlicher Freund von Franz Josef Strauß. Außerdem rühmt er sich seiner guten Beziehungen zu BRD-Exverteidigungsminister Leber, der Rüstungsgüter u. a. auch von MBB als „Weltschlager" zu verherrlichen versucht.
Zu einem weiteren Exportschlager ist die Panzerabwehrlenkrakete „Cobra" geworden. Ausführlich beschrieb „MBB aktuell — Zeitung für die Mitarbeiter und Freunde der Messerschmitt-Bölkow-Blohm GmbH" in ihrer Januarausgabe von 1976 die 20jährige (!) Exportoffensive der von MBB produzierten „Cobra": „Das Waffensystem hat sich in der Bundeswehr sowie in



Seit Mitte der 70er Jahre baut die Howaldtswerke-Deutsche Werft AG 1 000-ts-U-Boote offen für ausländische Marinen.

Im Bild das bei HDW fertig ausgerüstete U-Boot „Islay" vom Typ „209". Bestimmungsländer sind u. a. Griechenland (4), Argentinien (2), Ekuador (2), Venezuela (2) und die Türkei (1)

Die Raketenschnellboote vom Typ „143" wurden gemeinsam von Unternehmen der BRD, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens und der Niederlande entwickelt



14 weiteren Armeen bewährt ... 150 000 Flugkörper wurden produziert. Die Serienfertigung läuft weiter." Ihre „Bewährungssituation" hatte diese Rakete beispielsweise im indisch-pakistanischen Konflikt von 1965 zu bestehen, wo sie von pakistanischen Einheiten eingesetzt worden ist. Die „Cobra" wird für den MBB-Konzern in Pakistan, in Iran und in der Türkei gebaut.

An internationalen Krisenherden stets präsent

Einem Beschluß des „Bundessicherheitsrates" zufolge werden in den kommenden drei Jahren 15 Länder in Afrika und Asien Militärhilfe im Wert von über 75 Millionen DM erhalten. „Bundeswehr-Ausbilder", so hieß es dazu in der BRD-Zeitschrift „Wirtschaftswoche" vom 26. März 1976, „drillen in aller Heimlichkeit Rekruten in Afrika und Asien ... Neben den Instrukteuren schickt Bonn auch Handfestes in den schwarzen Erdteil: Flugzeuge, Hubschrauber, Polizeiboote, Lastwagen, die durchaus unfriedlichen Zwecken dienen können." Und „Die Welt" schrieb am selben Tag über die Verkaufsstrategie der Flugzeugfirma Dornier: „Die Bundesrepublik Deutschland baut den Alpha Jet gemeinsam mit Frankreich. Am Ankauf sind, neben Ägypten, verschiedene Länder der dritten Welt interessiert." (Der „Alpha Jet" ist ein Jagdbomber, der Bomben bis zu zwei Tonnen tragen kann.)

Zeigt man in Ländern der sogenannten Dritten Welt dieser Meldung zufolge lediglich „Interesse" am Ankauf des „Alpha Jet", so ist die Verwendung jener 4 000 Sturmgewehre, die die BRD-Waffenfirma Heckler & Koch per Lizenz in Thailand produzieren ließ, eindeutig geklärt: Sie wurden an die faschistische Junta in Chile geliefert!

In der Reihe solcher Kunden dürfen natürlich die südafrikanischen Rassisten nicht fehlen. Durch Vermittlung des Telefunkenkonzerns und des Bundeswehrministeriums war es der Führungsclique in Südafrika möglich, aus NATO-Bauelementen das funkelektronische Überwachungssystem „Advokaat" zu installieren, mit dem, wie behauptet wird, alle Bewegungen im Luft- und Seeraum von Südamerika über den Südatlantik und Afrika hinweg bis in den Indischen Ozean hinein kontrolliert und dem NATO-Hauptquartier gemeldet werden.

Die militärpolitische Bedeutung dieses Spionagesystems wird noch von dem seit Jahren bestehenden Nuklearabkommen zwischen Bonn und Pretoria übertroffen,

Exportschlager des Messerschmitt-Bölkow-Blohm-Rüstungskonzerns: die Panzerabwehrlenkrakete „Cobra"



in dessen Rahmen die BRD für ihre Hilfestellung bei der Entwicklung der Kernenergetik in Südafrika Kernbrennstoffe erhält. Schon vor sieben Jahren konnte deshalb der Vorsitzende der südafrikanischen Atomenergiebehörde, Roux, triumphierend feststellen, sein Land sei „jetzt in der Lage, eigene Atomwaffen herzustellen".
Auch das israelische Aggressionspotential trägt in vielen Fällen Firmenstempel der BRD. So hatte der Aggressor im Juni 1967, also kurz vor dem Krieg des israelischen Kapitals gegen arabische Staaten, 200 Kampfpanzer aus Bundeswehrbeständen erhalten. In jüngster Zeit bemüht man sich in Tel Aviv u. a. um den Kauf von U-Booten des Typs „206", eines kampfstarken U-Bootes, das speziell für die Bundesmarine entwickelt worden ist.
Der Verkauf von U-Booten ist ein gutes Geschäft für die Aktionäre der Howaldtswerke-Deutsche Werft AG, so daß die Entwicklung eines speziellen Exportschlagers, 1000-Tonnen-U-Boote des Typs „209", nahelag. Die ersten U-Boote dieses Typs wurden — weil ihr Bau und Export unerlaubt — anfangs in Teilen geliefert, und zwar an einige südamerikanische Staaten, darunter Argentinien und Brasilien, sowie an das damalige griechische Obristenregime. Auch wenn den Faschisten in Griechenland inzwischen der Prozeß gemacht worden ist, wurden die mit ihnen vereinbarten Liefertermine für die restlichen U-Boote eingehalten.
Trotz alledem behauptete der damalige BRD-Verteidigungsminister Leber, daß die Rüstungsindustrie der BRD nicht exportorientiert sei.
So tragen die Rüstungsexporte wesentlich zum Entstehen von Spannungen und von Kriegen bei, an denen die internationalen Rüstungsmonopole aus Profitgründen ein unmittelbares Interesse haben. Sie bewirken eine Ausdehnung des Wettrüstens und richten sich direkt gegen die Bemühungen der fortschrittlichen Kräfte in der Welt um Entspannung und Abrüstung.



Obwohl der Chef der Bonner Waffenhandelsfirma „Merex", Mertins (r.), wegen Waffenschmuggels angeklagt worden war, konnte er sich lächelnd mit seinem Rechtsanwalt im Gerichtsgebäude präsentieren, weil er Rüstungsgüter „wie Geflügel" verkaufen darf

Der BRD-Rüstungskonzern Dornier entwickelte gemeinsam mit französischen Firmen den Jagdbomber „Alpha Jet", der vor allem in Länder der sogenannten Dritten Welt exportiert werden soll

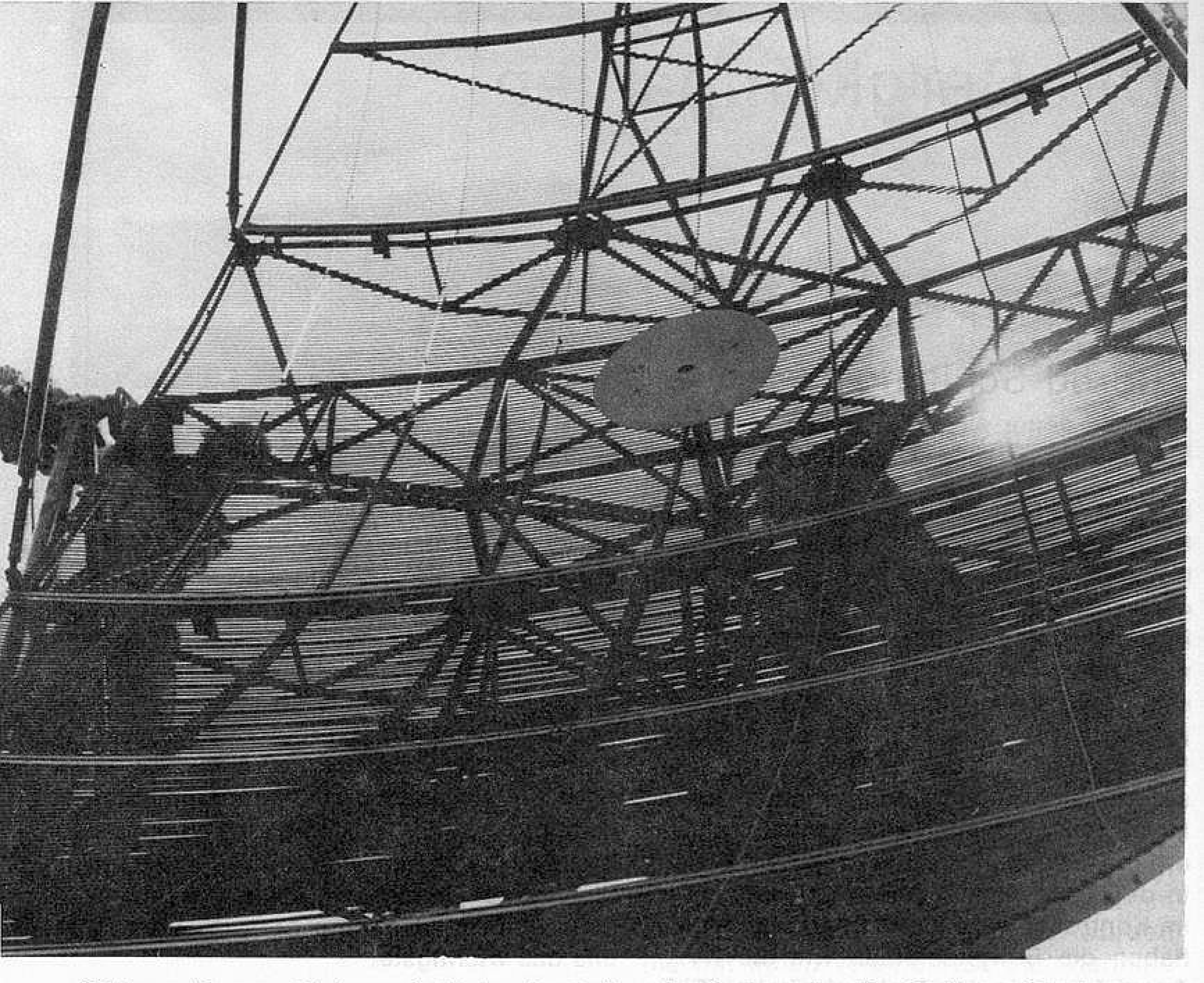
Die Bergkompanien

Bernd Schilling

Der Dienst auf dem Berg ist hart. Die Belastungen für die funktechnischen Kompanien sind hoch, um keinen Deut geringer als die der mot. Schützen, Panzersoldaten, Artilleristen, Pioniere — nur anders. Tag und Nacht nicken, kreisen, verharren die Antennen, starren Funkorter auf ihre Bildschirme, arbeiten Planzeichner an der Luftlagekarte, registrieren und melden die Diensthabenden in kurzen Abständen die Beobachtungsergebnisse, schnarren Telefone, ist Leben in den Gefechtsständen. Kein Flugkörper im Kontrollbereich bleibt unerkannt — das haben die Sowjetsoldaten wie die NVA-Angehörigen in den funktechnischen Einheiten Siegmund und Klatschkin zum Leitmotiv ihres Handelns erklärt. Das Diensthabende System diktiert hier auf dem Berg den Tagesablauf; es greift nach der freien Zeit der Soldaten und hinterläßt seine Spuren bis in die Familien.
Länger auf dem Berg Ansässige behaupten, an rund 270 Tagen im Jahr sei von den sowjetischen Freunden nichts zu sehen. Das ist richtig, wenn man es aufs Wetter bezieht. Entweder hängen die Einheiten in dieser Zeit in den Wolken, oder Schneesturm und Regen nehmen die Sicht. Ansonsten begegnet man einander täglich.
Am kürzesten ist der Weg zu den Freunden im Winter, sagen die NVA-Soldaten. Da stapfen wir die paar hundert Meter auf Schiern geradewegs durch den Wald. Die Freunde haben es noch besser. Sie liegen „oben", ein paar Meter höher. Da rutschen die Bretter ganz von allein.
„Ausschlaggebend für die Güte unserer Waffenbrüderschaftsbeziehungen", so hebt der sowjetische Kommandeur hervor, „ist nicht, daß wir nur einen guten Steinwurf voneinander entfernt liegen. Sicher, das vereinfacht vieles. Unser gemeinsamer militärischer Auftrag — der ist uns das wichtigste!"

Auf Fehlersuche mit Alexander

Eine Station ist ausgefallen. Ausnahmezustand. Fehlersuche zwischen Röhren, elektrischen Leitungen, Sicherungen, Schaltungen ... Nichts! Zum Verzweifeln! Und ausgerechnet jetzt ist der beste Spezialist in Urlaub. Hauptmann Horst Siegmund entscheidet sich für das Nächstliegende: „Oben anrufen! Kurz die Lage erklären! Fragen, ob Hilfe möglich ist!" Oberleutnant Martin Dewald, der Politstellvertreter, hängt schon an der



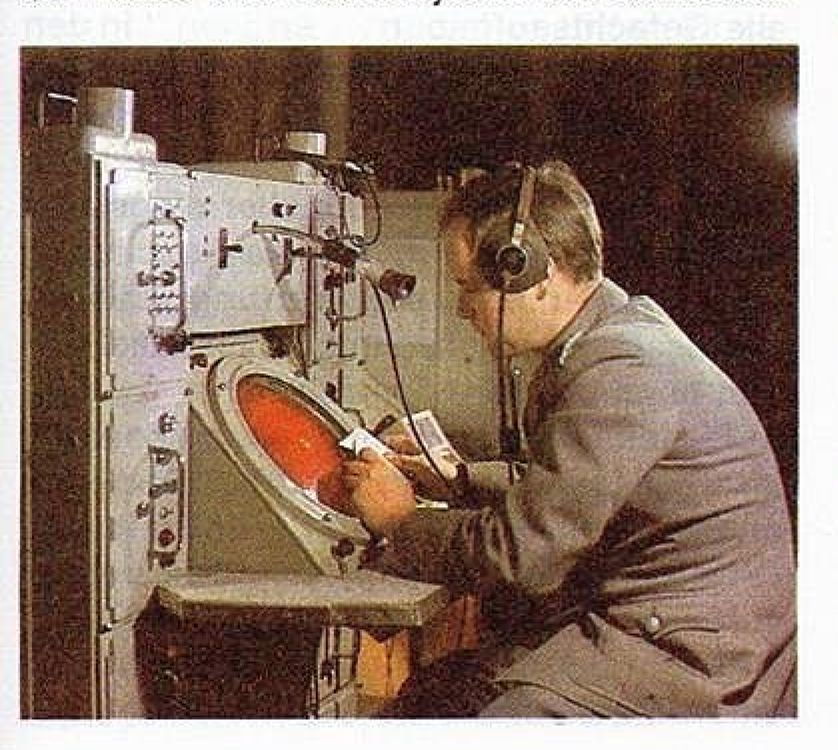
Strippe. Kurzer Dialog mit Major Anatoli Piwowartschuk. Aufatmen. „Sie kommen sofort!" meldet der dem Kompaniechef.
Kurz darauf passieren zwei junge sowjetische Offiziere den Posten zum NVA-Objekt und gehen geradewegs zur defekten Station. Hier ist ihnen alles so vertraut wie in der eigenen Einheit. Noch bevor Oberleutnant Alexander Lischkin in die Kabine klettert, greift er in seine Manteltasche. „Was wäre ein Funkmeßoffizier ohne Schraubenzieher!" meint er lächelnd. Schon zieht er Stecker heraus, schraubt Bauteile auseinander, prüft Röhren im Sendetrakt. Endlich, endlich kommt wieder Leben in die Station. Oberleutnant Lischkin schiebt den Minischraubenzieher mit dem roten Griff in die Tasche und die Mütze etwas weiter als sonst in den Nacken und sagt: „Eto wsjo!" — Das ist alles, geschafft!

Riesige Antennensysteme sind das äußere Kennzeichen von Rundblickstationen

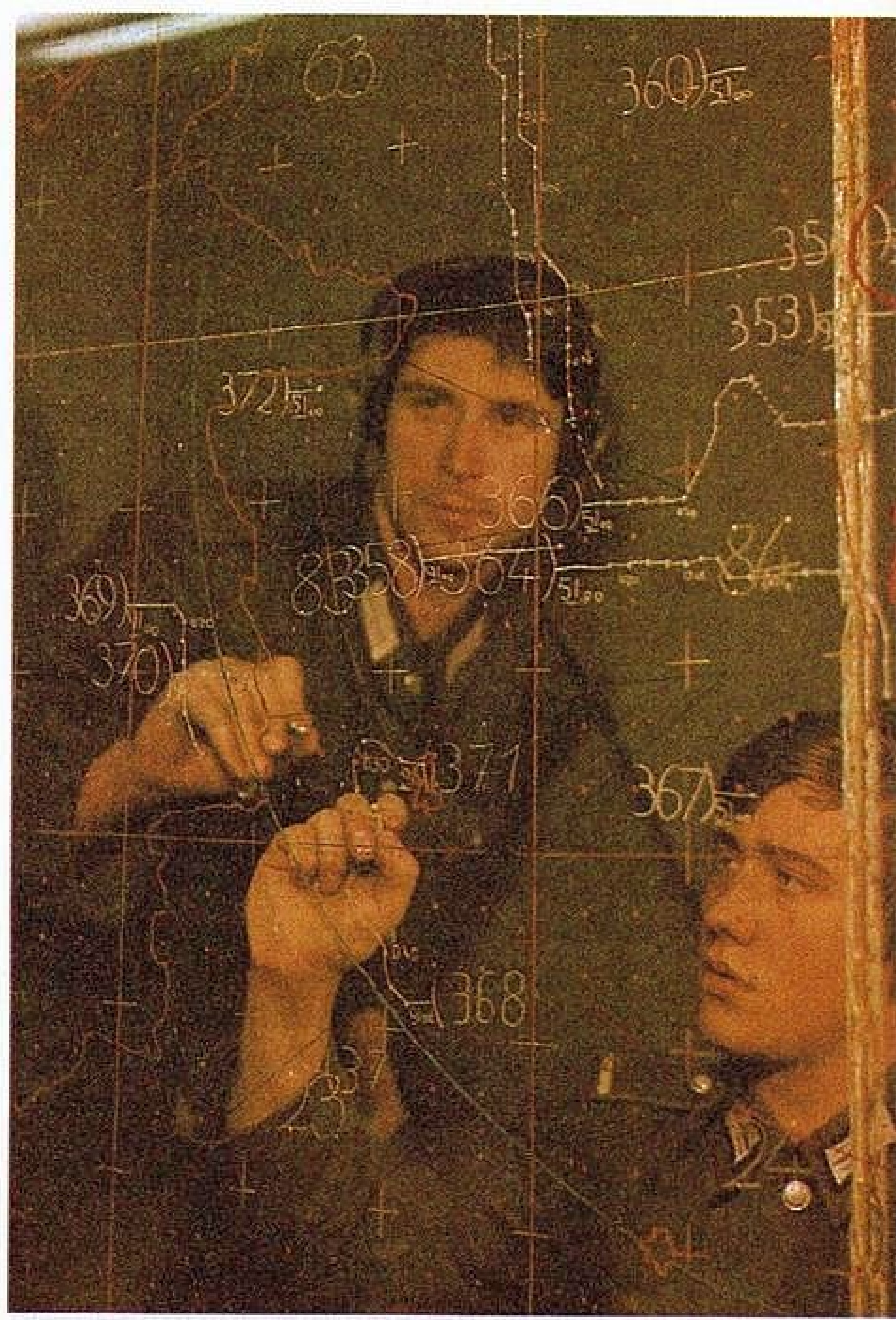
Unter Bedingungen wie im Gefecht

Zwischenfälle wie diesen gibt es nicht jeden Tag, aber wenn, dann werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, den Schaden schnellstens zu beheben. Viel steht auf

dem Spiel, wenn eine Station ausfällt. Immer sind es wertvolle Augenblicke, in denen die Zeit für den Gegner arbeitet. Man lernt sich dann gleichsam unter Bedingungen wie im Gefecht kennen ... und schätzen. Leutnant Detlev Knoth, 23jähriger Stationsleiter, erinnert sich an ein solches Ereignis:
„Ich hatte Dienst. Abends rief mich der Torposten an und meldete einen Soldaten und einen Oberleutnant von den Freunden. Der Posten mußte den Offizier kennen, denn er sagte: der Blonde von der Rundblickstation. Erst wollte ich fragen, wo denn der Schuh drückt. Aber als die beiden dann vor mir standen und der Soldat erleichtert ein schwergewichtiges Bauelement auf den Tisch packte, dämmerte es. Seine Station sage keinen Mucks mehr, erklärte Alexander Alexejew. Dieser Block hier müsse kaputt sein. Da er momentan keinen Ersatz habe, wolle er eigentlich nur sicher sein, daß das stimme und daß sich nicht noch woanders in der Station ein Fehler eingeschlichen habe. Diese Probe ließ sich leicht machen. Unsere Stationen sind nun mal die gleichen. Wir brauchen die Blöcke nur auszutauschen. Ein paar Handgriffe, weiter nichts. Ich nahm also die sowjetischen Genossen und deren technisches Sorgenkind mit auf meine Station. Blockwechsel. Tatsächlich, sofort schwieg die Anlage. Damit schien die Sache klar zu sein. Wir suchten nach der Ursache und fanden schließlich einen lockeren Kontakt. Kleine Ursache, große Wirkung sozusagen. Mit einem intakten Bauteil aus unserem Bestand zogen der Oberleutnant und der Soldat wieder los. Doch schon kurz darauf ein Anruf: Die Station läuft trotzdem nicht! In Alexejews Rundblickstation fiel mir auf, daß das Zielzeichen viel zu schwach und aufgelockert wiedergegeben wurde. Also hatte der Defekt in dem einen Block tatsächlich



Bildschirm einer Rundblickstation



Luftlagekarte von der den Auswertern zugewandten Seite

noch einen weiteren in der Station verursacht. Zug um Zug kreisten wir den Fehler ein, bis wir ihn gefunden hatten. Ist die Ursache dann entdeckt, sagt man sich: Mensch, so eine Lappalie! Eine Röhre ist hinüber. Darauf hätten wir schon eher kommen können. Aber wir sind nun mal keine Hellseher. Die Röhre wurde ausgewechselt, und Oberleutnant Alexejew konnte seinem Kommandeur melden: Station einsatzbereit!"

Der „Zusatzmann" im Gefechtsstand

Lange Zeit gehörte zum Soldatenalltag der Bergkompanien dieses Bild: „Zusatzmann" im NVA-Gefechtsstand war ständig ein sowjetischer Soldat, ein NVA-Soldat hielt sich bei den Freunden auf. Zwei der sowjetischen Genossen, den Soldaten Rasid Abdullajew und den Gefreiten Igor Sorogodumow, hat Unteroffizier Matthias Maschke in dieser Zeit kennengelernt. „Beide sind perfekte Planzeichner und Auswerter", erzählt der Gruppenführer. „Wenn man stundenlang neben ihnen vor der Luftlagekarte sitzt, merkt man das. Sie arbeiten ruhig, registrieren sofort jede Veränderung, geben neue Informationen zügig an ihren Gefechtsstand durch. Vor Soldat Abdullajew, einem 22jährigen Kaukasier, konnte ich nur den Hut ziehen. Er hat sogar die Bedingungen für die Klassifizierung der Stufe I erfüllt." Das Abstimmen der Beobachtungsergebnisse über Flughöhen, Kurs, Geschwindigkeit und Bestand georteter Luftziele hatte natürlich nicht zu unterschätzende Vorteile für beide Einheiten. Der unmittelbare Erfahrungsaustausch bei der Gefechtstätigkeit verschaffte größere Klarheit über die reale Luftlage und festigte das Zusammenwirken.

Einer für den anderen

Zusammenwirken auf immer höherer Stufe — was sagt das schon darüber aus, mit welchen Anstrengungen, Problemen, Schwierigkeiten der einzelne oder das militärische Kollektiv fertigwerden mußten. Unumstößlich für alle war als Ziel der Ausbildung festgelegt: vollständige gegenseitige Ersetzbarkeit unter allen Bedingungen des Dienstes. Das war, bevor dieses Ziel erreicht wurde, eine enorme Forderung. Sie bedeutete für jeden, sich zusätzlich zu seinen eigenen Pflichten noch näher und noch intensiver mit der Tätigkeit seines Nachbarn vertraut zu machen. Wenn Hauptmann Siegmund heute seine Genossen zum Gefechtsdienst im Diensthabenden System vergattert, kann er die neuen hohen Qualifizierungsmerkmale bereits bei jedem Funkorter, Planzeichner, Auswerter oder diensthabenden Offizier voraussetzen. Das ist zugleich ein großer gegenseitiger Vertrauensbeweis zwischen Sowjetsoldaten und NVA-Angehörigen. Wie heißt es doch bei der Vergatterung? „... im festen Klassen- und Waffenbündnis mit der Sowjetarmee und den anderen Bruderarmeen alle Gefechtsaufgaben ... erfüllen." In den beiden funktechnischen Einheiten ist diese Aufgabenstellung Wirklichkeit. Außerdem können die Technik und die vorhandenen Kräfte rationeller eingesetzt werden. Zeit wird frei für die Ausbildung der Soldaten, für die Wartung und Instandsetzung der Technik. Und schließlich gibt es auch mehr Freizeit.
Auf solch einen entscheidenden Abschnitt im Zusammenwirken beider Einheiten mußten sich Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere selbstverständlich gewissenhaft vorbereiten. Wie ging das vor sich?
Oberleutnant Martin Dewald weist auf einen Packen Blätter und erklärt: „Das

sind vervielfältigte Formulierungen in russisch und deutsch für den gemeinsamen Gefechtsdienst, Satzkombinationen für das Diensthabende System, sozusagen unentbehrliches Handwerkszeug für die Zusammenarbeit. Wir haben die Begriffe mit den sowjetischen Offizieren abgestimmt und dort beim Stabschef auf der Schreibmaschine getippt."

Überflüssig werden die Handzettel so schnell nicht werden. Jedesmal, wenn die Genossen eines Diensthalbjahrs alle Bezeichnungen beherrschen — Zielführen, Höhen-, Entfernungs-, Geschwindigkeits-, Zeit-, Kurs-, Manöver-, Koordinatenangaben —, dann dauert es nicht lange, und neue Soldaten treten in beiden Einheiten ihren Wehrdienst an.

Eine andere Art der Vorbereitung auf die neue Stufe der Zusammenarbeit rief die Handwerker unter den Soldaten auf den Plan. Der Arbeitstisch im Führungsraum des sowjetischen Gefechtsstands mußte verlängert, Leitungen mußten verlegt und neu geschaltet werden, und auch der NVA-Gefechtsstand konnte eine Renovierung vertragen, die die Arbeitsbedingungen verbessern würde.

Ebenso wichtig war, die einzelnen Spezialistengruppen zu trainieren. Gefreiter Herbert Andreas hat schon öfter im sowjetischen Gefechtsstand als Auswerter Dienst getan, mit einem sowjetischen Genossen zu zweit vor der Karte. „Der Raum ist verdunkelt", beschreibt der 26jährige seinen Gefechtsplatz. „Lampen sind abgeschirmt, damit der Leitstrahl und die erfaßten Luftziele auf den Sichtgeräten gut zu erkennen sind. Etwa zwei, drei Meter vor uns steht die Luftlagekarte. Das ist eine große Plexiglasscheibe mit farbigen Koordinatenbezeichnungen, mit Angaben über die Luftziele, mit der Staatsgrenze. Die Planzeichner tragen auf der Rückseite dieser durchsichtigen Karte in Spiegelschrift alle die Werte auf, die ihnen über Kopfhörer zugehen. So können die Genossen vor der Karte jederzeit unbehelligt Veränderungen im Geschehen auswerten."

Für den Gefreiten Andreas war gerade diese Tätigkeit anfangs nicht einfach. Da schrieb beispielsweise ein sowjetischer Gefreiter die Spiegelschriftzahlen nicht nur in einem anderen nationalen Stil, sondern auch noch mit einer ganz persönlichen Note. Sie sahen teils wie gestaucht, teils wie verziert aus. Damit mußte sich Herbert Andreas erst einmal anfreunden. Der sowjetische Planzeichner hat ihm dabei geholfen und die Zahlen zur Übung in seiner Schreibweise aufgeschrieben. Na ja, ständiges Üben und Wiederholen führten dann auch in diesem Falle zum Ziel. Jetzt hat Gefreiter Andreas keine Schwierigkeiten mehr. Er greift wie zur Bestätigung zum Stift und schreibt 1, 2, 3, 4, 5 in der „russischen" Schreibweise flott auf.

Leutnant Detlef Knoth war beim Erfahrungsaustausch der Offiziere dabei. „Wir haben einmal alle Varianten des Dienstes durchgespielt", berichtet er. „Luftlagemeldung an die vorgesetzten Befehlsstände, Leitungsschaltungen und -überprüfungen, Arbeit mit der Wechselsprechanlage, Konversation in russisch. Damit sich die Auswerter vor der Karte besser konzentrieren können, haben wir eine schallschluckende Zwischenwand aufgestellt und überhaupt die Arbeitsbedingungen verbessert. Unser Führungsraum ist ein richtiges Musterstück geworden!"

Der Leutnant gehört noch nicht lange zur funktechnischen Kompanie. Am besten ist er mit Major Anatoli Piwowartschuk bekannt. Aber nicht etwa, weil der Major gut deutsch spricht. Nein, sich mit Anatoli zu unterhalten setzt einiges voraus. Er besteht nämlich darauf, daß man ihm russisch antwortet. Detlef Knoth hält sich



daran. Mit seiner an der Offiziershochschule abgelegten Sprachkundigenprüfung steht er ja nicht schlecht da. Und auch die Übungen im Russischzirkel zahlen sich aus.

Auch bei Kultur und Sport gute Partner

Zwei- bis dreimal wöchentlich probt die Kapelle unter der Leitung des Gefreiten Günther Luthardt. Auch die sowjetischen Soldaten Krajor und Matrossow gehören dazu. Proberaum ist der Kompanieklub. Selten bleiben sie dort lange allein. Kaum ertönen Orgel, Schlagzeug und E-Gitarren, da haben der Diplomingenieur für Verfahrenstechnik und seine musizierende Truppe Zuschauer und Zuhörer — die dienstfreien Genossen.

In nahezu allen Räumen beider Einheiten hat Igor Filiptschenko seine Spuren hinterlassen. Der Soldat ist ein Meister in Sachen Ätzarbeiten. Seine kleinen metallenen Kunstwerke mit Motiven aus dem Soldatenalltag — immer wiederkehrendes Thema ist die Waffenbrüderschaft — ziehen in den Klubs, Speiseräumen und Dienstzimmern die Aufmerksamkeit auf sich.

Über die sportlichen Aktivitäten zu reden und die in den Kompanien jedem bekannte freundschaftliche und ungeheuer anspornende Rivalität beider Einheiten in einzelnen Sportarten zu unterschlagen hieße, nur die halbe Wahrheit zu sagen. „Jede Einheit hat ihre starken und schwachen Seiten im Sport", stellt Leutnant Knoth, Sekretär der Sportgruppe, fest. „Wir sehen beim Fußball besser aus, die Freunde beim Volleyball. Überhaupt sind sie da für uns unschlagbar. Der Grund? Ich habe bei den Freunden noch keinen Soldaten erlebt, der sich nicht in der Freizeit sportlich betätigt. Sie bringen es einfach nicht übers Herz, als Zuschauer dabeizustehen. Bei ihnen ist immer was los auf den Sportplätzen, ganz gleich bei welchem Wetter, ob in Uniform und Stiefeln oder in Sportsachen."

270 Tage im Jahr liegen die Einheiten auf dem Berg mitten in der Wetterküche. Da fällt es nicht schwer zu verstehen, daß oftmals etwas anderes als Geschicklichkeit, Mannschaftsgeist oder Kondition über den Ausgang eines Sportvergleichs entscheidet. Oberleutnant Dewald erzählt von einem Fußballspiel. Nach einem prüfenden Blick aus dem Fenster schien es ihm angeraten, den Anstoß vorzuverlegen. Der Himmel bot ein nicht gerade verheißungsvolles Bild. Die Mannschaft der Freunde kam zeitiger. Das Spiel war im Gange. Aus trübem Sonnenschein wurde bald ein gespenstisches Halbdunkel. Die Spieler auf der holprigen Rasenfläche hoben sich wie Schattenrisse gegen das fahle Licht ab. Und noch bevor der Himmel seine Schleusen öffnete, gebot der Schiedsrichter bei einem gerechten Unentschieden der Jagd nach dem runden Leder Einhalt.

Ist das Wetter im Frühjahr und Herbst oft nicht günstig für den Sport, dann bietet

Der Weg durchs Tor der Unterkunft der NVA-Einheit — für Leutnant Nikolai Rosganow (l.) neu, für den Gefreiten Igor Sorogodumow (r.) ein Stück Dienstalltag



der Winter um so mehr Möglichkeiten. Auf Schiern erlebten sowjetische und NVA-Soldaten schon tolle Sachen. Gemeint sind damit nicht allein die jedes Jahr üblichen Staffelwettbewerbe über 15 Kilometer mit militärischen Einlagen, sondern auch die Schi-Ausflüge kleiner Gruppen von Soldaten in die herrliche Umgebung. Schilaufen lernt hier fast jeder, auch wenn er kein Weltmeister dabei wird.

Wie in einer großen Familie

Was die Familien der Berufssoldaten beider Einheiten angeht, so bleiben auch hier freundschaftliche Beziehungen nicht aus. Das wäre auch sehr verwunderlich, wohnen sie doch in einem schmucken Neubaublock Tür an Tür. Wie sich die Männer im täglichen Dienst gegenseitig unterstützen und helfen, so verbindet sie auch nach dem Dienst, zu Hause, mehr als ein förmliches „Guten Tag!" oder „Wie geht's?" Auf freundschaftliche Kontakte legen alle großen Wert, und jeder tut etwas dazu, daß es immer gut läuft. „Die Kinder hocken ständig zusammen", erzählt Oberleutnant Dewald. „Dadurch glänzen sie natürlich auch in der Schule mit ihrem Russisch beziehungsweise Deutsch. Die große Hausordnung am Wochenende bestreiten wir gemeinsam, das heißt von den Männern diejenigen, die gerade keinen Dienst haben. Die Frauen helfen sich gegenseitig im Haushalt, beim Einkauf, bei der Betreuung der Kinder, eben, wo sie nur können."

In der Kompanie Siegmund wird gewissenhaft ein Klubtagebuch geführt. Seine Seiten sind schon mit manchen gemeinsamen Erlebnissen mit den sowjetischen Genossen gefüllt: Auftritte der Kapelle, FDJ-Versammlungen mit Teilnahme von Komsomolzen, Buchbesprechungen, Schachturniere, Filmvorführungen. Nach einem Volleyballvergleich ist mit hohen Ziffern die 0:3-Niederlage quittiert. Ganz bestimmt nicht nur auf den Sport bezogen ist aber die anschließende Erkenntnis: Von den Freunden kann man allerhand lernen!

Soldat Rasid Abdullajew (l.) und Unteroffizier Matthias Maschke als Auswerter vor der Luftlagekarte



Leutnant Rosganow, Oberleutnant Dewald und Gefreiter Sorogodumow (v. l. n. r.) bei der „Auswertung" der Fotos vom letzten Sportvergleich

Die Geburt der Panzerwaffe

Dr. Gerhard Förster

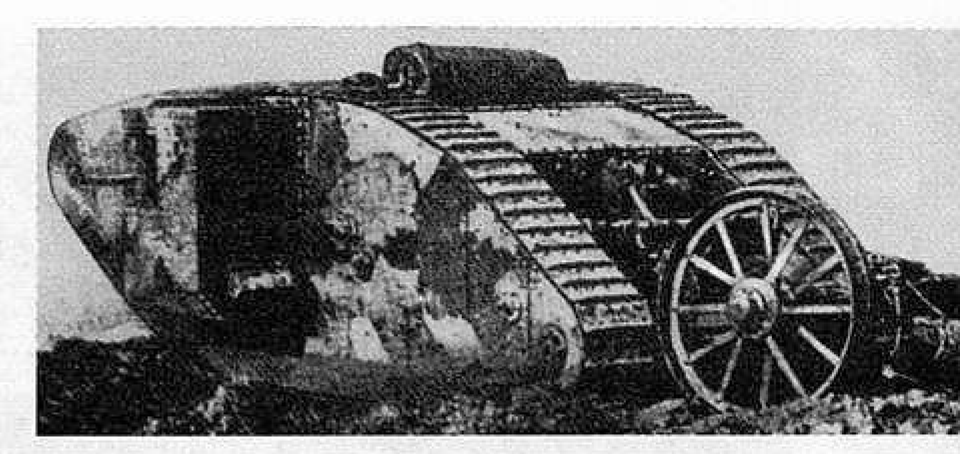
Als der deutsche Imperialismus 1914 den ersten Weltkrieg entfesselt und sich die Militärmaschinerien der europäischen Großmächte in Bewegung gesetzt hatten, standen die Generalstäbe bald vor Erscheinungen, mit denen sie überhaupt nicht gerechnet hatten. Der von ihnen erwartete kurze Krieg erwies sich ebenso als eine illusionäre Spekulation wie der Plan, im offensiven Aufeinanderprall großer Heerkörper eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Statt des erwarteten Bewegungskriegs erstarrten die Fronten im Stellungskrieg. Aus dem einfachen Schützengraben des Jahres 1914 entwikkelte sich nach und nach ein stark befestigtes und tief gegliedertes Stellungssystem.

Tage-, mitunter sogar wochenlanges Trommelfeuer aus Hunderten von Artilleriegeschützen aller Kaliber verursachte zwar riesige Verluste, brachte aber nicht den erhofften Durchbruch. Immer überlebten so viele Soldaten, überstanden so viele Maschinengewehre und Geschütze das Bombardement, daß der nachfolgende Infanterieangriff nur zu kleinen Einbrüchen in das Stellungssystem führte. Und diese Einbrüche konnten durch bereitgestellte Reserven zudem schnell abgeriegelt werden. Gegenüber der Kombination von Spaten, Stacheldraht und Maschinengewehr blieb jeder Angriff mit herkömmlichen Mitteln im Nachteil.

Unter diesen Bedingungen richteten einige Militärs ihre Hoffnungen auf neue Waffen. Dazu zählten sie die Panzer. Bereits vor dem Krieg war in verschiedenen Ländern die Idee entstanden, ein geländegängiges, gepanzertes und bewaffnetes Fahrzeug zu konstruieren. Das Entwicklungsniveau bei Verbrennungsmotoren und Traktoren, die Erfindung der gleislegenden Kette und die fortgeschrittenen Verfahren bei der Panzerplattenproduktion boten dafür die technischen Voraussetzungen. Auch zeigte die Kriegswirklichkeit, daß gepanzerte und bewaffnete Gleiskettenfahrzeuge neue Möglichkeiten erschließen konnten, um das von Artilleriefeuer zerfurchte Trichterfeld zu überwinden und gegnerische Verteidigungskräfte, die das Trommelfeuer der Artillerie überdauert hatten, auszuschalten. Aber diese Gedanken tauchten nur bei einigen weitblickenden und technisch versierten Offizieren in England, Frankreich und Rußland auf. Zwar erhielten in England der Oberstleutnant Ernest D. Swinton und in Frankreich der Oberst Jean Estienne Ende

1914/Anfang 1915 den Auftrag, Versuchsmodelle zu entwickeln, doch hatten sie nicht nur mit technologischen, sondern auch noch mit bürokratischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Mehrzahl der führenden Militärs brachte wenig technisches Verständnis auf und beharrte auf überholten Auffassungen. Nicht wenige Politiker und hohe Militärs sahen in der Kampfwagenentwicklung ein nutzloses Experiment.

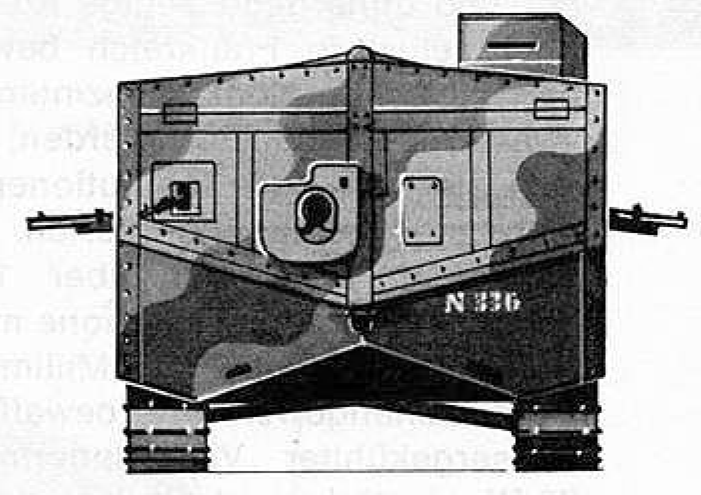
Freilich waren die technischen Unzulänglichkeiten der ersten Modelle auch wenig geeignet, optimistische Erwartungen zu entflammen. Der englische Kriegsminister soll bei einer Versuchsübung mit dem Modell „Big Willie" verächtlich von einer „mechanischen Spielerei" gesprochen haben. Trotzdem erteilte er im Februar 1916 den Auftrag, 150 Tanks des verbesserten Typs „Big Willie" zu produzieren. Der als Mark I bezeichnete Panzer war ein 28 Tonnen schweres, über 8 Meter langes und 4 Meter breites Ungetüm von rhombenförmiger Gestalt mit umlaufenden Plattenketten. Die sogenannte weibliche Version des Mark I war mit 5 Maschinengewehren bestückt, die männliche mit 4 Maschinengewehren und zwei kurzrohrigen Kanonen vom Kaliber 57 Millimeter. Die Bewaffnung war in seitlich angebrachten Erkern eingebaut. Von acht Mann Besatzung waren allein vier damit beschäftigt, die Fahrmanöver durchzuführen.

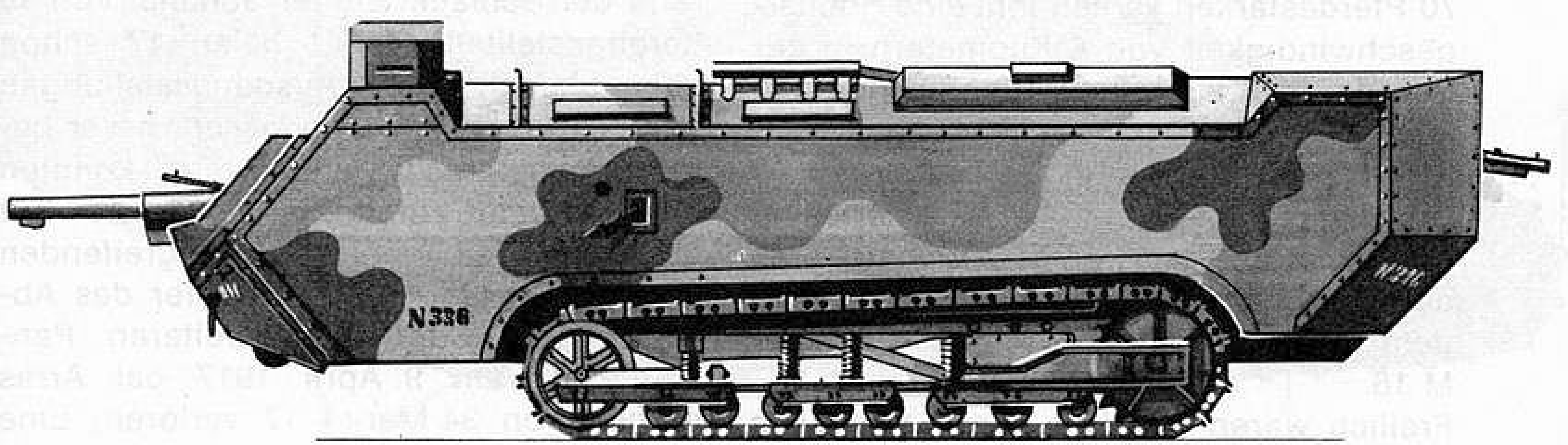




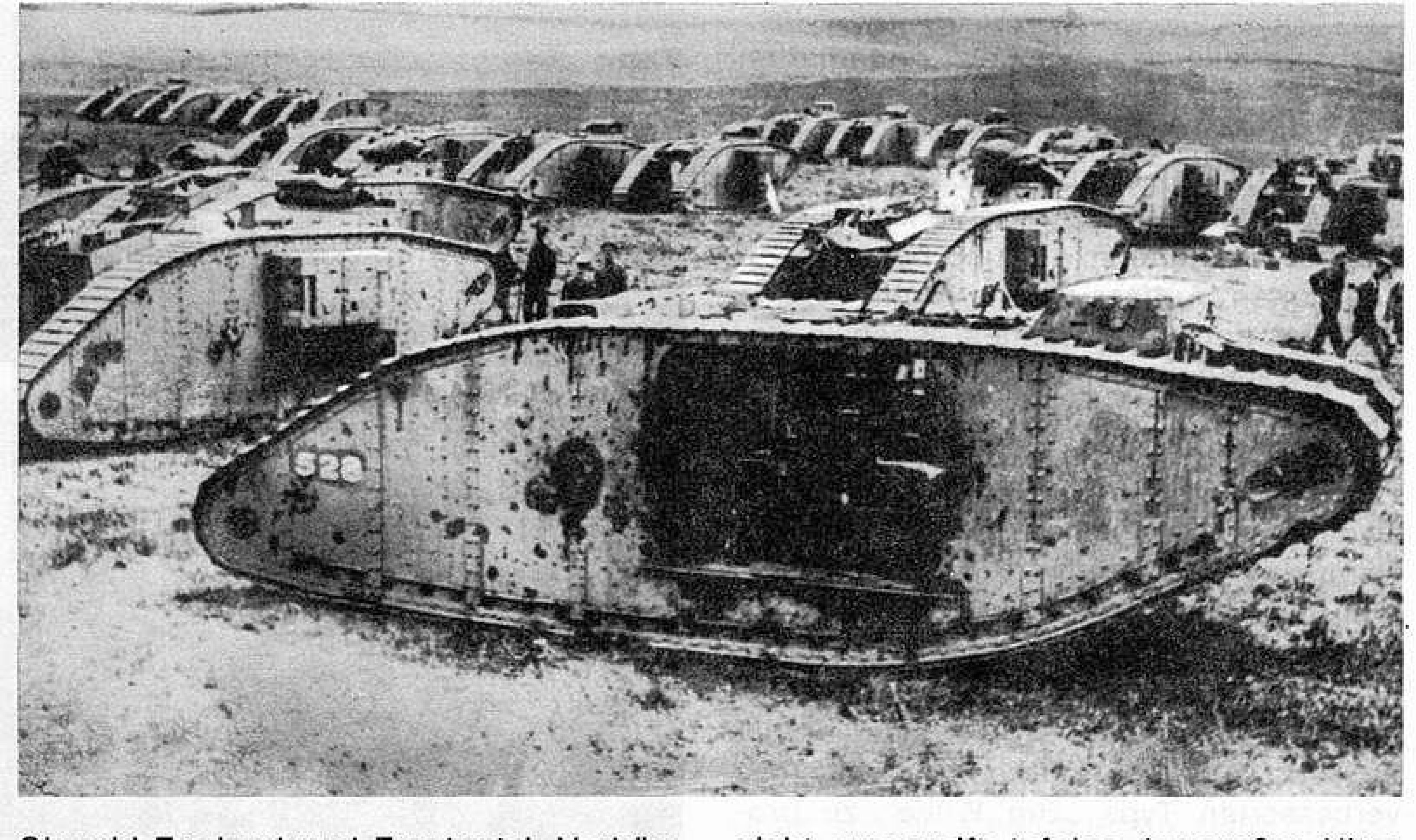
Erster in Serie gefertigter schwerer englischer Panzer Mark I

Erster mittlerer französischer Panzer Schneider M 16





Mittlerer französischer Panzer St. Chamond M 16



Obwohl England und Frankreich Verbündete waren, verlief die Panzerentwicklung in beiden Ländern unabhängig voneinander und ohne gegenseitige Abstimmung. Aber selbst in Frankreich bewirkte imperialistisches Konkurrenzinteresse, daß zwei Typen produziert wurden, ohne daß sich die beteiligten Institutionen und Firmen gegenseitig informierten. Der Char Schneider M 16 war über 13 Tonnen schwer und mit einer Kanone mit kurzem Rohr vom Kaliber 75 Millimeter und 2 Maschinengewehren bewaffnet. Ein wassergekühlter Vierzylindermotor von 70 Pferdestärken verlieh ihm eine Höchstgeschwindigkeit von 6 Kilometern in der Stunde, doch da seine Raupen bedeutend kürzer waren als die der englischen Panzer, war er diesen in der Grabenüberschreitfähigkeit erheblich unterlegen. Noch ungünstiger war es damit bei dem anderen französischen Panzer bestellt, dem 23 Tonnen schweren St. Chamond M 16.
Freilich waren all diese Typen technisch nicht ausgereift. Infolge der großen Hitze im Inneren des Panzers, des Lärms und der durch keine Federn aufgefangenen Stöße sowie der Schlingerbewegungen war die physische Beanspruchung der Besatzung außerordentlich hoch. Es war durchaus keine Seltenheit, daß die Mannschaft im Gefecht so erschöpft war, daß sie anhalten und erst eine Ruhepause einlegen mußte, ehe sie weiterkämpfen konnte. Auch die technischen Ausfälle waren recht erheblich.
Das zeigte sich gleich beim ersten Panzereinsatz im September 1916 während der Schlacht an der Somme. Von 49 bereitgestellten Mark I fielen 17 schon beim Marsch in die Ausgangsstellungen aus, 9 blieben beim Verlassen dieser bewegungsunfähig liegen, weitere 9 konnten erst verspätet anfahren. Von den 14 auf breiter Front vereinzelt angreifenden Panzern wurden fünf ein Opfer des Abwehrfeuers. Bei einem weiteren Panzereinsatz am 9. April 1917 bei Arras gingen von 34 Mark I 17 verloren. Eine

Schwerer englischer Panzer Mark IV (weiblich)

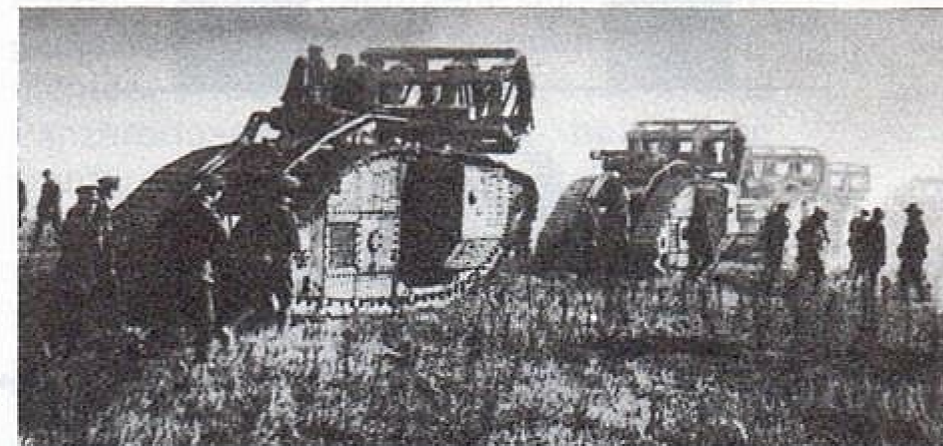
Woche später brachte ein französischer Panzerangriff ebenfalls wenig ermutigende Ergebnisse. Von 132 Char Schneider und St. Chamond erreichten 52 infolge von Pannen gar nicht erst das Gefechtsfeld. Insgesamt betrugen die Verluste 81 Panzer, davon 60 wegen technischer Schäden oder durch Brände, die durch Überhitzung entstanden waren.

Angesichts dieser Tatsachen nahm der Streit über das Für und Wider der neuen Waffe dramatische Formen an. Jedoch konnten die Befürworter der Panzer darauf verweisen, daß jede neue Waffe ihre Kinderkrankheiten habe und die Beseitigung der technischen Unzulänglichkeiten nur eine Frage der Zeit sei. Außerdem, so argumentierten sie, sei bei allen bisherigen Panzerangriffen gegen den fundamentalen Grundsatz verstoßen worden, Überraschung, Masseneinsatz und panzergünstiges Gelände als Voraussetzungen für einen erfolgreichen Panzerangriff zu beachten.

Die Gefechtserfahrungen vermittelten dann entscheidende Impulse für verbesserte Konstruktionen. Die britische Panzertruppe erhielt den Mark IV, von dem 1917 über 1 000 Stück produziert wurden. Dieser Typ war weniger stör-

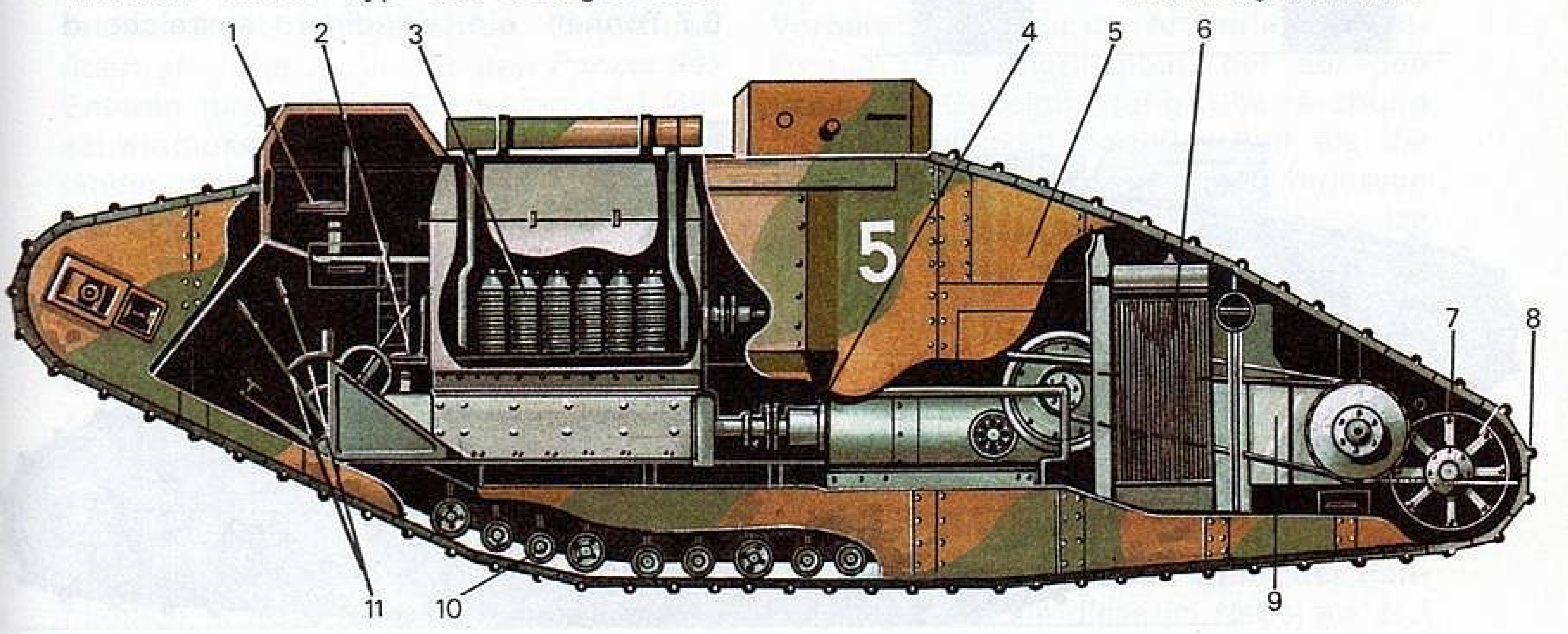


Schwerer englischer Panzer Mark IV (männlich)



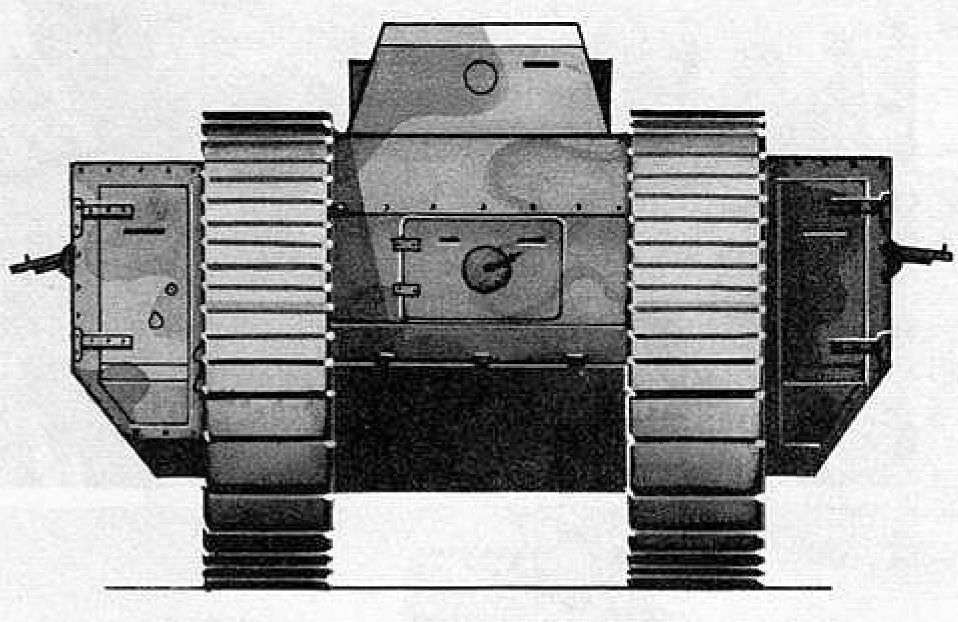
Mark V auf den Schlachtfeldern Frankreichs

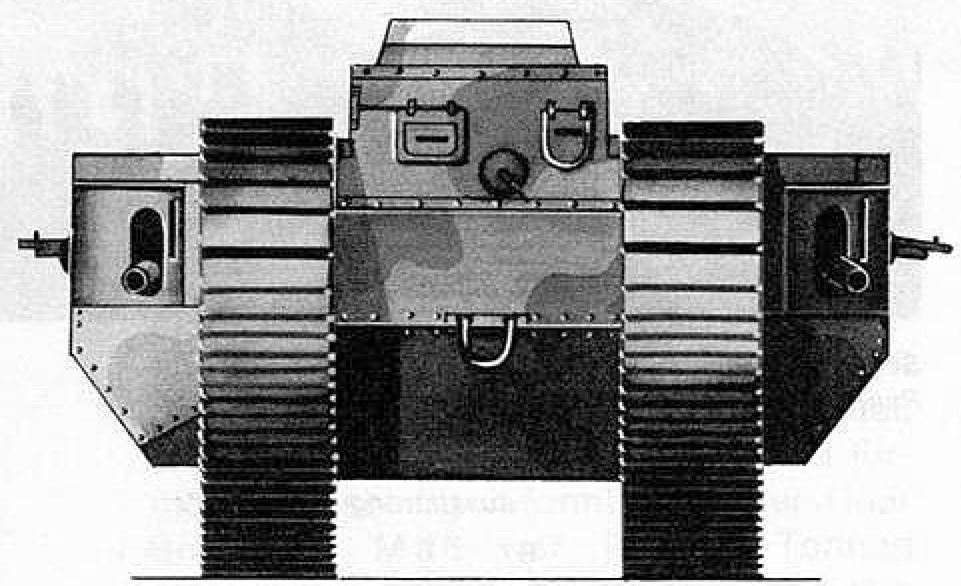
Teilansicht der Innenausstattung des Mark V



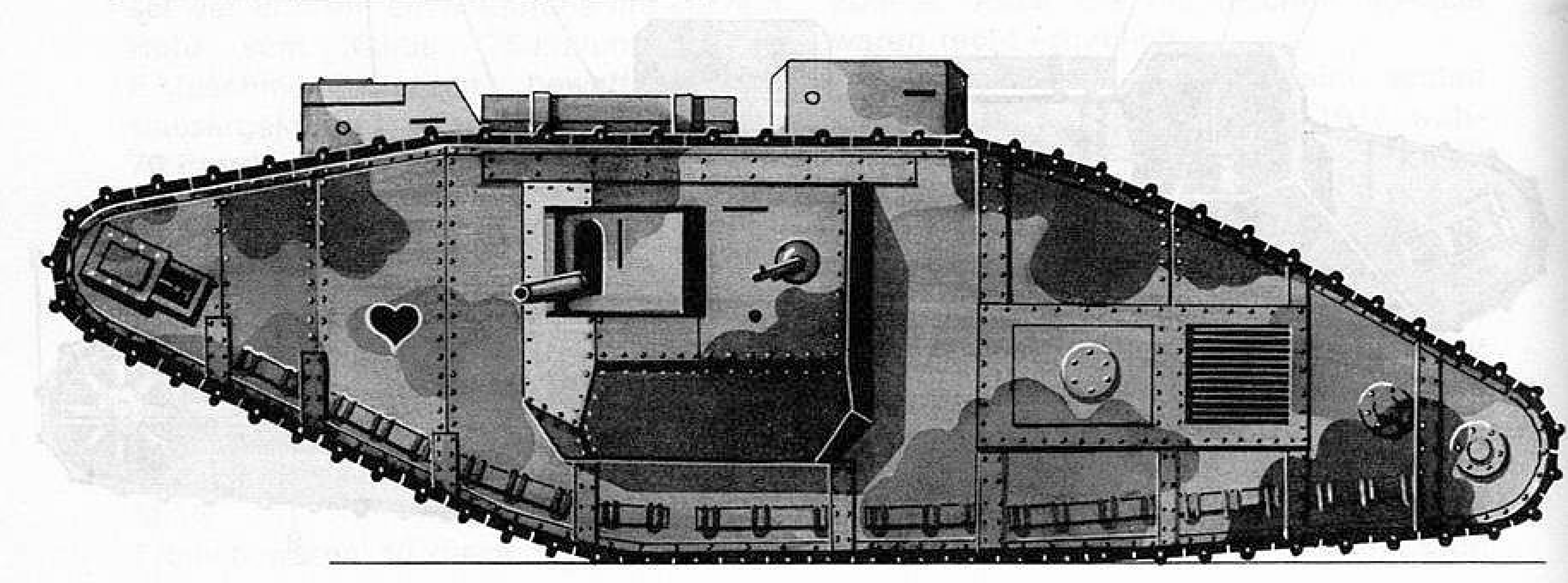
1 Sitz für Panzerkommandant
2 Fahrersitz
3 Motor
4 Kraftübertragungsanlage
5 äußere Panzerung
6 Wasserkühler für Motor
7 Heckantriebsrad
8 Gleisketten
9 Treibstoffbehälter
10 Laufrollen
11 Lenkhebel

anfällig, und seine Stirnpanzerung war von 10 auf 12 Millimeter erhöht worden. Als bedeutenden technischen Sprung kann man den Mark V bezeichnen. Von den vorangegangenen Mark-Typen unterschied er sich durch eine höhere Motorleistung (150 Pferdestärken gegenüber 105), durch stärkere Panzerung (14 Millimeter gegenüber 12 bzw. 10) und größeren Fahrbereich (72 Kilometer gegenüber 56 bzw. 37). Der konstruktive Fortschritt zeigte sich auch darin, daß der Mark V nur noch einen Fahrer benötigte. Die Panzer der Mark-Serie waren schwere Kampfwagen mit großem Überschreitvermögen, guter Walzwirkung und hoher Kletterfähigkeit. Sie hatten also Eigenschaften, die sie befähigten, das schwer passierbare Trichter- und Stellungsgelände der Westfront zu überwinden. Neben den schweren Panzern wurde in England ein mittlerer Panzer entwickelt, der Mark A „Whippet". Mit knapp 15 Kilometern in der Stunde und einem Fahrbereich von mehr als 120 Kilometern schien er für schnelle Verfolgungen geeignet zu sein, doch war er sehr schwer lenkbar.





Während im englischen Heer die schweren Mark-Panzer dominierten, ging man in den französischen Streitkräften dazu über, einen 1916 von Ingenieuren der Firma Renault konstruierten leichten Panzer zu bevorzugen. Der Renault M 17/18 war mit 6,7 Tonnen ein wendiger, ausreichend



Schwerer englischer Panzer Mark V (männlich)

bewaffneter und gut gepanzerter Kampfwagen. Zwar war seine Geländegängigkeit begrenzt, dafür war er relativ billig, betriebssicher und für die Massenproduktion geeignet. Seine Besatzung bestand nur aus zwei Mann. Er war der erste Panzer mit einem Drehturm. Vom Renault M 17/18 wurden bis zum Ende des ersten Weltkriegs über 3000 Stück produziert. Ihr massenhafter Einsatz seit Sommer 1918 trug wesentlich zur taktischen Überlegenheit der alliierten Truppen bei.

Im kaiserlichen deutschen Heer überschätzten die obersten Führungsorgane die in der Panzerabwehr erzielten Erfolge. Die damit verbundene Unterschätzung der Panzer führte dazu, daß deren Konstruktion und Produktion erst im Dezember 1917 die nötige Dringlichkeitsstufe erhielten. Zwar wurde an mehreren Projekten gearbeitet, darunter an dem utopischen Projekt einer feuerspeienden, rollenden Festung mit einer Masse von 150 Tonnen, zur Produktionsreife gelangte jedoch nur der von Ingenieur Vollmer entwickelte A 7 V. Mit 32 Tonnen, einer Panzerung bis zu 30 Millimetern, einer Höchstgeschwindigkeit von 16 Kilometern in der Stunde und mit einer Kanone vom Kaliber 57 Millimeter sowie sechs Maschinengewehren bewaffnet, übertraf er die vergleichbaren Panzer der Entente hinsichtlich Panzerung und Geschwindigkeit, nicht jedoch in der Geländegängigkeit.

Der deutschen Produktion von 20 Panzern des Typs A 7 V stand bis zum Ende des ersten Weltkriegs eine alliierte Panzerproduktion von mehr als 5000 gegenüber. Letztlich zeigte sich darin die immer stärker zur Wirkung kommende Kräfteüberlegenheit der Entente gegenüber den Mittelmächten.

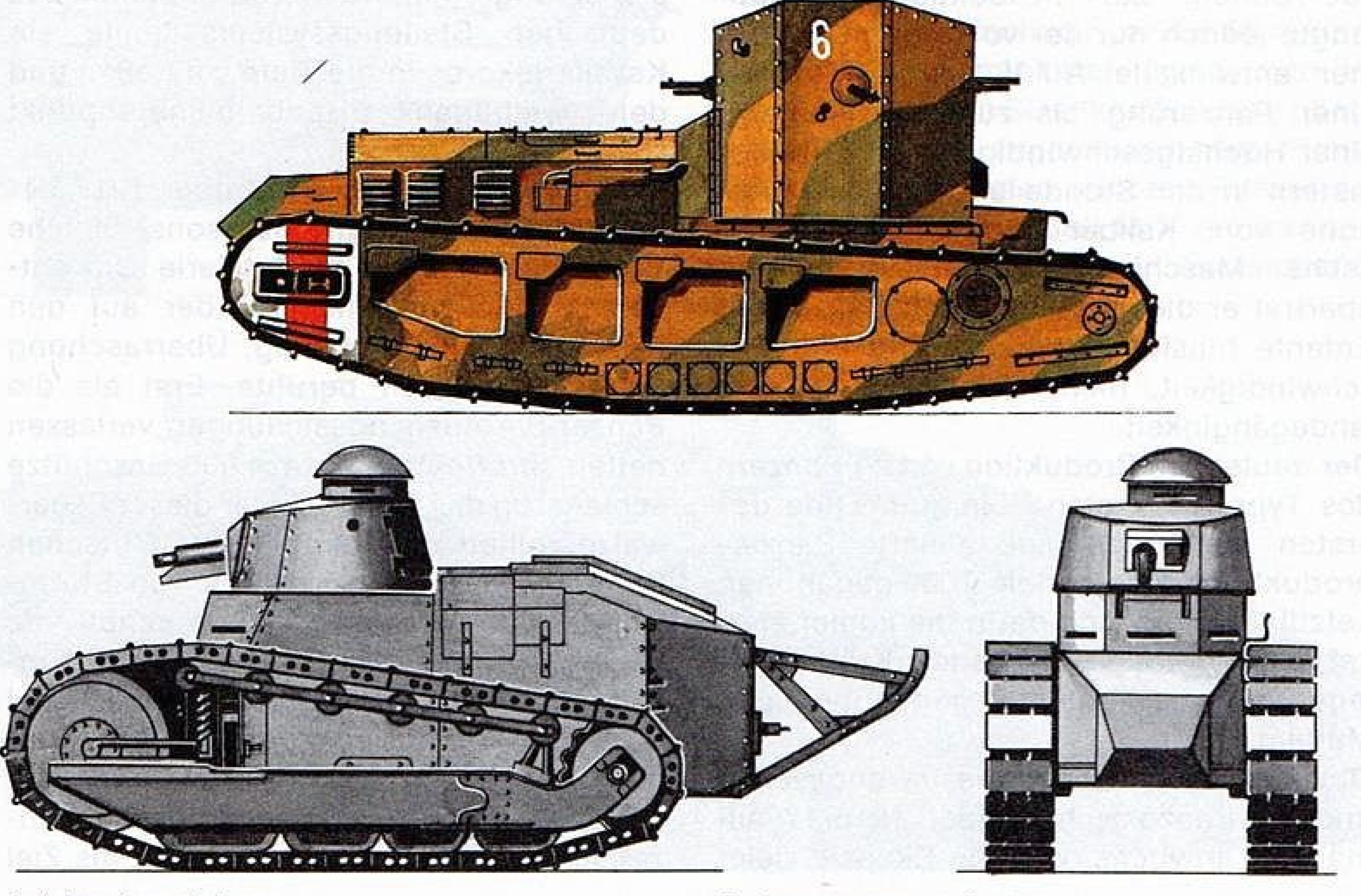
Obwohl die Panzertruppe im englischen und im französischen Heer 1916/17 allmählich anwuchs, war die Skepsis vieler führender Militärs gegenüber den Panzern nicht geringer geworden. Der englische Oberbefehlshaber in Frankreich erwog im Herbst 1917 sogar, das 1916 gebildete Panzerkorps wieder aufzulösen. Nur energische Proteste der Panzerenthusiasten veranlaßten ihn, eine Entscheidung zurückzustellen. Ein Großeinsatz, diesmal nach den Plänen der Panzersachverständigen durchgeführt, sollte das weitere Schicksal der jungen Waffengattung klären.

Diese Pläne sahen vor, die deutschen Stellungen bei Cambrai auf etwa 12 Kilometer Breite zu durchbrechen und in kurzer Zeit die Mehrzahl der hier eingesetzten deutschen Truppen zu vernichten. Zusammengefaßt in drei Panzerbrigaden zu je drei -bataillonen wurden 476 Panzer bereitgestellt, darunter 378 Kampf-, 54 Nachschub-, 10 Nachrichten-, 2 Pionier- und 32 Übungspanzer. Sie sollten zusammen mit 6 Infanteriedivisionen angreifen. Nach der Einnahme des deutschen Stellungssystems sollte ein Kavalleriekorps in die Tiefe vorstoßen und den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Cambrai besetzen.

In der Frühe des 20. November 1917 begann der Angriff ohne das sonst übliche Vorbereitungsfeuer der Artillerie. Das entsprach dem Angriffsplan, der auf den Prinzipien Geheimhaltung, Überraschung und Schnelligkeit beruhte. Erst als die Panzer die Ausgangsstellungen verlassen hatten, eröffneten etwa 1000 Geschütze schlagartig das Feuer. Hinter dieser Feuerwalze rollten die Panzer den deutschen Stellungen entgegen, gefolgt von Sturmtrupps der Infanterie. Zwar schoß die deutsche Artillerie Sperrfeuer, aber Dunkelheit, Frühnebel und künstlicher Nebel machten ein gezieltes Abwehrfeuer unmöglich. In den vorderen Stellungen postierte Geschütze wurden Opfer der Panzer, noch ehe sie diese im Nebel als Ziel

ausmachen und bekämpfen konnten. Die in der Regel über 30 Meter breiten Drahthindernisse, deren Zerstörung tagelanges systematisches Artilleriefeuer erfordert hätte, walzten die Panzer mühelos nieder und schufen Gassen für die nachfolgende Infanterie. Auch als sich der Nebel lichtete, kam die deutsche Artillerie in den hinteren Stellungen kaum zum Zuge, da rund 400 englische Flugzeuge jede Feuerstellung angriffen, die sich durch Abwehrfeuer verraten hatte. Gegen Mittag des 20. November waren bis auf eine Ortschaft alle Widerstandspunkte vernichtet. Der taktische Durchbruch war gelungen. Aber Panzer und Infanterie waren erschöpft. Sie konnten den schnell aufgebauten, dünnen Verteidigungsschleier nicht zerschlagen. Die englische Kavallerie jedoch benötigte zu viel Zeit, um sich zu entfalten. Als sie dann endlich vorging, brach ihr Angriff im Feuer weniger Maschinengewehre und Geschütze zusammen.

Der Angriff am 20. November zeigte die Möglichkeiten und die Grenzen der Panzer. Bei einem Verlust von knapp 60 Panzern war ein Einbruch von rund 11 Kilometer Breite und 9 Kilometer Tiefe erzielt worden. Damit waren in wenigen Stunden Ergebnisse erreicht worden, wofür bisher wochenlange Kämpfe mit einem riesigen personellen und materiellen Aufwand nötig gewesen waren. Aber: Die Panzer konnten wohl zusammen mit der Infanterie und unterstützt von den Artillerie- und Fliegerkräften das Gelände einnehmen, es jedoch nicht behaupten. Ihre Leistungsfähigkeit sank nach wenigen Stunden Gefechtseinsatz rapide ab. Wurden sie dann nicht zurückgezogen und von den Instandsetzungsdiensten überprüft, schnellten die Verluste in die Höhe. Die Nachrichtenpanzer waren zwar in der Lage, Meldungen abzugeben und Befehle entgegenzunehmen, die Weiter-



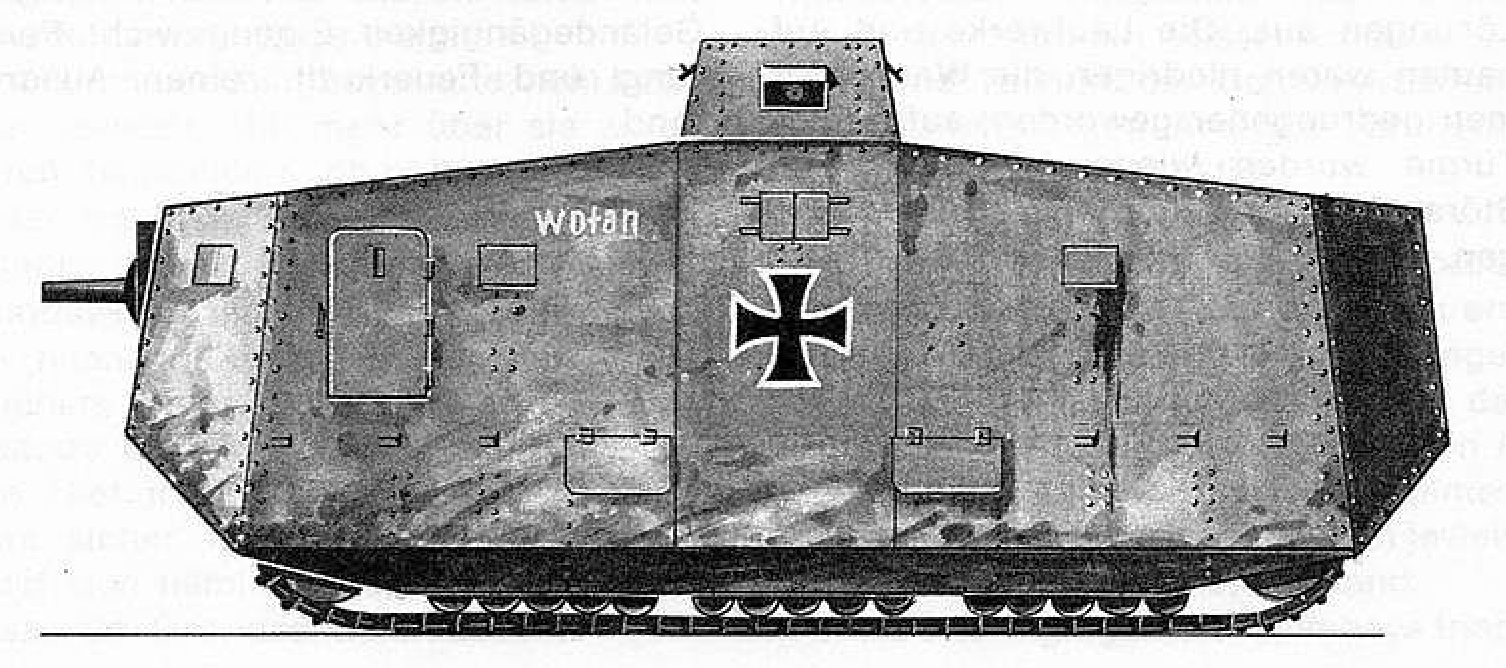
Leichter französischer Panzer Renault M 17/18

Erster mittlerer englischer Panzer Mark A „Whippet“

gabe an die kämpfenden Einheiten war dagegen nur mittels optischer oder akustischer Signale oder durch Meldegänger möglich. Ein ungelöstes Problem blieb auch die Verfolgung des angeschlagenen Gegners und der Stoß in die Tiefe, das heißt die Ausweitung des taktischen zum operativen Durchbruch. Schließlich erwies sich die unzureichende Beweglichkeit der Artillerie als ein Hemmnis. Waren die Panzer bis zur Grenze des Feuerbereichs der eigenen Artillerie vorgedrungen, ließ die Angriffskraft nach.

Diese Erscheinungen traten auch in den alliierten Angriffsoperationen des Jahres 1918 auf. Allerdings gerieten die Erfahrungen von Cambrai zunächst in Vergessenheit, da das deutsche Oberkommando von März bis Juli 1918 mehrere Großangriffe startete, so daß an alliierte Panzerangriffe nicht zu denken war. Trotzdem ging die Rechnung des deutschen Imperialismus nicht auf. Mit den 48 Divisionen, die die deutsche Führung von November 1917 bis April 1918 vom Osten an die Westfront verlegte, gelangten die Ideen des Roten Oktober auch an die Hauptfront des Krieges. Der Versuch der Obersten Heeresleitung, durch mehrere Angriffsoperationen im Westen die Kriegsentscheidung zu erringen, bevor das Potential der im April 1918 in den Krieg eingetretenen USA wirksam zu werden begann, erwies sich als ein Bumerang. Die Operationen brachten einerseits erheblichen Geländegewinn, andererseits brannte das Heer durch die Verluste von einer Million Toten, Verwundeten und Gefangenen aus.

Demgegenüber wuchs die Überlegenheit der Entente, die am 18. Juli zur Gegenoffensive überging und in der Schlacht bei Soissons über 500 Panzer einsetzte. Ähnlich wie bei Cambrai geriet der Angriff ins Stocken, als die Grenze der Feuerwalze erreicht war. Während der Zeit, in der die französische Artillerie vorgezogen wurde, konnte mit Resten zerschlagener Divisionen und herangeführten Reserven eine neue Verteidigungslinie aufgebaut werden. Zahlreiche vorn postierte Geschütze für den direkten Beschuß verliehen ihr eine wirksame Panzerabwehrkraft. Doch war das deutsche Stellungssystem auf etwa 15 Kilometer Breite zerschlagen worden. 10 deutsche Divisionen hatten so hohe Verluste erlitten, daß sie aufgelöst werden mußten. Noch größere Auswirkungen hatte ein anglo-französischer Angriff mit über 600 Panzern am 8. August bei Amiens. Der Erste Generalquartiermeister der Obersten Heeresleitung sprach vom



Deutscher Panzer A 7 V

„schwarzen Tag" des deutschen Heeres. Tatsächlich geriet mit den Angriffsoperationen der Entente bei Soissons und Amiens die deutsche Front ins Wanken.

Zieht man die Bilanz des Panzereinsatzes im ersten Weltkrieg, muß erst einmal festgehalten werden, daß die Panzer keinen entscheidenden Einfluß auf die Kriegführung ausgeübt haben. Aber ihre Bedeutung im Gefecht war gestiegen. Obwohl sie noch als eine Hilfswaffe galten, wurde 1918 im englischen und französischen Heer ihr Einsatz als eine Voraussetzung für einen erfolgreichen Angriff angesehen. Der Panzer war zu einer Waffe geworden, mit der man im Zusammenwirken mit der Infanterie und der Artillerie sowie mit den Fliegerkräften einen taktischen Durchbruch in relativ kurzer Zeit erzielen konnte. Ihre Verwendung trug dazu bei, das Angriffstempo zu steigern, wenn auch nicht übersehen werden kann, daß der geringe Fahrbereich und die niedrige Geschwindigkeit zügige Manöver behinderten.

Auch in konstruktiver Hinsicht waren am Ende des ersten Weltkriegs bemerkenswerte Fortschritte erreicht worden. Die in Ingenieurbüros und Werkstätten entwickelten Prototypen neuer Panzer zeichneten sich durch beachtliche konstruktive Lösungen aus: Die Laufwerke und Aufbauten waren niedriger, die Wannenformen gedrungener geworden; aufgesetzte Türme wurden wieder eingeführt. Die Störanfälligkeit war spürbar zurückgegangen.

Neben Kampfpanzern war eine Reihe von Spezialpanzern für die verschiedensten Aufgaben entwickelt worden. Unbewaffnete schwere und mittlere Panzer wurden als Nachschubfahrzeuge eingesetzt, die dem Angriff folgten und Kraftstoff, Munition sowie anderes Kriegsmaterial mit sich führten. 1918 setzte man die Nachschubpanzer auch wiederholt zum Transport der Truppen über unwegsames Gelände ein. In dem eigens für solche Aufgaben konstruierten Mark IX konnten 50 Mann untergebracht werden. Funkpanzer mit aufklappbarer Antenne ermöglichten es, beim Angriff die Nachrichtenverbindungen zu den rückwärtigen Stäben aufrechtzuerhalten. Der Mark V diente als Grundkonstruktion für einen Brückenleger, mit dem man eine 7,5 Meter lange Brücke bauen konnte, deren Tragfähigkeit auch für schwere Panzer ausreichend war. Ein spezieller Minenräumpanzer schob eine an einem Gestell befestigte Eisenwalze vor sich her. Diese Spezialpanzer und Panzerbegleitfahrzeuge gaben der Mechanisierung weitere Perspektiven.

Innerhalb weniger Jahre hatte die neue Waffe somit eine erstaunliche Entwicklung durchlaufen. Und bereits am Kriegsende kündigten sich neue Panzergenerationen an, in denen das Streben nach günstigeren Kombinationen von Geschwindigkeit, Geländegängigkeit, Eigengewicht, Panzerung und Feuerkraft seinen Ausdruck fand.

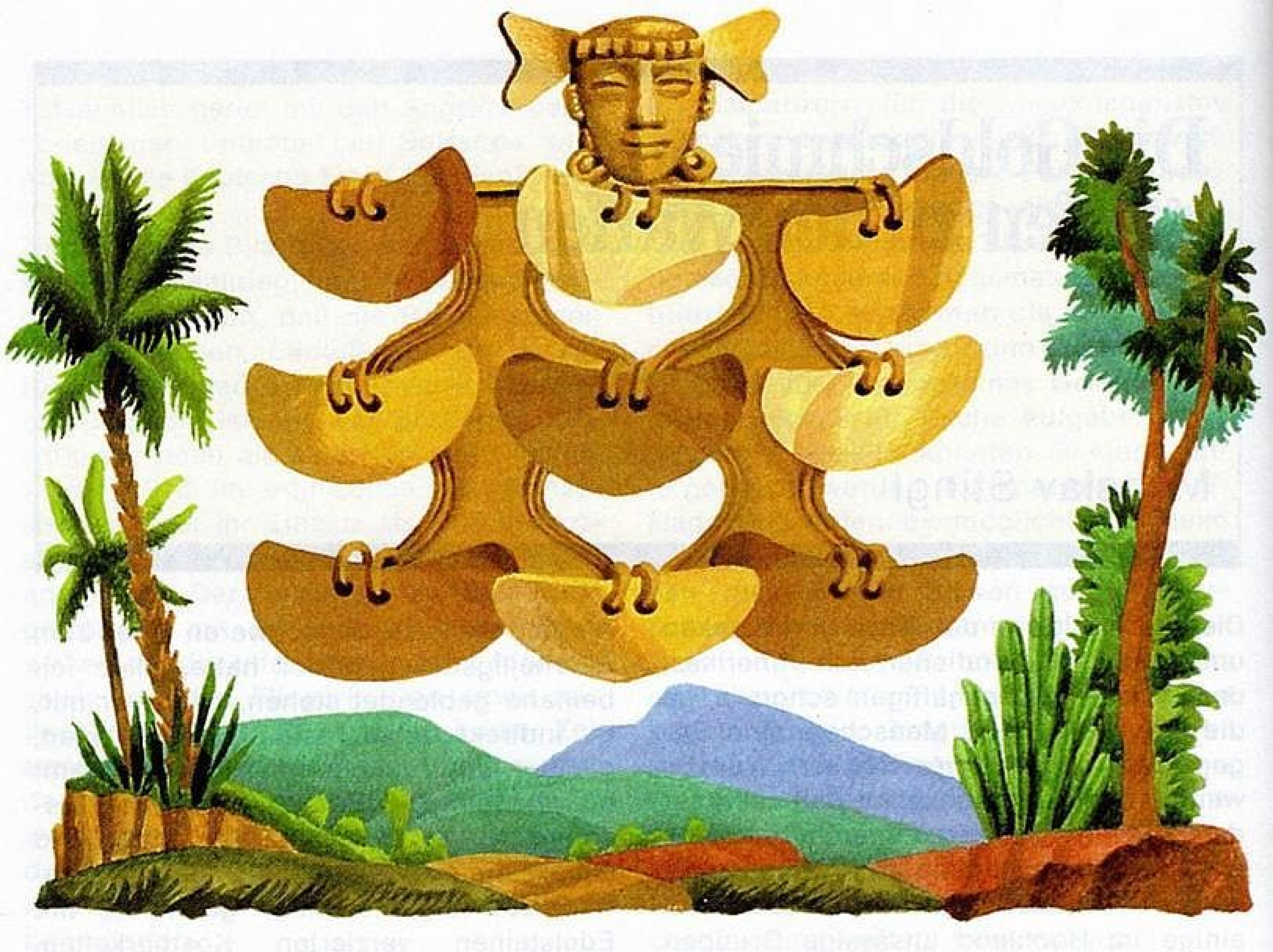
Die Goldschmiede griffen zu den Waffen

Miloslav Stingl

Die alten Kulturen der Maya und Azteken und das größte Indianerreich Amerikas, das Inkareich, beschäftigen schon lange die Phantasie vieler Menschen, sind Gegenstand vielgelesener Bücher. Weitaus weniger ist jedoch bekannt, daß auch auf dem Territorium des heutigen Kolumbiens etliche Indianerstämme eine hohe Kultur entwickelt hatten. Das waren vor allem einige im Hochland ansässige Gruppen der Chibcha, die sich selbst Muisca — das heißt Menschen — nannten, außerdem die Quimbaya, ein den Chibcha verwandter Stamm, der im südlchen Teil des heutigen Kolumbiens, im Tal des Caucaflusses, beheimatet war und dessen Kultur viele bemerkenswerte Züge trägt.
Der Stamm der Quimbaya hatte mein Interesse geweckt. Um mehr über sie zu erfahren, begab ich mich in ihre Heimat.
In der Hauptstadt Bogotá angekommen, begann meine Bekanntschaft mit den Quimbaya an einem Ort, an dem eigentlich niemand auch nur die Spur eines Indianers vermutet hätte: im Hauptgebäude der Bank der Republik Kolumbien. Hier, in einem durch mehrere Stahltüren sicher verschlossenen Raum, befindet sich nämlich das 1938 gegründete Museo del Oro, das Goldmuseum.

Als sich die letzte der schweren Türen zum Allerheiligsten geöffnet hatte, blieb ich beinahe geblendet stehen, denn vor mir, in indirekt erleuchteten Schauvitrinen, gleißten und funkelten auf dunklem Samt märchenhafte Schätze — goldene Geschmeide, Zeremonialgerätschaften und Opfergaben. Voller Bewunderung betrachtete ich alle diese goldenen, mit Edelsteinen verzierten Kostbarkeiten, stellten sie doch den Schlüssel dar, der mir das Schicksal der Quimbaya erschließen sollte. Denn viele dieser Gegenstände sind unter den kunstfertigen Händen von Angehörigen dieses an Zahl nicht großen Indianervolks entstanden, das in den Augen der heutigen Wissenschaftler die Kunst und Technik der Goldverarbeitung im vorkolumbischen Amerika zur höchsten Blüte entwickelt hatte.

Der Überlieferung nach aus dem Norden kommend, hatten die Quimbaya sich erst historisch kurze Zeit vor dem Eindringen der Spanier an den Berghängen des Caucatales niedergelassen. Sie lebten in der Gentilordnung in lokalen Stammesgemeinschaften zusammen, denen jeweils ein Häuptling, ein Kazike, vorstand.
In den Dörfern gingen die Quimbaya fried-



lich ihrer Arbeit nach: Sie bestellten ihre Felder, förderten in Schächten Gold und Edelsteine zutage und widmeten sich ihrem Handwerk, dem Schmieden von Gold.
Das ganze Gebiet des heutigen Kolumbiens war reich an Gold und Edelsteinen, besonders an Smaragden, und auch andere Indianerstämme, die Chibcha und die Tairona, gewannen solche Bodenschätze und bearbeiteten sie, doch die Quimbaya waren die einzigen, die das Gold zu schmelzen verstanden. Deshalb waren die Erzeugnisse ihrer Kunst auch begehrte Handelsartikel, für die sie beispielsweise bei ihren Nachbarn und Verwandten, den Chibcha, das dringend notwendige Salz eintauschten.
Die Spanier hatten bereits Mittelamerika erobert, das Inkareich zerstört und dabei alles an Gold und Silber an sich gebracht, was sie nur erbeuten konnten, als die Kunde von einem noch goldreicheren Land zu ihnen gelangte. Die Conquistadoren Jiminez de Quesada, der im Auftrage der Welser ausgezogene Nikolaus Federmann und der wohl grausamste aller Conquistadoren, Sebastian de Belalcázar, brachen deshalb Ende der dreißiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts unabhängig voneinander auf, um auch dieses sagenhafte Goldland, das sie im Innern des heutigen Kolumbiens vermuteten, für die spanische Krone in Besitz zu nehmen.
Quesada, der, von der Nordküste kommend, durch Zufall die alte Salzstraße der Chibcha entdeckt hatte, langte mit seinen Söldnern abgerissen und völlig entkräftet als erster im Hochland an. 1538 legte er dort den Grundstein für die Stadt Santa Fé

de Bogotá. Durch die tropische Schwüle der Urwälder des Orinocos und seiner Nebenflüsse schleppte sich wenig später Federmann nach Bogotá, und als letzter traf 1539 Belalcázar mit seinen Leuten ein. Er hatte in Quito, das er 1534 gegründet hatte, die Sage vom „El Dorado", dem mit Goldstaub überpuderten Mann, vernommen und war durch die reichen Dörfer des Caucatales nordwärts gezogen. Und überall hatten sie goldene Gegenstände in Hülle und Fülle gefunden.

Zu Belalcázars Offizieren gehörte ein Hauptmann Pedro Muñoz, der seinem Befehlshaber nicht an Grausamkeit nachstand und der schon an einigen abenteuerlichen Eroberungszügen teilgenommen hatte. Er war an der Ermordung der Indianer Nikaraguas beteiligt gewesen, hatte zusammen mit Belalcázar die Eroberung des Inkareichs durch Pizzaro mitgemacht und hatte sich an der Gefangennahme des letzten Inkaherrschers Atahualpa in Cajamarca beteiligt. Auch jetzt wieder war er ein treuer Diener des Conquistadors Belalcázar, als der auszog, neues Land, neues Gold und neue Leibeigene zu erobern.

Das reiche Land, das die Conquistadoren hier entdeckt hatten, in dem sie Städte gründeten und zu Zentren ihrer Macht ausbauten, wurde von der spanischen Krone zunächst San Domingo unterstellt, in der Folgezeit jedoch zum Kernland ihres Generalkapitanats und späteren Vizekönigreichs Neu Granada gemacht. Und diejenigen, die sich bei der Unterwerfung „ausgezeichnet" hatten, bekamen ihren Anteil an Früchten des goldenen Baumes, erhielten Ämter und Würden, Lehensgüter und Indianer zugeteilt. Belalcázar wurde zum Gouverneur der Provinz Popayan im



Süden des Landes ernannt. Seinen Hauptmann Pedro Muñoz setzte er in das einträgliche Amt eines Gouverneurs des Gebiets Cartago ein, in dem 1540 die schnell reich werdende Stadt desselben Namens gegründet worden war.* Und in diesem Gebiet Cartago waren die Quimbaya beheimatet. Dort befanden sich die Goldgruben, die Goldschmieden und die ertragreichen Felder.

Die Unterwerfung des Landes der Goldschmiede war nicht schwer gewesen. Die Kaziken der einzelnen Dörfer hatten die ersten Spanier freundlich empfangen. Doch die Fremdlinge traten den friedfertigen Quimbaya als Eroberer entgegen. Sie raubten nicht nur das Gold, den Goldstaub und die wunderschönen Kunstwerke, sondern sie rissen auch die Goldgruben an sich und nahmen den Indianern damit die Grundlage für die Ausübung ihres Handwerks, außerdem das fruchtbare Land. Die freien Indianer machten sie zu Leibeigenen, die für die neuen Herren Frondienste leisten mußten.

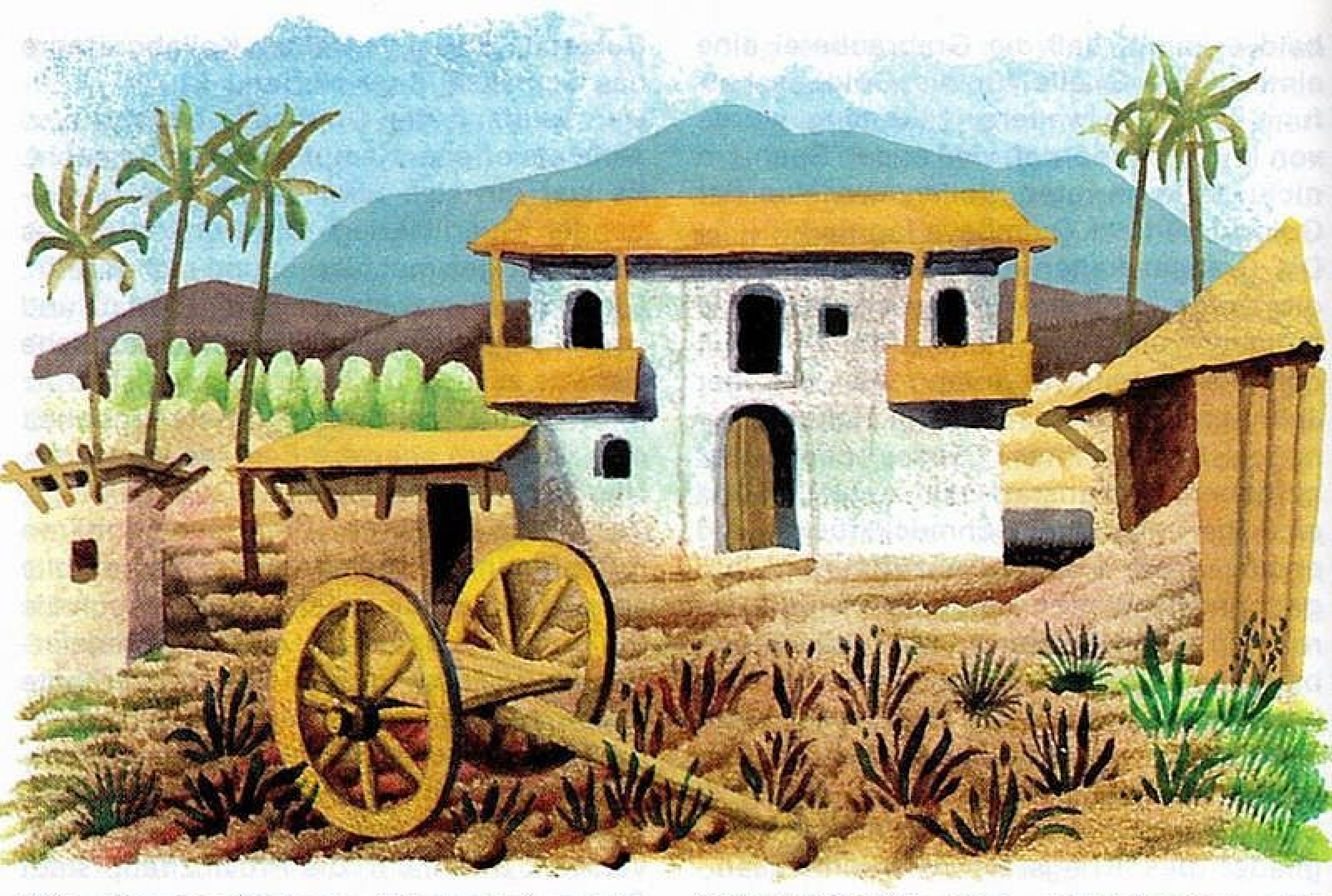
Für das System der Leibeigenschaft der Indianer gab es damals im gesamten spanischen Kolonialreich in Amerika eine gemeinsame Bezeichnung — Encomienda. Sie kann etwa mit den feudalen Verhältnissen im mittelalterlichen Europa verglichen werden. Wenn ein Spanier von den königlichen Ämtern Land als Lehen — nicht als Eigentum — erhielt, wurde ihm eine bestimmte Anzahl Indianer zugeteilt, die für ihn arbeiten mußten. Der Encomendero sollte sie dafür „schützen" und im „wahren Glauben unterrichten", dem Katholizismus.

Natürlich dachte kein Encomendero daran, seine Indianer zu schützen, vielmehr versuchte jeder, soviel an Leistung aus ihnen herauszupressen, wie er nur konnte. Obwohl die Indianer offiziell nicht mehr als Sklaven bezeichnet werden durften, waren sie in Wirklichkeit doch völlig rechtlos und der Willkür ihrer Herren preisgegeben. Neben der spanischen Krone und den Encomenderos bereicherten sich auch die Gouverneure an den Ureinwohnern Amerikas, indem sie sie für sich arbeiten ließen, während sie eigentlich für Ordnung und die Wahrung der Rechte der Indianer hätten sorgen sollen.

Im Lande der Quimbaya wahrte der höchste Repräsentant der Kolonialmacht, der grausame Hauptmann Pedro Muñoz, beispielhaft die „Ordnung" und die „Sicherung der Rechte" der Indianer. Arbeiteten die Quimbaya nach seiner Ansicht nicht fleißig genug, wurden sie von ihm aufs grausamste bestraft. Die meisten wurden einfach aufgehängt — in der Ortschaft Barbudille waren das zwanzig Indianer —, oder Muñoz wandte den in der Zeit der Eroberung berüchtigten Trick an: Er lud eine große Anzahl Einheimischer in eine bohio, eine kleine fensterlose Hütte, ein, ließ sie fesseln und die Hütte anzünden. In einem anderen Fall ließ der Gouverneur einigen Dutzend Indianern einfach die Nasen abschneiden. Den Kaziken Urbi ließ er in Cartago von eigens für solche Zwecke dressierten Hunden zerreißen, weil er einen Befehl nicht befolgt hatte. Auf demselben Platz warf er auch den Kaziken Arisquimba den Hunden vor, nachdem er ihn lange durch Brennen in offenem Feuer hatte foltern lassen. Dieser Kazike hatte sich dadurch „schuldig" gemacht, daß er sich geweigert hatte, den Ort anzugeben, an dem der Kazike des Quimbayadorfes Consota bestattet worden war, der sich den Spaniern nicht unterworfen hatte. Muñoz wollte sein Grab öffnen, angeblich, um den „Rebellen" noch nach dem Tode zu bestrafen, tatsächlich ging es ihm wahrscheinlich jedoch um das Gold, das dem Kaziken nach altem Brauch mit ins Grab gegeben worden war. Die Spanier hatten nämlich sehr

**Das damalige Cartago heißt heute Pereira; die heutige kolumbianische Stadt Cartago liegt an einer anderen Stelle (Anm. d. Übersetzers).*

bald erkannt, daß die Grabräuberei eine einträgliche Quelle für die Goldbeschaffung war. Ein weiterer Häuptling wurde von Muñoz ermordet, weil er den Spaniern nicht hatte verraten wollen, wo eine der Goldgruben der Quimbaya lag.
Die Grausamkeiten des Gouverneurs und die unmenschliche Fronarbeit, der viele Indianer zum Opfer fielen, führten dazu, daß die Quimbaya Anfang der vierziger Jahre ihre duldsame, passive Haltung den neuen Herren ihres Landes gegenüber aufgaben. Und anstatt Gold zu gießen und aus ihm zierliche Schmuckstücke und entzückende Figuren anzufertigen, begannen sie Waffen herzustellen und bereiteten einen Aufstand vor. Da die Quimbaya kein gemeinsames Stammesoberhaupt hatten, bildeten die Kaziken aller sich am Aufstand beteiligenden Siedlungen einen Kriegsrat.
In der Gemeinde Consota kamen die Mitglieder des Kriegsrats heimlich zusammen, um über den Aufstand zu beraten. Die einen empfahlen, ihn mit der Ermordung des Gouverneurs Muñoz zu eröffnen, andere Kaziken dagegen schlugen vor, mit den grausamsten Encomenderos zu beginnen und sie gleichzeitig zu überfallen. Die Mehrzahl der Ratsmitglieder stimmte für den zweiten Vorschlag. So begann der Aufstand der Quimbaya damit, daß sich viele Indianer gegen „ihren" Encomendero erhoben und ihn töteten.
Obwohl die Hauptfeinde der Aufständischen diejenigen waren, die ihnen das Blut aus den Adern sogen, ihnen ihr Gold und die Smaragde stahlen — die Encomenderos und die Repräsentanten der spanischen Krone —, richtete sich ihr Zorn auch gegen jene Stammesgenossen, die sich in anderen Gebieten freiwillig den Spaniern angeschlossen hatten und ihnen hier im Lande der Quimbaya als Helfershelfer bei der Unterdrückung der Einheimischen dienten. Deshalb teilten auch Dutzende dieser verhaßten Kollaborateure das Schicksal ihrer Herren.
Der Aufstand der Quimbaya begann also nicht als offener Kampf mit einer Schlacht. Es war ein sich über Jahrzehnte hinziehender Guerillakrieg. Die Funken seines Feuers flogen mal hierhin und mal dorthin. Die Krieger machten einen Überfall und zogen sich dann wieder in unzugängliche Gebiete zurück. Dadurch konnten sie trotz ihrer militärtechnischen Unterlegenheit den Spaniern schwere Schläge versetzen. Hier liegen die Anfänge des Guerillakriegs, der auch heute bei den revolutionären Kämpfen in Lateinamerika noch eine Rolle spielt. Da die dauernden Unruhen auch die Einkünfte der spanischen Krone schmälerten, wurde der den Indianern verhaßte Pedro Muñoz seines Amtes als Gouverneur des reichen Gebiets Cartago enthoben und in die Gemeinde Arma versetzt. Kurze Zeit später wurde Muñoz wiederum versetzt, diesmal in die Provinzhauptstadt Popayan. Und als daraufhin immer noch keine Ruhe eintrat, zog der Aufstand der Quimbaya etwas nach sich, was damals im spanischen Kolonialreich ungewöhnlich war: Muñoz wurde vor Gericht gestellt!
Im Jahre 1550 wurde nämlich die Verwaltung dieser jüngsten Eroberung neu und straff organisiert, und die spanische Krone räumte bei dieser Gelegenheit mit allem auf, was die ungestörte Ausbeutung ihrer Kolonie behinderte. Deshalb wurde in jenem Jahr in Bogotá ein Tribunal errichtet, das Muñoz wegen der an der indianischen Bevölkerung begangenen Grausamkeiten anklagte. Man verurteilte ihn unter Vorsitz des Oidor Francisco Briseñ zu drei Jahren Galeere und einer großen Geldstrafe.
Muñoz legte gegen dieses Urteil Berufung ein und beteuerte, alles nur aus Treue zum König getan zu haben. Doch bevor die Berufungsverhandlung stattfinden konnte, verlor der Mörder selbst das Leben.



Wie alle spanischen „Würdenträger" in den Kolonien, hatte natürlich auch Muñoz sein Lehensgut und dazu Indianer, die er persönlich „schützte". Als er sich gerade wieder einmal dort aufhielt, rächten sich die Indianer an dem ehemaligen Gouverneur von Cartago für alle gehängten, verbrannten und von Hunden zerrissenen Quimbaya. Sie töteten den Encomendero Pedro Muñoz und verließen dann sein Haus, ohne irgend etwas anzurühren. Auch das Gold, das er ihnen geraubt hatte, beachteten sie nicht. Und so konnten die Beamten der Krone im Tresor des Toten einige Kilo Goldstaub und Hunderte tejuelos beschlagnahmen, etwa knopfgroße ungeprägte Goldscheiben, die von den Indianern dieses Gebiets bereits in vorkolumbischer Zeit als Tauschmittel benutzt worden waren.

Das Lehen selbst fiel an die spanische Krone zurück.

Muñoz war tot, aber die Ausbeutung, die Unterdrückung und Dezimierung der Quimbaya blieb bestehen und damit auch die immer wieder aufflackernden Versuche des Goldschmiedevolks, sich der verhaßten Zwingherren zu entledigen. Bestehen blieben auch die drastischen Bemühungen der Spanier, das Land endlich fest in ihre Hand zu bekommen.

Im Laufe der Jahrzehnte ging die Zahl der Quimbaya immer weiter zurück, wozu auch die von den Europäern eingeschleppte Pest beitrug, die verheerend in diesem Gebiet wütete. 1604 gelang es den Spaniern endgültig, den Aufstand der Quimbaya niederzuringen. Die letzten Überlebenden der tapferen Krieger flohen zu den Páez, die östlich von Popayan ihre Wohnsitze hatten. Ihre Frauen blieben zurück. Sie verwüsteten ihre Wohnstätten, Äcker und Tempel und töteten sich, der Überlieferung zufolge, mit dem Gift der Cientapflanze, um dem Gegner nicht in die Hände zu fallen.

Aus dem Tschechischen
übersetzt von Ruth Kassube

Vier auf den Spuren Hans Beimlers

Oberstleutnant Wilfried Schütze

Vor mir sitzt Soldat Helmut Degenhardt, in ein kleines Buch vertieft, das er bei seiner Einberufung erhalten hat. Es heißt „Vom Sinn des Soldatseins" und ist Lesestoff für alle jungen Angehörigen der NVA und der Grenztruppen der DDR. Darin findet sich auch ein Absatz über Traditionen der Armee, und der beginnt so: „Jede Armee hat ihre Traditionen. Sage mir, welche Traditionen eine Armee pflegt, und ich sage dir, was für eine Armee es ist."
Der 18jährige Betriebsschlosser aus Magdeburg ist vertraut mit Namen und Daten aus der Geschichte. In die Polytechnische Oberschule „Hermann Matern" ist er zehn Jahre gegangen, er war aktiv in einer Pionierfreundschaft, die sich „Artur Becker" nannte; der Betrieb, in dem er seinen Beruf erlernte und ausübte, trägt den Namen des Begründers des wissenschaftlichen Kommunismus, Karl Marx. Nun dient er 18 Monate in einem Truppenteil, der nach Hans Beimler benannt ist, und in einer Kaserne, die „Julius-Fućik-Kaserne" heißt. Gute, jedem jungen Sozialisten teure Namen sind das. Und von Kind auf mit den Idealen ihrer Träger vertraut, weiß Soldat Degenhardt auch, warum sie ihm und uns viel zu sagen haben: „Ich denke, weil sie uns Vorbild sein können, weil ihre Charaktereigenschaften auch unter veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen für uns erstrebenswert sind."
Was weiß Soldat Helmut Degenhardt von Hans Beimler, knapp einen Monat nach seiner Einberufung? Er antwortet: „Hans Beimler war einer der Führer der Bayrischen Räterepublik und Mitglied der KPD-Fraktion des Bayrischen Landtags sowie Mitglied des Reichstags. Kurz nach der Machtübernahme Hitlers wurde er inhaftiert und in das Konzentrationslager Dachau verschleppt, von dort ist er am 9. Mai 1933 geflohen. Er ging 1936 als Beauftragter des ZK der KPD nach Spanien, war verantwortlich für die politische Arbeit unter allen dort lebenden deutschen Emigranten, wurde erster Kriegskommissar des Thälmann-Bataillons der XI. Internationalen Brigade im nationalrevolutionären Krieg des spanischen Volkes und fiel am 1. Dezember 1936 vor Madrid."
Und wo erwarb der Soldat diese genaue Kenntnis? Auch hier bleibt er die Antwort nicht schuldig: „Wir waren im Traditionszimmer des Truppenteils, haben Einblick in die Chronik der Einheit genommen. Da bekommt man schon einen Eindruck."

Traditionszimmer sind keine Museen

Er hat seine aktive Dienstzeit im Truppenteil „Hans Beimler" gerade hinter sich, der Gefreite der Reserve Manfred Dopichei, ein treffsicherer MPi-Schütze, wovon die Schützenschnur zeugt; ein gestählter Mann mit einem wachen Geist, und das nicht allein, weil er während seiner Armeezeit auch noch das Sportabzeichen in Gold und das Abzeichen für gutes Wissen in Silber erwarb. „Nun will ich mich in dem Schwung halten, in den ich bei der NVA gekommen bin", so erklärt er die Tatsache, daß er aktiv Sport treibt und sich zielstrebig beruflich weiterbildet. Was er noch von Hans Beimler weiß? „Mir hat immer imponiert, daß er niemals aufsteckte, eine Sache nie verloren gab. So meisterte er auch schwierigste Situationen mit Umsicht, sowohl nach der Niederschlagung der Bayrischen Räterepublik als auch nach seiner Verschleppung ins faschistische Konzentrationslager oder mehrmals bei Kampfhandlungen in Spanien." Woher wissen Sie noch so viele Details? will ich wissen. Und ich erfahre, daß mein Gesprächspartner in einem Traditionszirkel der FDJ mitgearbeitet hat, „so etwa 25 bis 30 Prozent haben da mitgemischt", daß dieses „Jugendobjekt Forschungsauftrag" so fruchtbar war, daß seine Ergebnisse in die politische Schulung einbezogen wurden und auch Gegenstand vieler Klubgespräche waren. „Auch das Traditionszimmer selbst spielt eine wichtige Rolle. Es war nicht so eine Art Museum, das wir nur einmal kurz nach der Einberufung betraten. Wir besuchten es auch aus anderen Anlässen, zum Beispiel, wenn unsere Patenklasse Gast war", erinnert er sich. „Dabei entdeckten wir jedesmal selbst etwas Neues, denn auch die eigenen Traditionen des Truppenteils finden sich dort und werden immer auf den neuesten Stand gebracht. Das halte ich für sehr wichtig, daß aus dem Gezeigten hervorgeht: Wie leben die Ideen von Hans Beimler und Julius Fučik in der heutigen Generation fort, wie spornen revolutionäre Vorbilder heute zu revolutionären Taten an." So führen die Spuren Hans Beimlers unmittelbar zur Gegenwart, zu jüngsten Traditionen der Soldaten unserer Republik.

Lehren von damals für heute

Den aktiven Wehrdienst noch vor sich hat Dietmar Geipel vom FDJ-Bewerberkollektiv des Stahl- und Walzwerks „Wilhelm Florin" in Hennigsdorf. Er möchte Offizier werden und interessiert sich deshalb vor allem für Hinweise, die sich aus Worten und Taten Hans Beimlers im Hinblick auf den künftigen Beruf nutzen lassen. Major Dieter Bentzin aus der Arbeitsgruppe für politische Arbeit des Truppenteils „Hans Beimler" kann ihm damit dienen. Er hat an der Militärpolitischen Hochschule „Wilhelm Pieck" eine Diplomarbeit über die Traditionspflege in seiner Kaserne geschrieben. Und darin fand Dietmar als ein Stückchen Lebenshilfe auch diese Begebenheit, die seinem Anliegen sehr entgegenkommt, weil sie für künftige Kommandeure und Politoffiziere ein wichtiger Fingerzeig ist. Es handelt sich um ein Gespräch, das Hans Beimler in Spanien mit Artur Dorf führte, den er damals als Bataillonskommissar einsetzte. Beimler wies ihn mit folgenden Worten ein: „Das Bataillon verfügt über einen qualifizierten Kommandeur, und ihm obliegen die militärischen Entscheidungen. Aber die Kameraden müssen gleichzeitig wissen, gegen wen und wofür sie kämpfen ... Du hast durch deine Arbeit dafür zu sorgen, daß



die Befehle des Kommandeurs politisch bewußt und militärisch bedingungslos ausgeführt werden."

Was Dietmar Geipel bei seinem Besuch im Truppenteil „Hans Beimler" vor allem faszinierte, sind die vielen Waffenbrüderschaftsbeziehungen, die die mot. Schützen mit anderen Bruderarmeen verbinden. Da ist zunächst das sowjetische Partnerregiment zu nennen. Die Bindungen zu ihm bestehen bereits seit zwei Jahrzehnten. Allein in einem Ausbildungsjahr fanden 26 Begegnungen mit den Genossen vom „Regiment nebenan" statt, davon hatten 10 den Charakter militärischer





Leistungsvergleiche. „Ich finde, daß auch damit die Genossen auf den Spuren von Hans Beimler sind. Er war ein glühender Internationalist und ein treuer, bewährter Freund der Sowjetunion. Und gerade in diesem entscheidenden Punkt eifern ihm die Soldaten nach", schließt Dietmar Geipel bei der Auswertung des Besuchs im Truppenteil aus dem dort Erlebten.

Soldat Degenhardt (Mitte) bei der Ausbildung an der Panzerbüchse

Vereidigung von Hans-Beimler-Soldaten in der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen

Manfred Dopichei (rechts), damals noch Soldat, und seine Genossen haben Komsomolzen zu Gast



Da hätte ich dabei sein mögen

Der Jüngste unter den vier Befragten ist der Schüler Tom Oehlandt. Er ist Mitglied der Arbeitsgruppe „Junge Militärhistoriker", die den Namen des Kundschafters und Helden der Sowjetunion N. I. Kusnezow trägt. Tom ist gewissermaßen Sachverständiger in punkto Traditionspflege. Und so hat er bei einem Besuch in der Julius-Fučik-Kaserne für die eigene Arbeitsgruppe Daten und Fakten über die Geschichte des Truppenteils zusammengestellt. Was er dort notierte, ist gewiß nicht uninteressant: Am 30. April 1956 wird dem Truppenteil vom damaligen Minister für Nationale Verteidigung, Generaloberst Willi Stoph, als erstem in der NVA die Truppenfahne verliehen. Tags darauf, am 1. Mai 1956, nimmt der Truppenteil an der Ehrenparade der NVA teil.

Im September 1963 zieht er in das erste große Manöver der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrags — „Quartett".

Am 21. Juli 1964 wird der Kaserne der Name des unbeugsamen tschechischen Antifaschisten und kommunistischen Journalisten Julius Fučik verliehen. Am 1. März 1966, zum 10. Jahrestag der NVA, erhält der Truppenteil den verpflichtenden Namen „Hans Beimler".

Februar 1974: Auf Beschluß des ZK der SED wird der Truppenteil für seine Verdienste bei der Erfüllung der militärischen Aufgaben mit dem Orden „Banner der Arbeit" geehrt.



August 1975: Soldaten des Hans-Beimler-Regiments der Polnischen Armee weilen zur Ausbildung im gleichnamigen Truppenteil der NVA

Immer wieder gern besichtigen Jugendliche auch die Kampftechnik des Truppenteils, die ihnen sachkundig erläutert wird



28. Februar 1966: Am Vorabend des 10. Jahrestags der Nationalen Volksarmee wird dem Truppenteil der Name „Hans Beimler" verliehen.

Horst Stechbarth, damals Generalmajor und Chef des Militärbezirks V, heftet die Schleife mit dem Namen an die Truppenfahne



Aus der umfangreichen Gästeliste hat sich Tom nur einige Namen notiert, die auch ihm bereits ein Begriff sind, so Alexander Bek, Autor des Buches „Die Wolokolamsker Chaussee", oder Marschall der Sowjetunion Bagramjan, der in dem Band „So begann der Krieg" seine Erlebnisse als Heerführer in der schweren Anfangsperiode des Großen Vaterländischen Krieges aufgezeichnet hat, oder Gusta Fučikova, die Kampfgefährtin Julius Fučiks, oder Le Thanh-Nghi, stellvertretender Ministerpräsident der DRV, oder Batin Dorsh, Verteidigungsminister der MVR, oder Max Christiansen-Clausen, Funker Dr. Richard Sorges, oder Armeegeneral Martin Dzur, Verteidigungsminister der ČSSR, und viele, viele andere.

„Da hätte ich dabei sein mögen", seufzt Tom, als er auf dieses Ereignis zu sprechen kommt:

Vom 4. bis zum 16. August 1974 weilten Soldaten aus dem Hans-Beimler-Truppenteil der Polnischen Armee beim Truppenteil gleichen Namens der NVA und Soldaten unseres Truppenteils bei den Namensvettern zu gemeinsamer Ausbildung in der VR Polen. Ein neues Kapitel waffenbrüderlicher Beziehungen wurde aufgeschlagen und von der zentralen Arbeits-

Hoher Besuch im Truppenteil „Hans Beimler": Der Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, spricht über seine Erlebnisse im nationalrevolutionären Krieg des spanischen Volkes

gemeinschaft „Amateurfilm" Potsdam in dem bewegenden Streifen „Beimler-Soldaten" festgehalten.
Tom Oehlandt vergißt bei der Aufbereitung der Besuchsergebnisse bei den mot. Schützen nicht, an die engen Beziehungen zu erinnern, die es dort seit Jahren zum Ernst-Thälmann-Regiment der tschechoslowakischen Volksarmee gibt. „Daran hat mir vor allem gefallen: Besondere Leistungen von Soldaten werden damit anerkannt, daß sie zu einem Kurzaufenthalt zu ihren Freunden in die ČSSR fahren dürfen", erzählt Tom. Auch das erscheint ihm für seine Arbeitsgruppe sehr wichtig: Welch prominente Gäste den Soldaten da bei der Erforschung von Traditionen geholfen haben. „Einige Male hatten sie sogar den Kampfgefährten Hans Beimlers und bewährten Spanienkämpfer, Armeegeneral Heinz Hoffmann, zu Gast. Der Minister erzählte ihnen viel über Beimler und die Internationalen Brigaden in Spanien." Und einer meint, sie sollten auch einmal eine Einladung an das Mitglied des Politbüros schreiben...

An ihren Namen sollt ihr sie erkennen

„Sage mir, welche Traditionen eine Armee pflegt, und ich sage dir, was für eine Armee es ist", zitierten wir am Anfang aus dem Buch „Vom Sinn des Soldatseins". Alle vier, die wir auf den Spuren Hans Beimlers trafen, erkannten übereinstimmend: Es sind die besten, die progressivsten Traditionen unseres Volkes und anderer Völker, denen unsere Armee verpflichtet ist. Die Namen Hans Beimler und Julius Fučik stehen hier stellvertretend für alle. Und warum wir junge Soldaten in ihrem Sinne erziehen, das erläutert zum Schluß Major Dieter Bentzin: „Eine in Einheit von Verstand und Gefühl am Beispiel des revolutionären Vorbildes geführte Erziehung bildet die Motive und Willenseigenschaften von bewußten Verteidigern des Sozialismus heraus und festigt sie. Die Pflege revolutionärer Traditionen ist ihrem Inhalt nach unmittelbare ideologische Erziehung." Und unsere vier Gesprächspartner haben das an praktischen Beispielen bewiesen.

Ferngesteuerte Modelle — Experimentierfeld für vielseitig Interessierte

Dr. Günter Miel

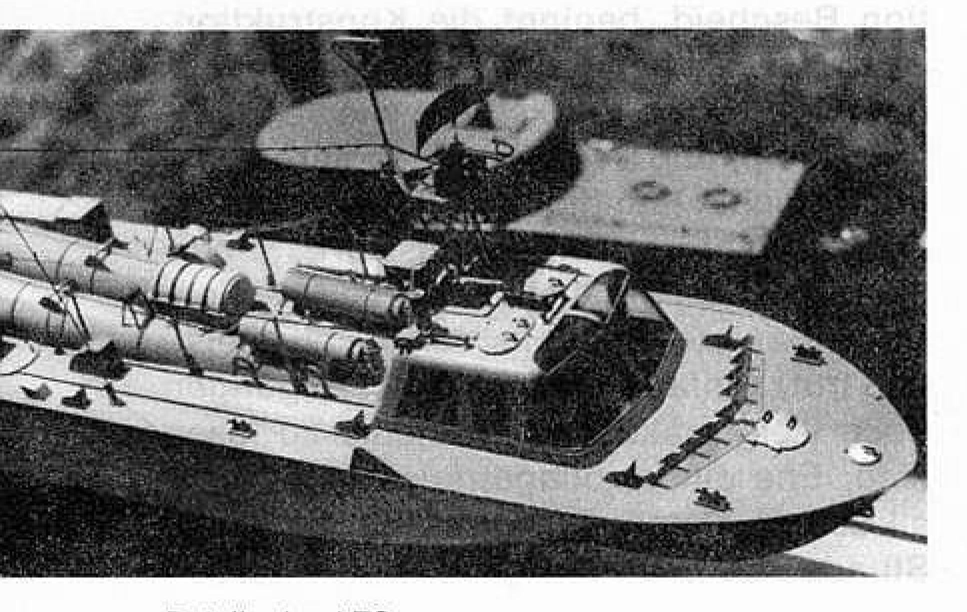
Ein von der Erde aus ferngesteuertes Fahrzeug vom Typ „Lunochod" auf dem Mond, diese technische Meisterleistung macht zu Recht Schlagzeilen in der Presse. Daß man aber gar nicht so weit in die Ferne zu schweifen braucht, um sich selbst mit ähnlichen technischen Problemen befassen zu können, beweist der Bau und der Betrieb von ferngesteuerten Modellen. Sie sind für den Fachmann wie für den Laien nicht minder interessant, auch wenn sie nicht so populär sind wie „Lunochod" I und II. Es gibt durchaus vielfältige Möglichkeiten, etwas von ferngesteuerten Modellen zu erfahren. Gelegentlich sind Modellbauer mit ihren Modellen nach Feierabend oder am Wochenende auf einer Flugwiese oder an einem freien Gewässer anzutreffen. Umfassende Informationen über Bau und Betrieb ferngesteuerter Modelle erhält man von Arbeitsgemeinschaften in Schulen, Pionierhäusern, Klubstationen Junger Techniker oder von Sektionen der GST und aus der monatlich erscheinenden Zeitschrift „modellbau heute".

Auf den ersten Blick erscheint ein ferngesteuertes Modell wie ein interessantes Spielzeug. Ist das Interesse aber erst einmal geweckt, wird man bald feststellen, daß beim Bau und Betrieb eines Modells eine ganze Reihe von Problemen zu lösen sind. Grundsätzlich muß man zwischen Steuertechnik und Modelltechnik unterscheiden. Beispiel: Das Modell eines Torpedoschnellboots der Volksmarine soll im Maßstab 1 : 10 vorbildgetreu gebaut und ferngesteuert betrieben werden (Bild 1). Von der modelltechnischen Seite sind nun folgende Probleme zu lösen. Zunächst benötigt man einen detailgetreuen Bauplan, der durch entsprechendes Bildmaterial ergänzt wird. Dieses Bildmaterial ist vor allem für die vorbildgetreue Gestaltung der Aufbauten erforderlich. Hat man alle Unterlagen zusammen und weiß genau über jedes Detail und seine Funktion Bescheid, beginnt die Konstruktion. Jetzt ist zu überlegen, in welcher Technologie (welche Werkstoffe, wie verarbeiten) Rumpf und Deckaufbauten hergestellt und welche Funktionen (Steuerung von Ruder, Motor, Torpedoauswurf, Lichtsignale u. a.) realisiert werden sollen. Beim Bau des Modells zeigt sich meist, daß trotz umfangreicher Vorüberlegungen noch viele praktische Probleme zu lösen sind. Ehe ein vorbildgetreues Modell mit all seinen Details fertig ist, muß manche Stunde Arbeit aufgewendet werden

(Bild 2). Für manchen Modellbauer ist dieses Quellenstudium und dessen liebevolle Umsetzung beim Bau des Modells das A und O seines Hobbys. Der Aufbau eines solchen Modells wirft ganz spezifische Probleme auf, z. B. Maßstabtreue, Detailvielfalt, Bauqualität, Farbgebung. Ganz anders ist das bei den Schiffsmodellen der Geschwindigkeitsklassen. Dabei wird nur der Hubraum für eine bestimmte Klasse vorgegeben, alles andere kann der Modellbauer nach eigenen Überlegungen gestalten. So z. B. Länge, Breite und Form des Rumpfes (Bild 3), Anordnung von Motor, Tank, Schraube und Steuerung, Einstellung des Motors und Wahl der Schraube. Das einzige Ziel ist: schnell zu sein — schneller als die anderen. Um dies zu erreichen, muß man schon gut vertraut sein mit den physikalischen Gesetzen des Wassers und den Besonderheiten der Materie. Man muß wissen, wie Motorhöchstleistungen erreicht und in optimale Fahrtleistungen umgesetzt werden können. Ganz gleich, ob das Modell zu Hause allein oder ob es in einer Arbeitsgemeinschaft angefertigt wurde, irgendwann entsteht der Wunsch, es mit anderen zu vergleichen, den Erfahrungsaustausch — den Wettbewerb zu suchen. Der Schritt vom Modellbau zum Modellsport ist nur klein und sollte auch nicht gescheut werden. Der Modellsport ist in der DDR als Wehrsportart von der GST organisiert. Die GST veranstaltet auch Modellsportwettkämpfe, ausgetragen als Pokalwettbewerbe, Bezirks- und DDR-Meisterschaf-

1 *Leichtes Torpedoschnellboot (LTS) der Volksmarine der DDR*

2



Details des LTS

ten. Ankündigungen und Berichte über Modellsportwettbewerbe findet man regelmäßig in der GST-Zeitschrift „modellbau heute". Wettkämpfe ferngesteuerter Modelle werden bei Auto-, Schiffs- und Flugmodellen in verschiedenen Klassen ausgetragen. Die vielen Möglichkeiten kann der Leser aus der im folgenden erläuterten Klasseneinteilung ersehen.

Bei den ferngesteuerten Automodellen hat die GST folgende Klasseneinteilung eingeführt:

Klasse	
V — A	Von Amateuren hergestellte vorbildgetreue und vorbildähnliche Modelle
V — B	Von Amateuren hergestellte freie Konstruktion oder aus industriell vorgefertigten Teilen hergestellte Automodelle
V — R	Von Amateuren oder aus vorgefertigten Teilen hergestellte Rennmodelle mit Elektromotor im Maßstab 1:8
V — R 1	Formelrennwagen mit freistehenden Rädern
V — R 2	Sportwagen mit überdeckten Rädern
V — F	Von Amateuren hergestellte vorbildgetreue oder vorbildähnliche Modelle mit mehreren Funktionen (Funktionsmodelle)

Aus dieser Klasseneinteilung ersieht man, daß ziemlich jede Idee in einer der Klassen umgesetzt werden kann, ganz gleich, ob es sich um ein militärisches Funktionsmodell (Ketten- oder Radfahrzeug) oder um ein schnelles Rennmodell im Maßstab 1 : 8 handelt.

So wie sich der eine Modellbauer ganz den Automodellen verschrieben hat, schwört der andere auf sein Schiffsmodell. Aber auch bei den Schiffsmodellen liegt der besondere Reiz in der Vielfalt der Möglichkeiten. Schiffsmodellwettbewerbe werden in folgenden internationalen Klassen ausgeschrieben:

Klasse	
F 1 — V	Frei gebaute Geschwindigkeitsmodelle mit Verbrennungsmotor für Dreieckkurs
F 1 — E	Frei gebaute Geschwindigkeitsmodelle mit Elektromotor für Dreieckkurs
F 2 — A	Vorbildgetreue Modelle für Figurenkurs von 700 bis 1 100 mm Länge
F 2 — B	... von 1 100 bis 1 700 mm Länge
F 2 — C	... von 1 700 bis 2 500 mm Länge

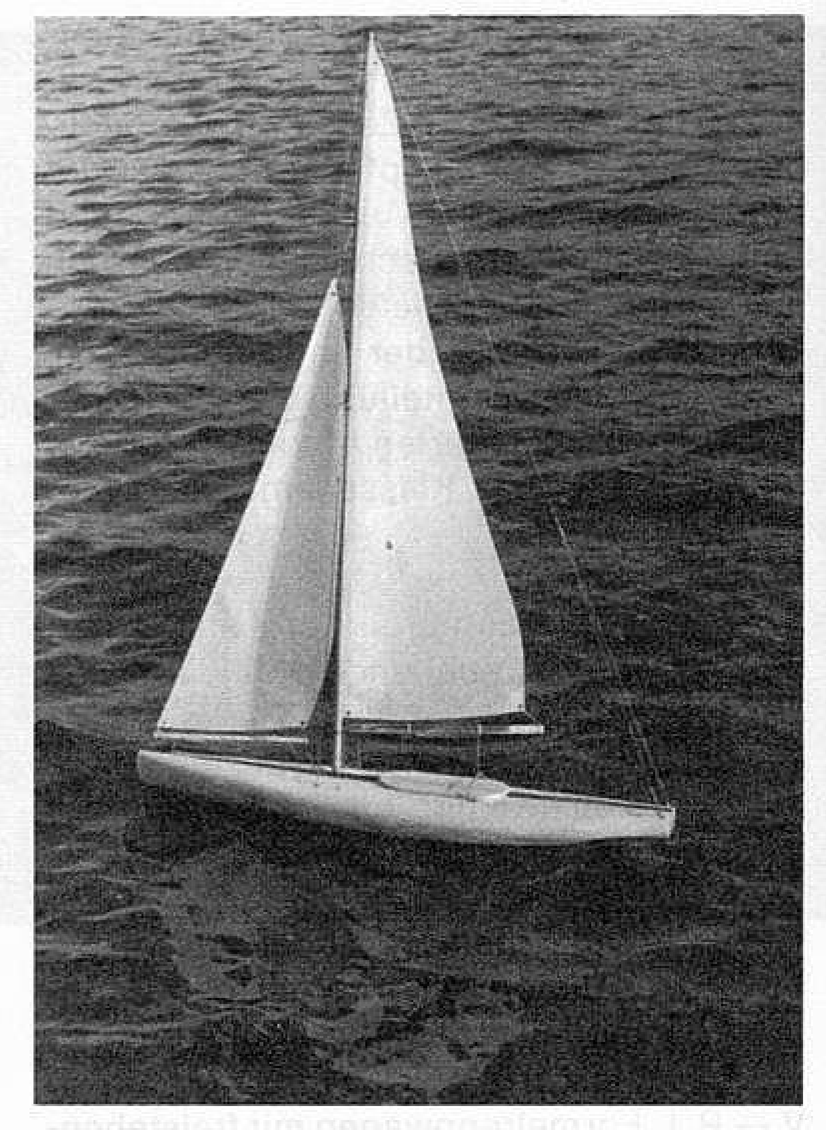
3
Geschwindigkeitsmodell der Klasse FSR 15



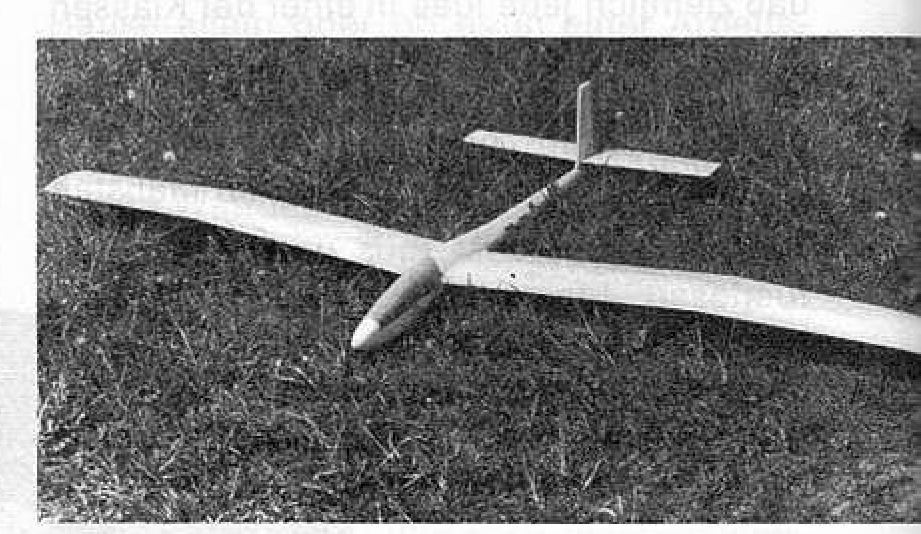
4
Automodell

F 3 — V Frei gebaute Modelle mit Verbrennungsmotor für Figurenkurs
F 3 — E Frei gebaute Modelle mit Elektromotor für Figurenkurs
FSR — 15 Frei gebaute Modelle für Dauerrennen mit Verbrennungsmotor bis 15 cm³
FSR — 35 ... mit Verbrennungsmotor bis 35 cm³
F 5 — M, F 5 — 10 und F 5 — X Modellsegeljachten, gebaut für das Gruppensegeln (Regatten) nach bestimmten Klassenvorschriften
F 6 Vorbildgetreue Modelle für Gruppenmanöver
F 7 Vorbildgetreue Funktionsmodelle

Vom Modellmotorbootrennen der Klassen FSR 15 oder FSR 35 über Segeljachtregatten der Klassen F 5 bis hin zu den viel Filigranarbeit erfordernden vorbildgetreuen Modellen der Klassen F 2, F 6 und F 7 ist auch bei dieser Modellart wieder für jeden etwas dabei.
Ganz ähnlich sieht es bei den Flugmodellen aus. Auch hier erfaßt die Klasseneinteilung ein sehr breites Spektrum. So gibt es folgende internationale Klassen:
Klasse
F 3 A Frei gebaute mehrachsgesteuerte Motorflugmodelle für Kunstflug
F 3 B Frei gebaute mehrachsgesteuerte Segelflugmodelle für Hang- und Thermikflug
F 3 C Frei gebaute (meist vorbildähnliche) Hubschrauber
F 3 D Pylon-Rennmodelle (Mannschaftsrennen auf einem Dreieckkurs)
F 4 C Ferngesteuerte Maßstabmodelle (Skalenmodelle) von Motorflugzeugen
F 4 D Ferngesteuerte Maßstab-Segelflugmodelle


5

Für ferngesteuerte Elektroflugmodelle wurde in der DDR noch keine Klasse eingeführt. In der jüngsten Zeit sind interessante Entwicklungen vor allem bei den Modellhubschraubern und den Elektroflugmodellen zu verzeichnen. Dies wurde einmal durch echte Pioniertaten von Modellbauern (Hubschrauber), aber auch durch die Entwicklung hochleistungs-

6


5 *Segeljachtmodell*

6 *Segelflugmodell (kunstflugtauglich)*

fähiger Bauteile (Akkus, Elektromotoren) möglich.
Die hier vorgestellte Klasseneinteilung bei den drei Modellarten gibt nur einige Anhaltspunkte. Interessenten können die vollständigen Klassen- und Wettkampfbestimmungen bei den Bezirksvorständen der GST (Abteilung Modellsport) oder bei Modellsportsektionen der GST einsehen.
Eingangs wurde bereits erwähnt, daß am ferngesteuerten Modell neben den modelltechnischen auch die steuerungstechnischen Fragen zu lösen sind. Diese auszuknobeln, wird besonders den Elektroniker interessieren. Um welche Probleme geht es dabei? Es sei wieder am Beispiel des bereits vorgestellten Torpedoschnellboots erläutert. Soll ein solches Modell den Figurenkurs vorbildgetreu fahren, so muß das Ruder stufenlos auf jeden erforderlichen Winkel und die Motordrehzahl ebenfalls stufenlos auf jeden für Vor- und Rückwärtsfahrt erforderlichen Wert eingestellt werden können. Dabei muß es möglich sein, beide Steuerfunktionen gleichzeitig und unabhängig voneinander (simultan) auszuführen. Moderne Fernsteueranlagen erfüllen alle diese Forderungen. Das dafür in der Praxis vielfach bewährte Lösungsprinzip soll im folgenden kurz erläutert werden.
Eine Modellfernsteueranlage besteht aus den Teilen Sender, Empfänger, Aufschalteinrichtung (Rudermaschine, Segelwinde, Fahrtregler o. a.) und Batterie (Bild 7). Für jede Funktion ist ein Steuerungskanal vorhanden. So kann man mit einer Zweikanalanlage zwei Funktionen (2 Ruder oder 1 Ruder und Antriebsmotor) fernsteuern. Mit einer 7-Kanalanlage wären dann 7 Funktionen simultan zu betätigen. Dies mag auf den ersten Blick viel erscheinen, aber bei Funktionsmodellen (Schiffsmodelle Klasse F 7) werden sie meist alle benötigt. Auch für ein Kunstflugmodell sind alle 7 Funktionen erforderlich, z. B.

Kanal 1 — Querruder,
Kanal 2 — Höhenruder,
Kanal 3 — Motordrossel,
Kanal 4 — Seitenruder,
Kanal 5 — Einziehfahrwerk,
Kanal 6 — Landeklappen,
Kanal 7 — Düsennadelverstellung.

Am Sender sind den Steuerhebeln die Funktionen erfahrungsgemäß wie folgt zugeordnet (Bild 8). Mit jedem Steuerknüppel können zwei Potentiometer und mit jedem Steuerhebel je ein Potentiometer betätigt werden. Dabei ist jede Knüppelstellung (Winkel) einem genau einstellbaren Ruderwinkel direkt proportional. Deshalb sind solche Fernsteueranlagen auch unter der Bezeichnung Proportionalanlage bekannt. Alle modernen Proportionalanlagen arbeiten nach dem Digitalprinzip. Mit dem Steuerknüppel stellt man das Kanalpotentiometer und damit den Kanalimpuls auf eine bestimmte Länge. Die Impulsbreite beträgt bei der DDR-Fernsteueranlage „start dp" 1,5 ms und ist um ± 0,5 ms variierbar. Dabei kann z. B. zugeordnet werden:

1,5 ms = Mittelstellung des Ruders,
(1,5 + 0,5) ms = 2 ms = Ruder rechts,
(1,5 − 0,5) ms = 1 ms = Ruder links.

Jeder Zwischenwert ist mit hoher Genauigkeit (bei vollintegrierter Schaltungstechnik bis 0,5 %) einstellbar. Da moderne Rudermaschinen für den Stellweg von 12 mm nur eine Stellzeit von 0,3 s benötigen und Stellkräfte bis 25 N entwikkeln, bleiben kaum noch Wünsche offen. Die im Senderimpulsteil erzeugten Kanalimpulse werden aneinandergereiht und modulieren den HF-Teil (Bild 9). Das Impulstelegramm wird von der Senderantenne ausgestrahlt und vom Empfänger im Modell empfangen. Der Empfänger verstärkt und formt das Impulstelegramm und zerlegt es wieder in einzelne Kanalim-

Teleskop-
antenne
(1,5 m)

Sender
(5 Kanäle)

Anzeige

Quarz

Kanal-
knüppel

Trimm-
hebel

Stellscheibe (Kanal 5)

Antennenlitze (1 m)

Empfänger
(5 Kanäle)

Quarz

NK-Akku (4,8 V/450 mAh)

Servo 1

Servo 2

Servo 3

Servo 4

Servo 5

7

Bestandteile der Fernsteueranlage

Zuordnung der Funktionen

Kanal 2

Kanal 3

Kanal 4

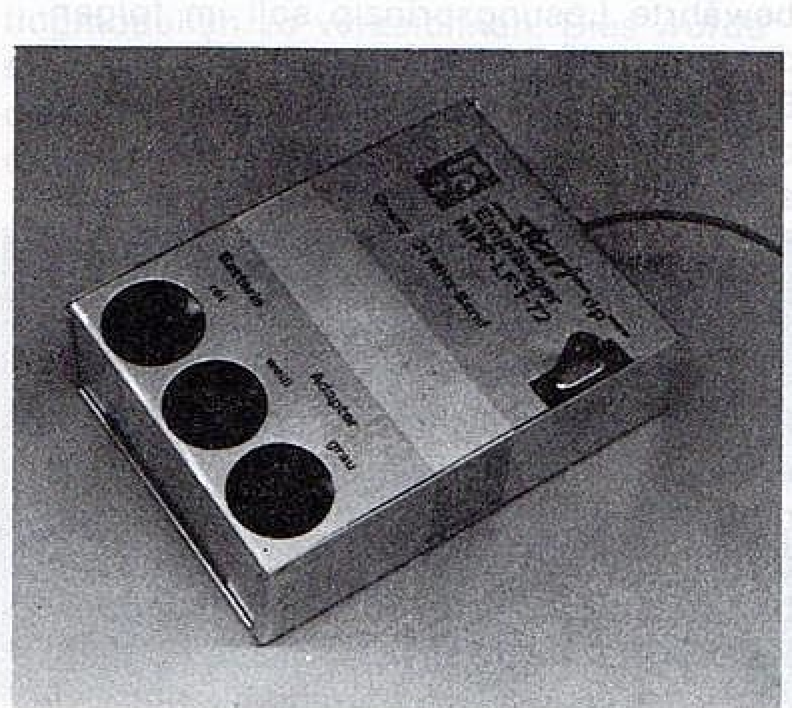
Kanal 5

Kanal 1

EIN
AUS

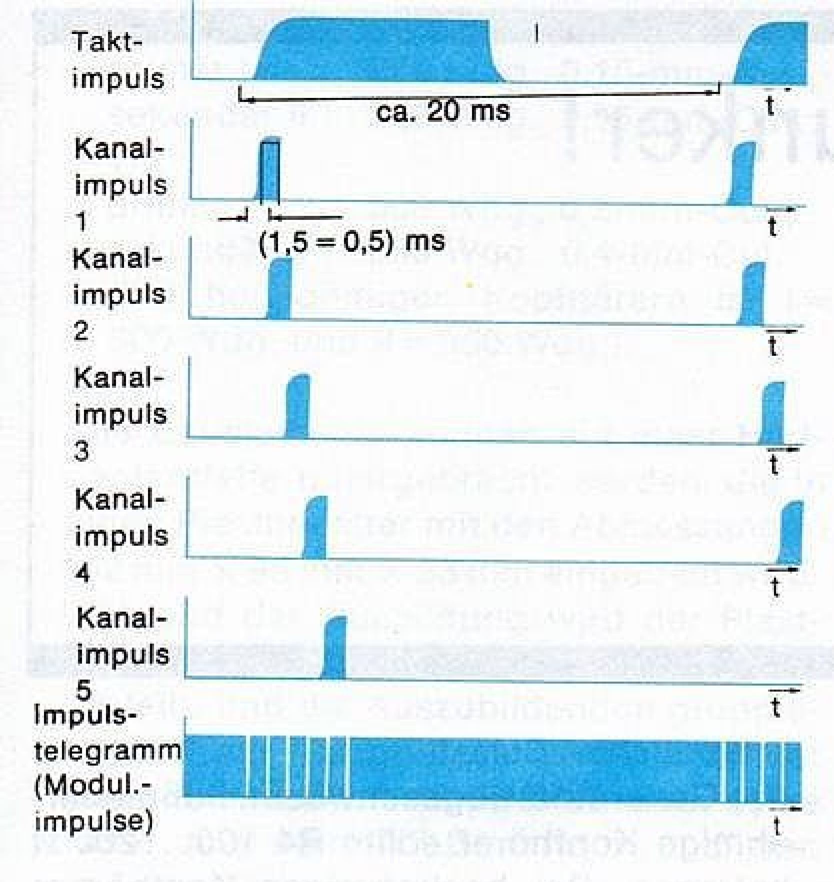
8





10

Fernsteueranlage „start dp“ links Sender, rechts Empfänger



9 *Impulsdiagramm*

pulse, so daß an jedem Kanalausgang ein getrennter Proportionalimpuls zur Verfügung steht. Dieser Proportionalimpuls wird von der Aufschalteinrichtung ausgewertet. Die Rudermaschine (als Servo bezeichnet) wandelt den Impuls in den proportionalen Ruderwinkel bzw. Stellweg um, die Segelwinde erzeugt den Schotzug (20 cm Weg in 5 s bei 50 N Zugkraft), und der Drehzahlregler stellt die Motordrehzahl stufenlos in beiden Richtungen für die Werte 10 A/20 V. Für spezielle Funktionen kann sich der Modellbauer dann entsprechende Aufschalteinrichtungen entwickeln. Der Realisierung eigener Ideen ist dabei breiter Raum gegeben.

An dieser Stelle sei aber ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Modellfernsteueranlage als Funksende- und -empfangsanlage den Bestimmungen der Landfunkordnung der DDR (GBI der DDR, Teil I, Nr. 12 vom 8. 3. 1974) unterliegt. Danach muß für jede in Betrieb genommene Fernsteueranlage eine personengebundene Genehmigung erteilt werden. Auch Jugendliche unter 18 Jahren erhalten sie. Genauere Auskunft über das Genehmigungsverfahren und damit verbundene Auflagen erteilt jede Abteilung Funk der für den Wohnort zuständigen Bezirksdirektion der Deutschen Post. Da die im Handel erhältlichen Fernsteueranlagen „start dp" (Bild 10) doch noch recht teuer sind, ist für manche elektronisch versierten Modellbauer der Selbstbau durchaus möglich und auch eine lohnenswerte Aufgabe. Entsprechende Unterlagen, z. T. sogar Bauanleitungen, wurden in den GST-Zeitschriften „modellbau heute" und „Funkamateur", aber auch in der „electronica"-Reihe des Militärverlags der DDR veröffentlicht. Durchaus interessante Veröffentlichungen über den Modellbau und die Modellelektronik findet man auch in den Zeitschriften anderer sozialistischer Länder, so der Zeitschrift „Modelist Konstruktor" UdSSR, „Modelar" ČSSR und „Modelarz" VR Polen. Diese Zeitschriften können im Abonnement durch den Postzeitungsvertrieb bezogen werden.

Hallo, junge Funker!

Werner Krüger

Um das Hören und Geben von Morsezeichen zu erlernen, benötigt man neben einem Kopfhörerpaar und einer Morsetaste auch einen Tongenerator. Nun ist ja bekannt, daß es sich im Kollektiv besser lernt und man gleichzeitig die Hör- und Gebeausbildung abwechslungsreicher gestalten kann. Nicht überall gibt es stationär eingerichtete Funkklassen, so daß es gerechtfertigt erscheint, ein transportables Funkpolygon für 6 Teilnehmer zum Selbstbau vorzustellen.
Mit dem transportablen Funkpolygon kann eine Gruppe Gebe- und Hörausbildung durchführen und die Abwicklung des Funkbetriebsdienstes üben. Vorteilhaft ist außerdem, daß man die Ausbildung sowohl in geschlossenen Räumen als auch im Gelände organisieren kann.
Zur Anlage gehören:

— ein NF-Generator T1 und T2 mit einer Verstärkerstufe T3;
— Morsetasten Taste 1 ... Taste 6;
— Kopfhörer K1 ... K6.

Mit dem Potentiometer R3 kann man die Tonhöhe des Generators verändern. R1 dient zur Temperaturstabilisierung und zur Rückkopplung. Mit dem parallel zur Primärwicklung des Ausgangsübertragers geschalteten R4 wird der Einfluß unterschiedlicher Belastung auf die Tonhöhe des Generators abgeschwächt. Für niederohmige Kopfhörer sollte R4 100...200 Ω betragen. Bei hochohmigen Kopfhörern muß R4 mit 2,2 kΩ gewählt werden. Als Stromversorgung genügt eine Flachbatterie.
Es ist zweckmäßig, wenn der Ausbilder vom Platz 1 aus arbeitet. Zum selbständigen Üben aller Teilnehmer müssen die Schalter S2..S6 geöffnet sein. Mit dem Schalter S7 kann sich der Ausbilder zur Kontrolle bei jedem anderen Teilnehmer einschalten. Für den Betrieb im Funknetz müssen die Schalter S2...S6 geschlossen werden.
Die Buchsen „Empfänger" sind zum Anschluß eines Empfängers gedacht, über den atmosphärische Störungen eingeblendet werden können.
Einige Hinweise zu den Bauelementen:

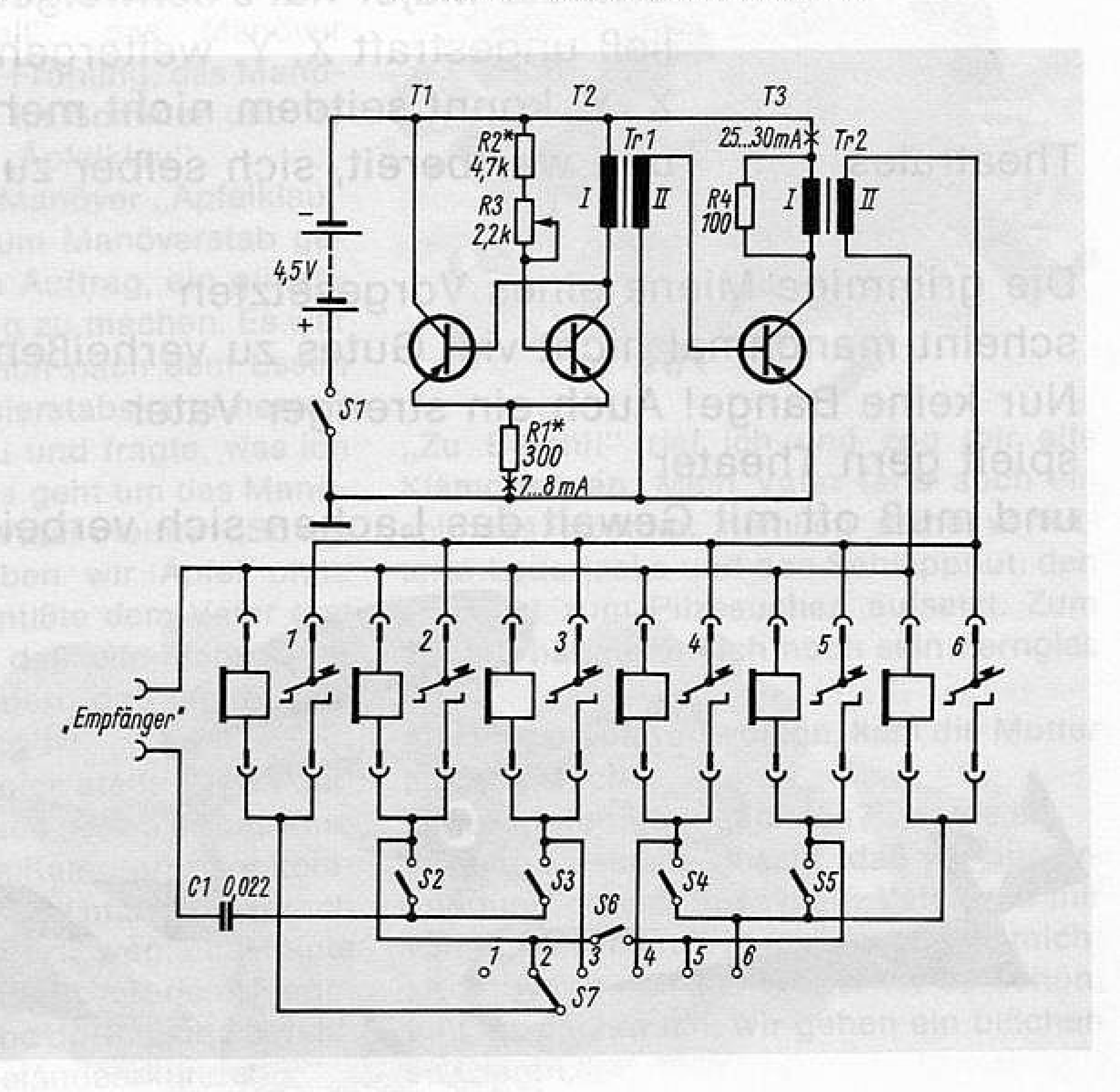
— S1...S6 — einpolige Kippschalter;
— T1, T2 — beliebige Transistoren mit einem Stromverstärkungsfaktor 10...30;
— T3 — beliebiger NF-Transistor mittlerer Leistung mit einem Stromverstärkungsfaktor 20..30.

Für die Übertrager verwendet man Eisenkerne, wie sie bei Transistor-Taschensupern üblich sind:

—Tr1
  primär I 300 Wdg., 0,15-mm-CuL,
  sekundär II 150 Wdg., 0,15-mm-CuL;
—Tr2
  primär I 500 Wdg., 0,2-mm-CuL,
  sekundär II 250 Wdg., 0,4-mm-Cul;
  (bei hochohmigen Kopfhörern ist I = 300 Wdg. und II = 350 Wdg.).

Alle Bauelemente können auf einer Hartpapierplatte untergebracht werden, die in einen Plastbehälter mit den Abmessungen 192 mm × 95 mm × 53 mm eingebaut wird. Während der Ausbildung wird der Plastbehälter in der Mitte des Tisches aufgestellt, und die Auszubildenden gruppieren sich im Kreis darum. Jeder verbindet sich über seinen Kopfhörer und seine Taste mit dem NF-Generator und den anderen Teilnehmern.

Viel Erfolg beim Bau des Geräts und beim Erlernen der Morsezeichen!



Stromlaufplan des transportablen Funkpolygons

Epigramme

Ottokar Domma



X. Ypsiloniade

Soldat X. Y., vor Eifer sonst besessen,
hat einmal den Soldatengruß vergessen.
Und der Major hat's schweigend übersehn,
ließ ungestraft X. Y. weitergehn.
X. Y. konnt seitdem nicht mehr ruhig schlafen
und war bereit, sich selber zu bestrafen.

Theatrales

Die grimmige Miene eines Vorgesetzten
scheint manchmal nicht viel Gutes zu verheißen.
Nur keine Bange! Auch ein strenger Vater
spielt gern Theater
und muß oft mit Gewalt das Lachen sich verbeißen.



Als wir ein Pioniermanöver durchführten

Ottokar Domma

Eines Tages wollte ich einmal die Gegend abfahren und ein Gelände für ein Pioniermanöver aussuchen. Wir haben nämlich mehrere Pioniermanöver: das Manöver „Flockenfall", das Manöver „Knospensprung" im Frühling, das Manöver „Heuschnupfen" im Sommer und im Herbst das Manöver „Äpfelklau".
Jetzt war wieder das Manöver „Äpfelklau" fällig. Weil ich mit zum Manöverstab gehöre, bekam ich den Auftrag, ein günstiges Gelände ausfindig zu machen. Es war gerade Sonntag. Gleich nach dem Essen holte ich meine Pionierstabskarte hervor. Mein Vater kam dazu und fragte, was ich vorhabe. Ich sagte, es geht um das Manöver „Äpfelklau". Der Vater meinte: „So ein Quatsch. Früher haben wir Äpfel ohne Karte geklaut." Ich mußte dem Vater erst einmal klarmachen, daß wir nicht Äpfel stehlen wollten, sondern daß das nur so eine Tarnbezeichnung ist.
Mein Vater bekam gleich steife Ohren und glänzende Augen. Auch schob er das Kinn vor und setzte seinen Kampfgruppenkommandeursblick auf. „Zeig mal her!" sprach er und nahm mir die Karte weg. Er schaute wie ein General und fuhr mit dem Finger auf der Karte dahin und dorthin und befahl: „Fertigmachen zur Geländeerkundung!"



„Zu Befehl!" rief ich und zog mir alte Klamotten an. Mein Vater fand auch ein schönes Kostüm, nämlich seine verwitterte Lederjacke und den Schlapphut, den er sonst zum Pilzesuchen aufsetzt. Zum Schluß hängte er sich noch sein Fernglas um.
Als wir gerade fortwollten, kam die Mutter aus der Küche.
„Was ist denn mit euch los?" fragte sie.
Ich hätte beinahe gesagt, daß wir auf Erkundung gehen, aber mein Vater gab mir von hinten einen Tritt und sprach für mich: „Ach, weißt du, das Wetter ist so schön, und da dachte ich, wir gehen ein bißchen spazieren."

Mein Vater lügt sonst nicht, und wenn er diesmal nicht die Wahrheit sagte, dann vielleicht nur wegen der Geheimhaltung. Deshalb unterstützte ich den Vater, indem ich ergänzte: „Weißt du, wir dachten, wir sehen uns einmal in den Gärten um, ob die Äpfel schon reif sind."

Meine Mutter bekam ganz kugelige Augen, und als sie wieder Luft zum Sprechen hatte, rief sie: „In diesem Aufzug wollt ihr am Sonntag durchs Dorf gehen? Ihr habt wohl nicht mehr alle beisammen! Was sollen die Leute denken?" Sie verlangte, daß wir uns sofort anständig anziehen. Außerdem möchte sie auch mitkommen, ein bißchen frische Luft könne nicht schaden. Die Mutter rief noch meine Schwester Jana, und die hüpfte ganz aufgeregt herum, als sie hörte, wir gehen spazieren. So blieb uns nichts weiter übrig, als uns umzuziehen; denn dem Befehl einer Mutter kann auch ein Kommandeur nicht widerstehen.

Wir latschten durchs Dorf. Im Rüdersberger Forst blieb mein Vater stehen und sprach zu mir: „Dort an diese Stelle muß man einen Beobachtungsposten hinsetzen. Da kann er alles übersehen, auch die Senke."

Ich sagte: „Das ist gut."

Und meine Mutter wunderte sich. „Wieso?"

Unterwegs riet mein Vater: „Durch den Wald geht man am besten mit einer Flankensicherung, damit man nicht überrascht wird."

Die Mutter meinte, der Vater soll keinen Unsinn reden, die Straße ist schön trokken, und sie versteht nicht, wovor er Angst hat.

Bei der Tannauer Brücke rief sie: „Guckt doch einmal, wie schön das Wäldchen dort ist!"

Mein Vater antwortete: „Hier muß man damit rechnen, daß jemand die Brücke vermint hat."

Meine Mutter sah den Vater an wie einen Kranken und fragte: „Fehlt dir was?"

Und der Vater meinte: „Ja, zum Wäldchen muß man unbedingt einen Aufklärungstrupp schicken!"

Da begriff endlich meine Mutter, daß wir nicht wegen der schönen Natur, sondern wegen des Manövers spazieren gingen, und sie war auf einmal ganz sauer. Der Vater flüsterte mir zu, daß er alles im Kopf behalten würde und wir zu Hause noch einmal über die Manöverlage reden wollten. Das geschah später auch.

Dann kamen die Herbstferien und mit ihnen der Tag des Manövers. Auch gab es eine besondere Überraschung. Unser Herr Sportlehrer Stramm verkündete, daß wir diesmal viele Gäste und Manöverhelfer haben, nämlich vier Reservisten vom Patenbetrieb, einen Genossen von der VP, einen auf Urlaub befindlichen Hauptmann von den Grenztruppen und einen Kampfgruppenkommandeur, und die Pioniere vom Manöverstab sollen sich im Lehrerzimmer melden.

Als ich dort eintrat, staunte ich wirklich. Ich sah nur Männer und mitten unter ihnen meinen Vater. Er winkte mir zu, aber dann hatte er für mich auch keine Zeit mehr. Denn die Erwachsenen standen um den großen Tisch, und sie hatten alle Landkarten bei sich, und sie besprachen das Gelände, und jeder wollte es besser wissen.

Der Genosse Hauptmann sagte: „Genossen, ich schlage vor, wir beziehen diesen Abschnitt!" und mein Vater entgegnete: „Diesen Abschnitt würde ich nicht nehmen, denn hier gibt's viel Wildsäue und sumpfiges Gelände."

Der Genosse Hauptmann fragte jetzt, was die anderen meinen, und der Genosse Bleichmann vom Patenbetrieb rief, er denke an ein ganz anderes Waldstück.

Sie stritten sich noch hin und her, und als es mir zu lange dauerte, rief ich: „Dürfen

wir vom Pionierstab auch was sagen, oder sollen wir vielleicht bloß Pappsoldaten spielen?"
Da lachten sie und sahen ein, daß es ja unser Manöver ist. Ich erklärte ihnen meinen Vorschlag, und da waren plötzlich alle einverstanden. Der Genosse Hauptmann meinte sogar, aus mir wird ein guter Soldat.
Nun begann die Einteilung der Gruppen. Die aus der 7. Klasse sollten das Forsthaus besetzen, und wir von der 6. Klasse sollten ihren Wimpel klauen. Auch wurde uns gesagt, daß es einige Schwierigkeiten zu überwinden gibt und wie man sich tarnen muß und überhaupt mit Kompaß und Karte zurechtkommt. Danach wurden die Kommandeure bestimmt. Ich bekam ebenfalls eine Gruppe zugeteilt, und die am ersten im Forsthaus sind und den Wimpel 'rausholen, sind Sieger. Nach dem Spiel treffen wir uns im Waldschlößchen bei der Gulaschkanone. Die Erwachsenen, so hieß es, sind die Schiedsrichter, und wenn noch jemand eine Frage hat, dann soll er sich melden.
Ich meldete mich und wollte wissen, was wir mit den Mädchen anfangen sollen. „Die heulen ja gleich, wenn man sie bloß antippt. Am besten wäre, wir schickten sie zum Kartoffelschälen, da könnten sie nichts versauen!"
Da war vielleicht was los. Alle schrien sie auf mich ein, am meisten die Mädchen. Sogar mein leiblicher Vater sagte: „Was sind das bloß für Ansichten?", und er wollte wissen, ob ich noch nie was vom Partisanenkampf gehört habe und wie tapfer dort die Mädchen und Frauen gewesen sind. Ich sagte: „Na ja, wenn du mir gleich so politisch kommst, dann muß ich es ja einsehen." Zur Strafe wurde mir sogar die dicke Mia zugeteilt, was mich am meisten ärgerte. Dann haben wir noch einmal die Uhren verglichen und sind abgezogen.
Meine Gruppe bestand aus sieben Jungen und fünf Mädchen. Bis zum Dorfrand konnte uns keiner sehen, doch danach wurde es schwierig; denn den Weg zum Forst konnte man gut beobachten. Wir setzten uns hinter eine Hecke und überlegten.
Der lange Schücht meinte: „Dann müssen wir eben auf dem Bauch bis zum Waldrand kriechen." Aber die Mädchen maulten, das machen sie nicht mit, dann werden sie ja so schmutzig.
„Da haben wir den Salat", antwortete ich, „wärt ihr Zimperlieschen bloß zu Hause geblieben!" Darauf setzte wieder ein Geschnatter ein, bis Schweine-Sigi rief: „Ich hab' eine Idee!" Die Idee bestand darin, daß wir bis zur Rüdersberger Landstraße gehen und dort den nächsten LKW anhalten könnten, „und wenn wir Glück haben, können wir unter die Plane kriechen und uns im Wald absetzen lassen." Das geschah.
Aber wie das manchmal so ist, ausgerechnet jetzt kam kein LKW, und wir guckten dauernd auf die Uhr, weil es immer später wurde. Nur der alte Herr Josef kam mit seiner halbblinden Liesl angezottelt. Das ist ein seltenes Tier, nämlich ein Pferd. Der kleine Wagen war zum Glück leer. Wir fragten den Herrn Josef, ob er uns beim Pioniermanöver helfen will. Aber ehe er verstand, verging wieder eine lange Zeit; denn der Herr Josef ist schwerhörig. Dann sah er endlich ein, daß er mit seiner alten Liesl noch einen militärischen Auftrag erfüllen darf, und er ließ uns aufsteigen. Wir legten uns flach, und der alte Herr Josef brüllte: „Zur Attacke!" und knallte mit der Peitsche.
Unterwegs dachte ich aber: Wenn dort auf dem Hügel einer auf den Bäumen sitzt, kann er uns trotzdem erkennen. Deshalb schrie ich dem Herrn Josef zu, er solle anhalten. Wir zogen uns die Klamotten übern Kopf und verdeckten die menschli-



chen Glieder so, daß der Beobachter denken mußte, der Herr Josef fährt wieder eine Ladung Altstoffe. So kamen wir ungesehen bis zum Wald.
Im Wald versammelten wir uns wieder und besprachen die Lage. Die Sonja Zunder meinte: „Wenn wir jetzt den nächsten Weg links abbiegen, kommen wir direkt zum Forsthaus, und dann sind wir da."
Ich sagte: „So blöd kann auch nur ein Mädchen dahinquatschen; denn wir müssen doch mit Beobachtern rechnen!" Und so blieb uns jetzt nur noch ein einziger Weg übrig, nämlich durch das eingezäunte Naturschutzgebiet, wo sich sowieso kein Mensch aufhalten darf, auch nicht die feindlichen Beobachter. Außerdem war das eine große Abkürzung. Ich kenne mich dort aus, weil im Naturschutzgebiet die schönsten Steinpilze wachsen.
Als wir an den Zaun kamen, gab es eine neue Schwierigkeit. Die dicke Mia kam nicht 'rüber. Als es uns endlich gelang, sie hochzuwälzen, fiel sie auf der anderen Seite wie ein Sack in ein Dornengestrüpp. Die einzige, die sich darüber freute, war die Bärbel Patzig, denn sie konnte sich endlich als Sanitäterin betätigen. Weil aber die Bärbel kein Blut sehen kann, mußten wir ihr erst mal die Augen verbinden. Die Mia jammerte wegen der aufgerissenen Haut, aber Bärbel kriegte trotzdem ganz gut den Verband um ihren dicken Beinschinken. Diese Verwundung kostete uns Zeit, aber jetzt wußte ich Bescheid, und der nächste Zaun kam erst wieder dicht vor dem Forsthaus.
Plötzlich standen wir wieder vor dem Zaun. Wir konnten das Forsthaus sehen, und einige von der 7. Klasse spielten sogar Skat. Nur vom Schuppendach rief manchmal einer: „Luft ist rein, kein Aas läßt sich blicken!"
Diesmal hatten wir Glück, weil im Zaun eine Lücke war. Wir quetschten erst Mia durch, dann kamen die anderen nach.
Ich sagte: „Einer muß auf die linke Seite, dort ein bißchen Lärm machen und sich gefangennehmen lassen. Bestimmt laufen sie alle zu dem Gefangenen und freuen sich." Als ich rief: „Freiwillige vor!" meldete sich Mia, und ich versprach ihr dafür eine Auszeichnung, außerdem wird sie ja von uns wieder befreit.
Die Mia schlich durch die Büsche, und als wir sie am anderen Ende „Aua" schreien hörten, rannten alle vom Forsthaus dorthin und nahmen die Mia gefangen, und sie lachten sich halbtot, als sie ihren verwundeten dicken Schenkel sahen. Nach dieser Ablenkung war es für uns nicht schwer, ganz einfach ins Forsthaus zu springen und vom Dachbodenfenster den Wimpel zu holen. Damit waren wir Sieger, und die aus der 7. Klasse mußten sich gefangennehmen lassen. Wir zogen zusammen zum Waldschlößchen und eroberten jetzt auch noch die Gulaschkanone.
Erst eine Stunde später trudelten die anderen Gruppen ein und schimpften, weil sie im Forsthaus niemand mehr gefunden hatten. So wurde unsere Gruppe als Sieger geehrt, und die dicke Mia bekam von mir als Auszeichnung meine Bockwurst.
Bei der Auswertung fragte der Genosse Hauptmann: „Wie habt ihr das so schnell geschafft, ohne daß euch einer bemerkte?"
Ich sprach: „Genosse Hauptmann, das ist ein militärisches Geheimnis." Da mußte er einsehen, daß wir nichts verraten durften. Und der Genosse Hauptmann meinte, daß ich noch eine große militärische Zukunft haben werde.
Kann schon sein. Vielleicht werde ich sogar ein Waldmarschall.

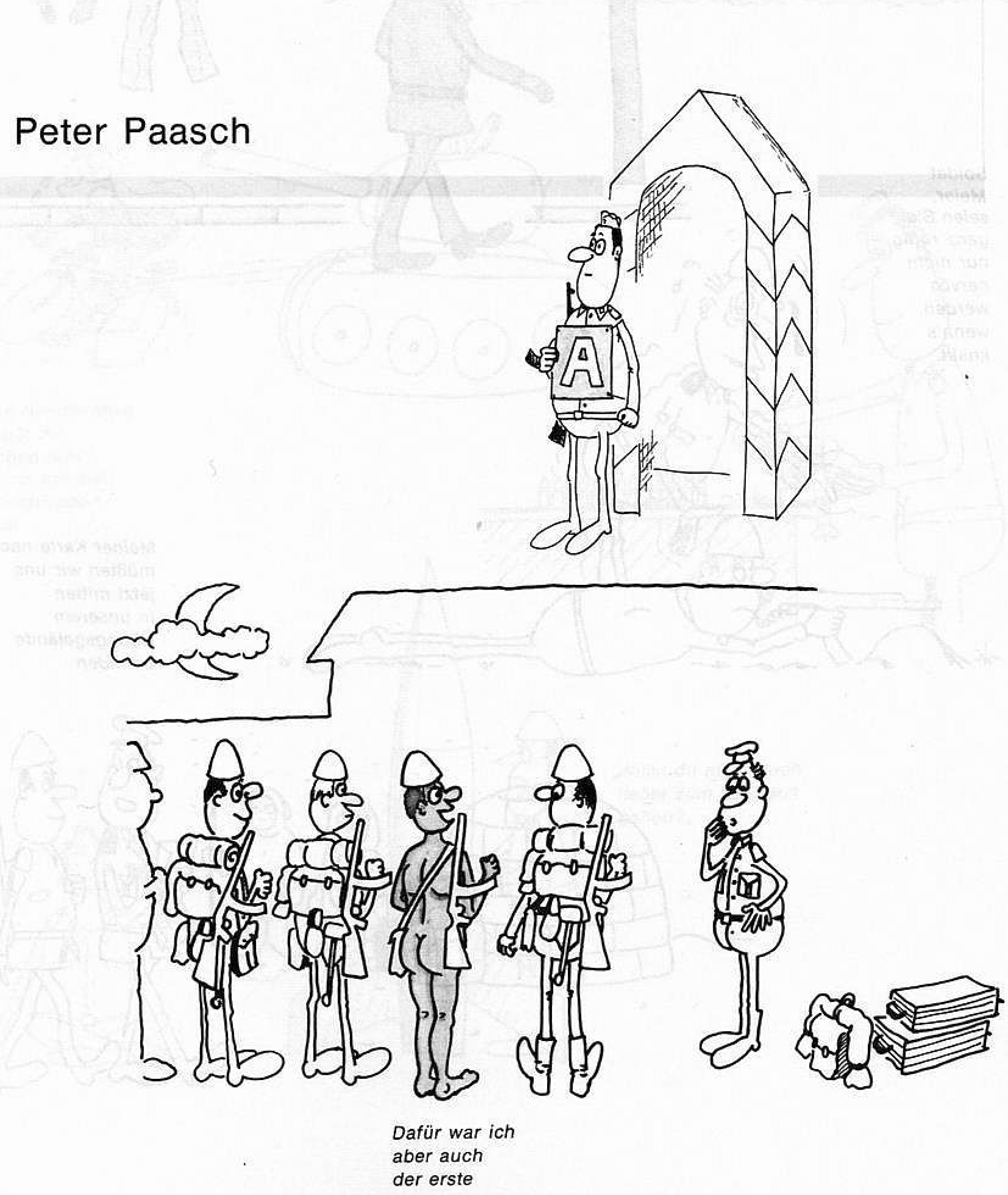
Der Fachmann

Lutz R. Schöning

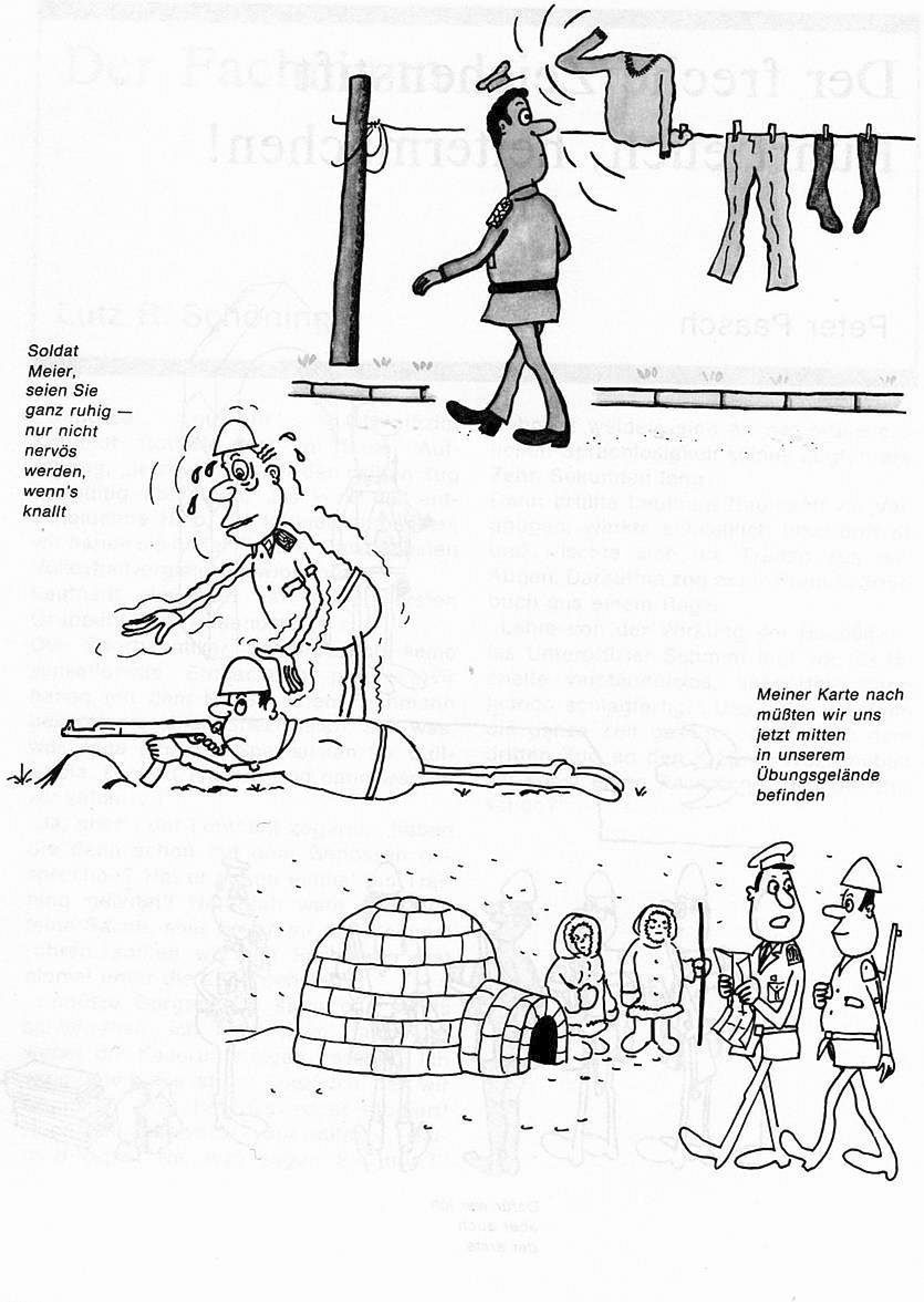
„Genosse Leutnant“, Unteroffizier Schmidt stotterte fast vor lauter Aufregung, „jetzt werden wir den dritten Zug endgültig abhängen, das wird der entscheidende Hieb, die können einpacken, wir haben sie in der Tasche! Den nächsten Volleyballvergleich gewinnen wir!“
Leutnant Neumann sah seinen ersten Gruppenführer fragend an.
Der Sportfanatiker Schmidt gab seine sensationelle Entdeckung preis: „Wir haben mit dem Neuen einen Fachmann bekommen, einen Spezialisten, ach was, was sage ich, *den* Spezialisten für Ballspiele. Er wird Trainer, und dann werden wir sehen ...!“
„Ja, aber“, der Leutnant zögerte, „haben Sie denn schon mit dem Genossen gesprochen? Hat er schon einmal ein Training geleitet? Natürlich wäre das eine feine Sache, aber bevor wir die Trommel rühren, sollten wir den Fachmann erst einmal unter die Lupe nehmen.“
„Unnütze Sorgen! Da kann gar nichts schiefgehen. Ich habe beim Hauptfeldwebel die Kaderunterlagen gesehen. Ich sage Ihnen, das ist der Spezialist, den wir brauchen. Der hat das sogar studiert! Hochschulabsolvent, Spezialfach Bal-ne-o-lo-gie! Na, was sagen Sie nun?“
Schmidt weidete sich an der offensichtlichen Sprachlosigkeit seines Zugführers. Zehn Sekunden lang ...
Dann brüllte Leutnant Neumann vor Vergnügen, winkte schließlich erschöpft ab und wischte sich die Tränen aus den Augen. Daraufhin zog er ein Fremdwörterbuch aus einem Regal.
„Lehre von der Wirkung der Heilbäder“, las Unteroffizier Schmidt laut vor. Er lächelte verständnislos, antwortete dann jedoch schlagfertig: „Das habe ich doch die ganze Zeit gesagt: Jetzt geht's dem dritten Zug an den Kragen. Wozu haben wir sonst einen Fachmann für kalte Duschen?“

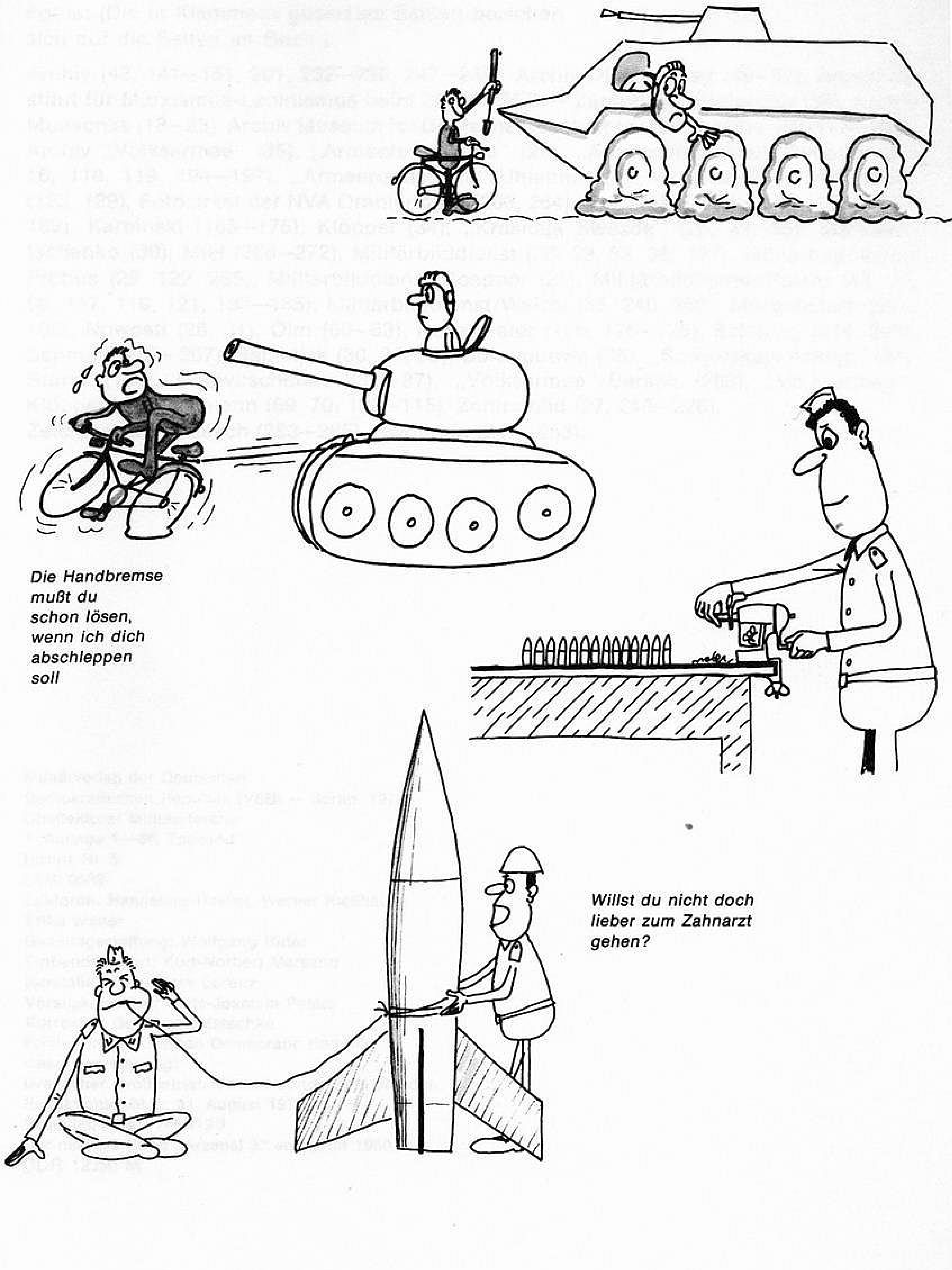
Der freche Zeichenstift
Rührt euch, heitermachen!

Peter Paasch



Dafür war ich aber auch der erste


Soldat
Meier,
seien Sie
ganz ruhig —
nur nicht
nervös
werden,
wenn's
knallt
Meiner Karte nach
müßten wir uns
jetzt mitten
in unserem
Übungsgelände
befinden


Die Handbremse mußt du schon lösen, wenn ich dich abschleppen soll
Willst du nicht doch lieber zum Zahnarzt gehen?

Fotos: (Die in Klammern gesetzten Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Buch.)

Archiv (43, 141—151, 201, 232—238, 247—249), Archiv Dietz Verlag (49—57), Archiv Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED — Zentrales Parteiarchiv (58), Archiv Munschke (18—23), Archiv Museum für Deutsche Geschichte (164), Archiv NBI (177—183), Archiv „Volksarmee" (35), „Armeerundschau" (29), „Armeerundschau"/Gebauer (9—16, 118, 119, 194—197), „Armeerundschau"/Uhlenhut (41, 42, 210—213, 241), Flohr (125, 129), Fotozirkel der NVA Oranienburg (263, 264), Gurlt (189), Hein (152—155, 185—189), Karpinski (165—175), Klöppel (34), „Krasnaja Swesda" (26, 33, 35), Malewantschenko (30), Miel (268—272), Militärbilddienst (28, 29, 33, 36, 137), Militärbilddienst/Fröbus (29, 122, 265), Militärbilddienst/Hoepner (25), Militärbilddienst/Patzer (42, 68, 69, 117, 119, 121, 133—135), Militärbilddienst/Walzel (35, 240, 263), Morgenstern (94—106), Nowosti (26, 31), Olm (60—63), Rosentreter (125, 126—128), Schilling (244, 245), Schmidt (202—207), Semeljak (30, 31, 39), Sologubowa (38), „Sowjetskaja Armija" (31), Sturm (120), Udowitschenko (32, 37), „Volksarmee"/Bersch (263), „Volksarmee"/Klöppel (44), Willmann (69, 70, 107—115), Zentralbild (27, 216—226).
Zeichnungen: Paasch (283—285), Swoboda (247—253).

Militärverlag der Deutschen
Demokratischen Republik (VEB) — Berlin, 1978
Cheflektorat Militärliteratur
1. Auflage 1.—30. Tausend
Lizenz-Nr. 5
LSV: 0589
Lektoren: Hannelore Haelke, Werner Kießhauer,
Erika Walter
Gesamtgestaltung: Wolfgang Ritter
Einbandentwurf: Kurt-Norbert Marsand
Hersteller: Hannelore Lorenz
Vorauskorrektor: Hans-Joachim Peters
Korrektor: Gertraude Matschke
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung:
Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden
Redaktionsschluß: 31. August 1977
Bestellnummer: 745 919 3
Der nächste Band „Arsenal 3" erscheint 1980.
DDR 12,50 M

Mittel der Nachrichtenverbindu

Im ersten Weltkrieg 1914—1918

Mittel	Übermittlungsgeschwindigkt.	Reichweite	Einsatzraum	Bemerkungen
Meldegänger	2–7 km/h	5–10 km	Hauptkampflinie (HKL)	Für größere Entfernungen nicht einsetzbar
Meldereiter	8–10 km/h	etwa 100 km	Auf dem Marsch unbegrenzt, an der Front nur außer Schußweite der HKL	Mit Wechselpferden auch weiter
Meldehund	5–8 km/h	25–30 km	HKL bis Regiment	Nur auf bekannter oder vorbereiteter Spur einsetzbar
Brieftaube	60–100 km/h	bis 1000 km	Ab Division aufwärts	Nur in Richtung des „heimatlichen" Schlages einsetzbar
Feldtelefon	Sprachgeschwindigkeit	Einfachleitung: 10–20 km Doppelleitg.: 15–25 km	Kompanie bis Regiment und ab Division aufwärts	Einfachleitung gegen Erde
Morse-(Baudot) Telegraf	40–60 Zeichen in der Minute	je nach Leitungsmaterial ≧ 1000 km (Postleitung)	Ab Division aufwärts	Mit Hilfe des Morsealphabetes
Funkgerät	50–80 Zeichen in der Minute	bewegliche Funkstellen bis 300 km, stationäre u. halbstationäre etwa 3000 km	Ab Division aufwärts	Kurz- und Langwelle (KW und LW)
Signalgast	Winken: 70–100 Zeichen/min. Blinken: 30–50 Zeichen/min.	direkte Sichtweite	Schiff / Schiff Schiff / Land Land / Schiff	Stark abhängig von den meteorolog. Bedingungen
Funktelefonie	Sprachgeschwindig.	20–50 km	Zu Schiffen und Zeppelinen	Kurzwelle

In

ndungen und ihre Leistungen

Im zweiten Weltkrieg 1939—1945

Mittel	Leistung	Reichweite	Einsatzraum /-ebene
Neue Leitungsmaterialien und Bauweisen, Drehkreuzachsen	bis 4 Kanäle mit Trägerfrequenz (TF-Geräten) (4adrig, ohne und mit Bespulung „Pupinisierung")	2 – 350 km	Armee, Armeekorps
Feldfernkabel	bis 8 Fernsprechkanäle und mehrere Fernschreiben, in Abhängigkeit von TF-Apparaturen	Abhängig vom Leitungsmaterial 1000 – 2000 km	Armee aufwärts, höhere Führung
Feldverwendungsfähige Trägerfrequenzgeräte	4 – 8 Kanäle je Leitung	Abhängig vom Leitungsmaterial	Armeekorps aufwärts
Mehrfachtelegrafiegeräte	bis 6 Kanäle je Grundleitung		
Elektromechanische Fernschreiber	250 – 350 Anschläge/min	Abhängig von der Qualität der Leitungen	ab Division aufwärts
Ultrakurzwellen (UKW) Funkgeräte	bis 30 W	Boden und See: 15 – 30 km Boden-Luft: je nach Flughöhe	Flugzeuge, Panzer taktische Ebene
Dezimeter (DM) Richtfunkstellen	mehrere Watt, bis 8 Fernsprech- oder 24 Fernschreibkanäle je nach Ausstattung	mit Relaisstellen über mehrere hundert km	Höhere und vor allem oberste milit. Führung













Ernennung
zum Leutnant.
,,Alle Leinen los
und ein!''
Friedrich Engels
als Adjutant
im Freikorps Willich.
Rakete — Start!
Umsteigen
auf den ,,Ural''.

Von Ringpanzern
und Prunkharnischen.
Liebe geht
seltsame Wege.
Kleines GST-Lexikon.
Sprünge
aus ,,Anna 12''.
Soldaten unter
Palmen und
subtropischem Himmel.
Mutproben.

Der Weg
als Kundschafter.
Die Geburt der
Panzerwaffe.
Auf den
Spuren des Stammes
der Quimbaya.
Ferngesteuerte
Modelle.